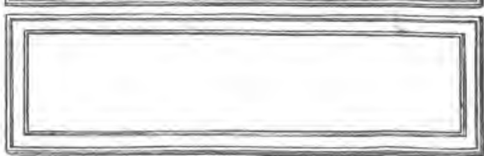


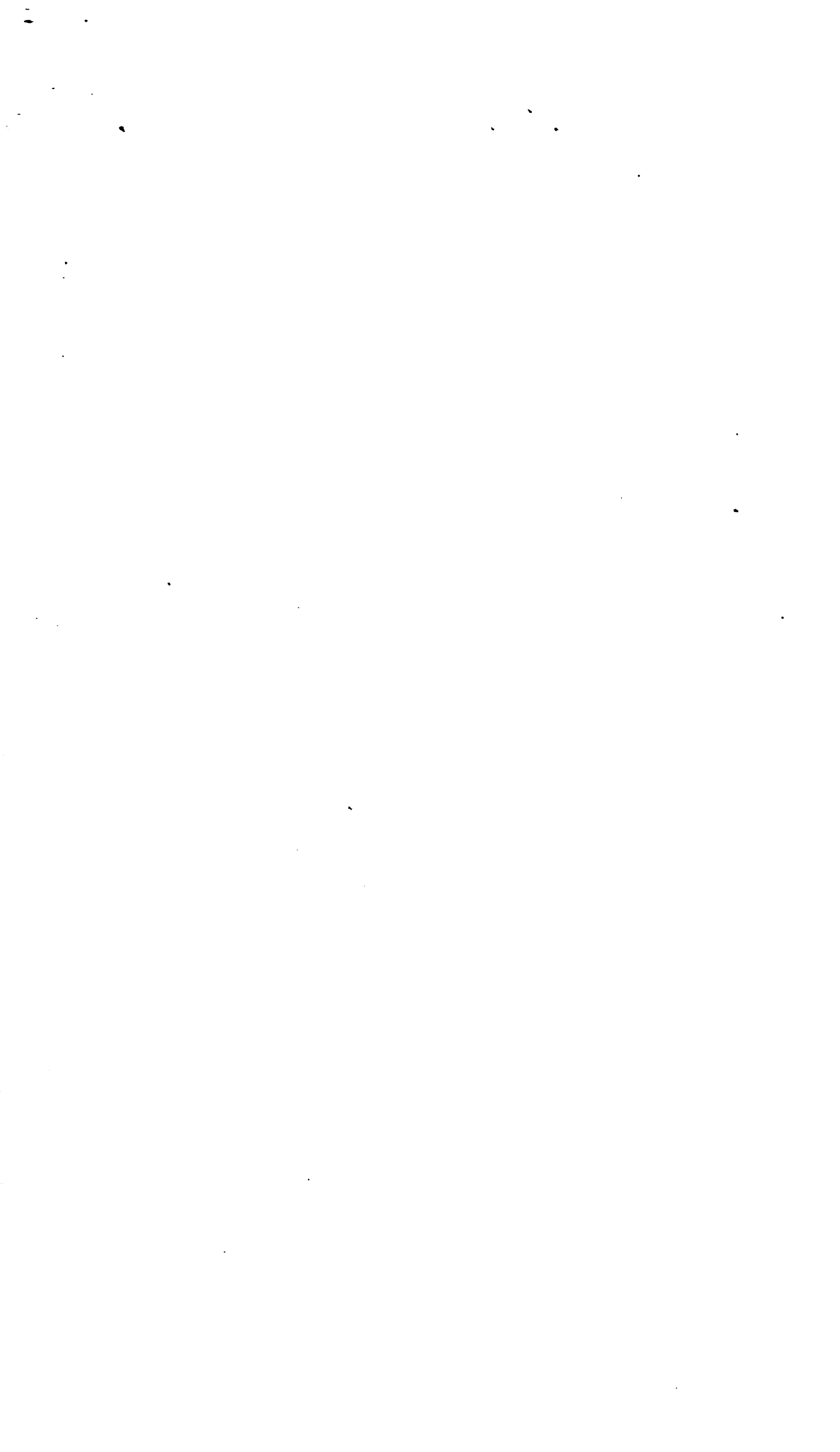


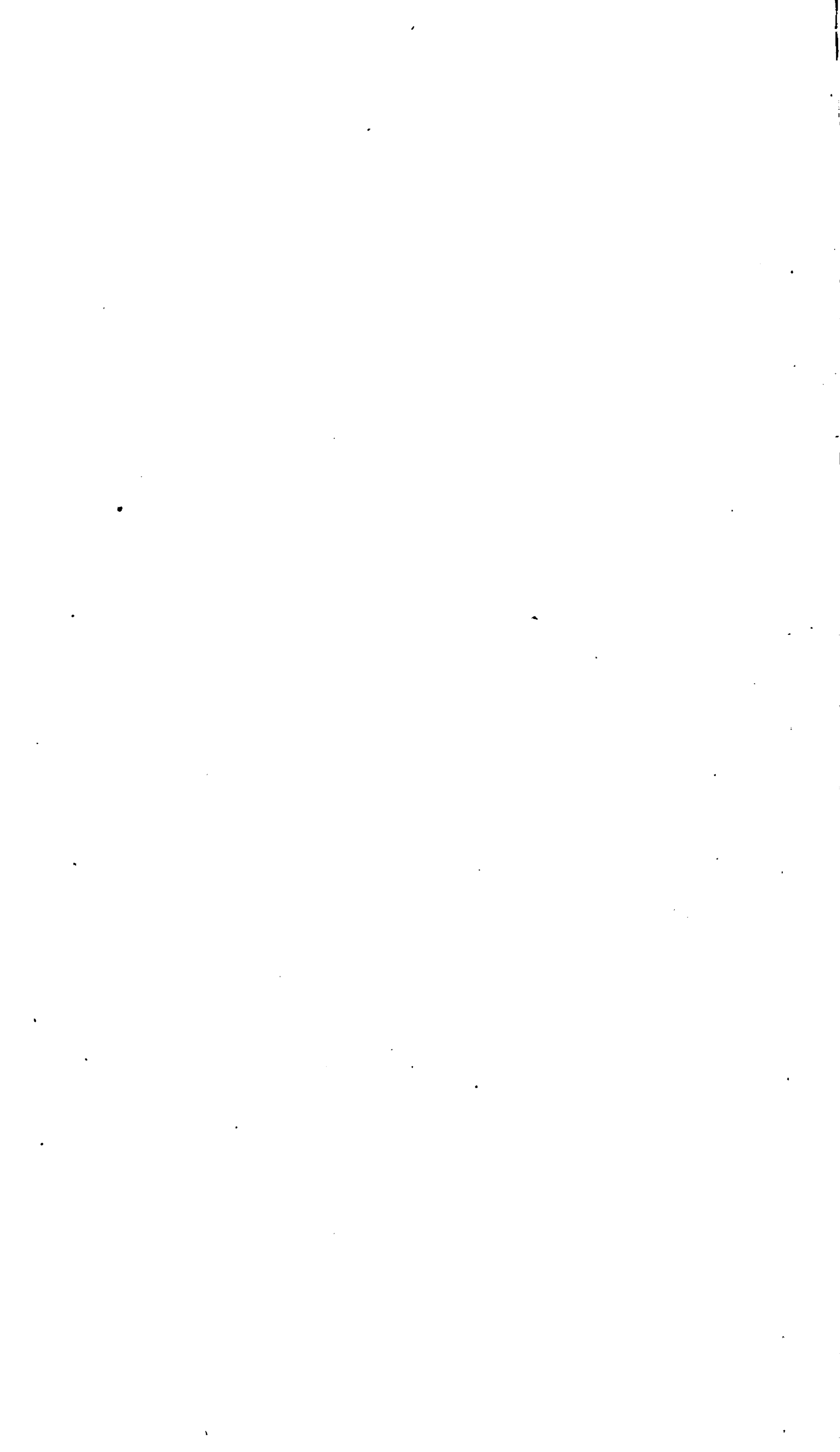


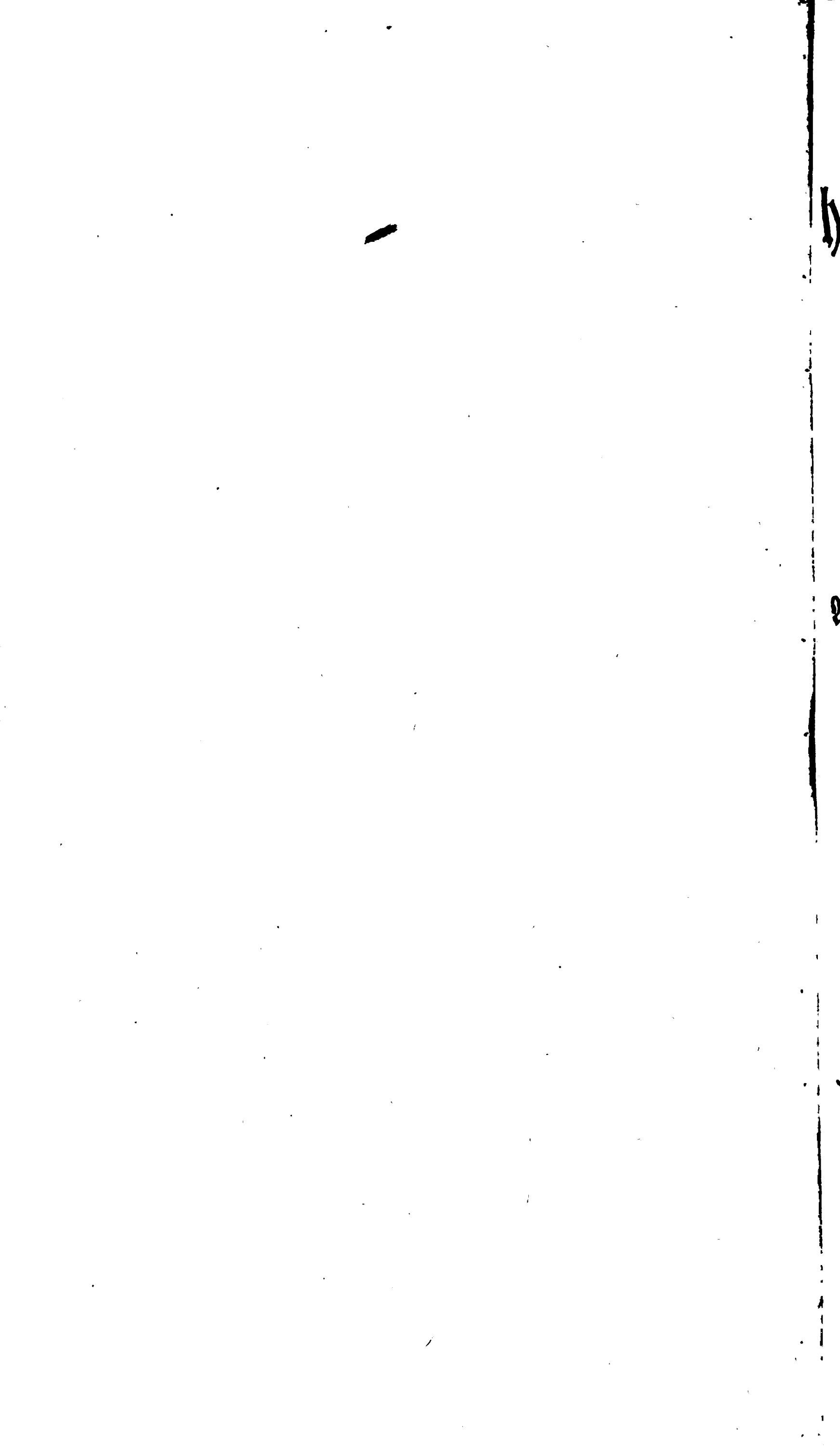

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS











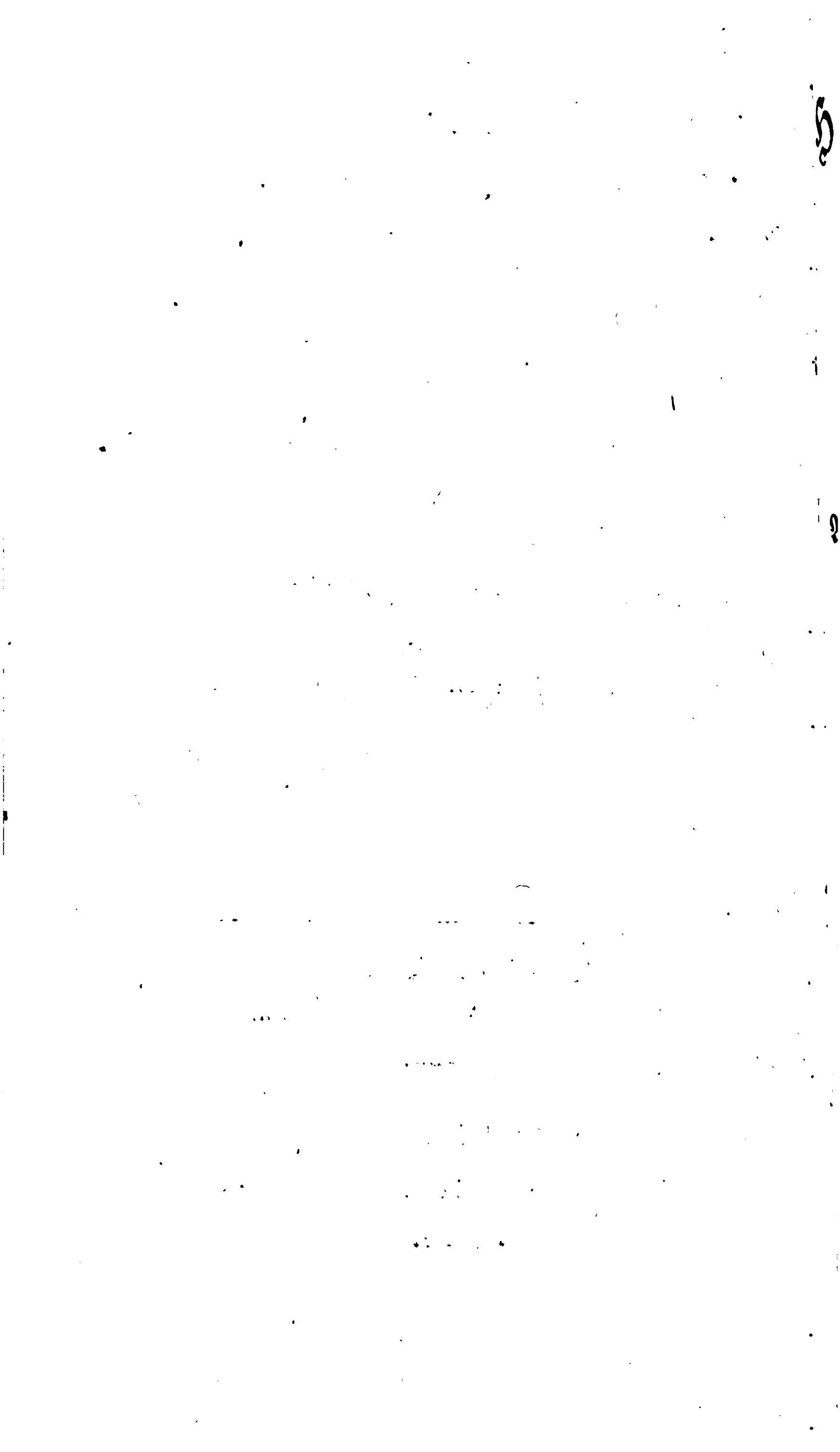
Vermischte historische Schriften

von

Arnold Herrmann Ludwig Heeren,
Ritter des Guelfen-Ordens,
Hofrath und Professor der Geschichte in Göttingen.

Dritter Theil.
Mit drei Kupfertafeln.

Göttingen,
bei Johann Friedrich Röwer.
1821.



Historische Werke

von

Arnold Herrmann Ludwig Heeren,
Ritter des Guelfen-Ordens,
Hofrath und Professor der Geschichte in Göttingen.

Dritter Theil.

Göttingen,
bei Johann Friedrich Röwer.
1821.

Inhalt.

I.

Ueber den historischen Werth der Biographieen Plutarch's

Geschrieben im Jahr 1821.



[Der königl. Societät der Wissenschaften allhier sind von mir vier Abhandlungen über die Quellen und die Glaubwürdigkeit der Biographieen Plutarch's vorgelegt worden, welche demnächst in dem I. III. und IV. Bande ihrer Commentationes Recentiores gedruckt erschienen sind *). In diesen Abhandlungen, von deren Inhalt, wie von dem meiner übrigen Societäts-Vorlesungen, am Ende dieses Theils eine Uebersicht gegeben werden wird, sind die Biographieen Plutarch's, in den beiden ersten die der Griechen, in den beiden letzten die der Römer, einzeln durchgegangen; und die Quellen, aus denen Plutarch in jeder derselben geschöpft hat, so viel ich es vermochte, nachgewiesen. Sie bilden nur die Grundlage des folgenden Aufsatzes, der weder eine Uebersetzung noch ein Auszug aus ihnen ist; sondern der die allgemeinen Resultate weiter entwickelt, welche dort am Schluß der vierten Abhandlung nur summarisch angegeben sind].

---

*) Für die Besitzer der Ausgaben Plutarch's von Reiske und Hutten, sind sie auch in gleichem Format mit diesen als Anhang dazu abgedruckt worden: De fontibus et auctoritate vitarum Parallelarum *Plutarchi* Commentationes quatuor; in consessibus Reg. Soc. Scient. praelectae; jam vero editionibus Plutarchi *Reiskii* et *Huttenii* Appendicis loco accommodatae. Gottingae 1820. ap. Dieterich. 104 S. 8.

Die Biographieen großer Männer, vor allen derer, die als handelnde Hauptpersonen in der Geschichte der Völker und Staaten auftreten, hatten von jeher für jeden denkenden und empfindenden Leser einen eigenthümlichen Reiz. Die allgemeine Geschichte kann uns, wenn sie sich nicht Abschweifungen erlauben will, nur eine unvollkommene Kenntniß von ihnen verschaffen. Sie erzählt uns ihre Thaten, durch welche als Herrscher, als Heerführer, als Staatsmänner sie sich unsterblich gemacht haben; aber es fehlt ihr an Gelegenheit, sie uns als Menschen kennen zu lehren. Sie zeigt uns vielleicht was sie waren; aber nicht wie sie es wurden; sie zeigt sie uns in ihrem öffentlichen, aber selten in ihrem Privatleben. Und doch kennen wir ohne dieses sie nur zur Hälfte. Wir sehen ihre Thaten, aber gar nicht, oder doch sehr unvollkommen, die Quellen aus denen sie flossen. Sie bleiben uns also ein Räthsel; und falsche Urtheile über sie sind die Folgen davon. Denn wie sehr auch der Staatsmann und Heerführer sich über sein Volk erheben mag, so vermag er es doch nicht, den Menschen auszuziehen. Er mag noch so sehr nach den äußern Umständen handeln; seine Handlungen werden doch zugleich durch seine Persönlichkeit bestimmt. Und diese Persönlichkeit

bildet sich gerade in den frühern Perioden des Lebens aus, wo der nachmals groß gewordene Mann der Geschichte noch keinen Stoff darbietet.

Die Forderungen, welche man an den Biographen macht, sind oft sehr verschieden gefaßt worden. Sie lassen sich aber meines Erachtens in Einem Hauptpunkt zusammenfassen: Er soll uns die Persönlichkeit und den Wirkungskreis seines Helden darstellen. Thut er dieß, so mag es ihm überlassen bleiben, ob er in der Erzählung seines Lebens genau die Zeitfolge beobachten, oder davon abweichen; ob er in fortlaufender Erzählung, oder in einzelnen Abschnitten seinen Stoff behandeln will. Alles Andere ist außerwesentlich; jene Eine Forderung aber kann nicht erlassen werden.

Aber die Persönlichkeit eines Andern treu und genügend darzustellen, — wie viel setzt es voraus; wie viel schließt es in sich! Es ist schwer, sich selber kennen zu lernen, wie viel schwerer einen Andern! Und wenn es vielleicht bei dem Zeitgenossen, bei dem Bekannten, bei dem Freunde möglich ist; wird es auch bei dem Verstorbenen möglich seyn? bei dem, den vielleicht eine Reihe Jahrhunderte von uns trennt? Werden wir hier noch den Blick in die Tiefen seines Charakters, in die verborgenen Falten seines Gemüths werfen können?

Und doch hängt hieran ein großer, ja wohl der größere Theil des innern Zusammenhangs der Geschichte; den wir, im Gegensatz gegen das Spiel der Einwirkung der äußern Ursachen, den psychologi-

schen Zusammenhang nennen wollen. Wenn die Geschichte nichts anders ist, als ein fortlaufendes Gewebe von Ursachen und Wirkungen, in dem die Wirkungen wieder Ursachen neuer Wirkungen werden; wenn es das Geschäft des Geschichtschreibers, sobald er den Namen eines pragmatischen Geschichtschreibers verdienen will, seyn muß, dieses Gewebe zu entwickeln, und den Zusammenhang der Ursachen und Wirkungen zu erklären, — wird er dann diese Ursachen nicht eben so oft in dem Innern, in dem Charakter und in dem Gemüth der Handelnden, als in äußern Umständen und Begebenheiten suchen müssen?

Aber wie viel setzt dieses nicht voraus? Wer sieht nicht, daß wenn dieses auch nicht ganz unmöglich, daß es doch nur in einem gewissen Grade möglich, und auch dann noch stets ein höchst mißliches Unternehmen ist? Und wenn wir uns zu dem demüthigenden Geständniß genöthigt sehen, daß eine vollkommene pragmatische Geschichte, selbst die des kleinsten Staats, selbst einer Begebenheit von mäßigem Umfange, über die Kräfte auch des sorgfältigsten Forschers hinausgeht, daß das Ziel so weit hinausgesteckt ist, daß wir uns ihm nur einigermaßen nähern, nie aber es erreichen können, so finden wir darin Eine Hauptursache (denn auch noch andere trugen dazu bei), weßhalb die Zahl der Geschichtschreiber, denen die Stimme der Jahrhunderte den ersten Rang angewiesen hat, so sehr beschränkt ist, daß man vielleicht zehn berühmter Feldherren gegen einen

großen Geschichtschreiber findet. So wahr ist der Ausspruch Sallust's: Ac mihi quidem, tametsi haudquaquam par gloria sequatur scriptorem et auctorem rerum; tamen inprimis arduum videtur, res gestas scribere.

In die Reihe der ersten Biographen, wenn auch nicht der eigentlichen Geschichtschreiber, wurde sonst einstimmig Plutarch gesetzt. Erst in den neuern Zeiten, in denen man, in der Meinung für sich selber dadurch Platz zu gewinnen, lieber tadelt als lobt, (wenn auch keiner dieser Critiker bisher im Stande gewesen ist, eine Plutarchische Biographie zu liefern), erhoben sich Stimmen gegen ihn; theils weil man anfing, Theorieen der Biographie aufzustellen, denen die seinigen nicht entsprachen; theils weil man in manchen seiner Ansichten, besonders seiner politischen Ansichten, nicht mit ihm einverstanden war. Aus dieser letzten Ursache am lautesten die des Brittischen Geschichtschreibers Mitford, hauptsächlich in dem vierten Theil seiner Griechischen Geschichte. Er behandelt ihn als einen partheiischen, von Vorurtheilen geblendeten, und überhaupt so unzuverlässigen Geschichtschreiber, daß seine Zeugnisse so gut wie von keinem Werthe sind. Plutarch muß gleichwohl so oft in der alten Geschichte als Zeuge aufgeführt werden, daß es für das Studium derselben von der größten Wichtigkeit ist, darüber zu größerer Gewißheit zu gelangen. Es wird aber aus der Folge dieses Aufsatzes erhellen, daß blos allgemeine Urtheile hier so gut wie

gar keine Urtheile sind; weil sie kein Gewicht haben können, wenn nicht jene speciellen Untersuchungen vorangegangen sind, welche die Grundlage des gegenwärtigen Aufsatzes bilden. Bei einem Schriftsteller, der das Leben nicht von Zeitgenossen, sondern von Männern schrieb, die lange vor ihm lebten und wirkten; der also aus frühern Nachrichten, die er als Quellen benutzte, schöpfen mußte, kann die Zuverlässigkeit schon deßhalb nicht allenthalben gleich seyn, weil die seiner Quellen es nicht war. Wenn daher über die Glaubwürdigkeit des Einzelnen geurtheilt werden soll, so werden die vorher angeführten Untersuchungen über diese dabei vorausgesetzt. Aus diesen zusammen ergeben sich dann aber allgemeine Resultate sowohl über die Auswahl als über den Gebrauch seiner Quellen, wonach die Glaubwürdigkeit seiner Biographieen sich bestimmen läßt; wiewohl ihr historischer Werth nicht blos nach diesem Maaßstabe gemessen werden darf, indem bei diesem nicht weniger die Fragen in Betrachtung kommen, wie reich sie für Geschichte überhaupt sind, und welche, wie viele, und wie große Lücken durch sie ausgefüllt werden?

Wir haben von Plutarch nicht weniger als sechs und vierzig Biographieen. Einige, jedoch nur wenige, aber leider! gerade sehr wichtige, wie die des Epaminondas und des Scipio, sind verloren gegangen. Er befolgt in diesen bekanntlich die Methode, stets einen Griechen und Römer einander gegenüber zu stellen; weßhalb sie auch vitae parallelae heißen; und zuletzt eine Vergleichung zwischen beiden zu

machen. Diese Methode hätte allerdings der Wahrheit sehr nachtheilig werden können. Das Parallelisiren in der Geschichte ist unstreitig eine sehr gefährliche Sache. Es führt so leicht zu dem Streben, Aehnlichkeiten, oder auch Verschiedenheiten auffinden zu wollen, wo keine Aehnlichkeiten oder Verschiedenheiten sind. Diese Gefahren hat Plutarch zu vermeiden, oder doch unschädlich zu machen gewußt. Er nimmt in der Erzählung des Lebens der Einzelnen nie auf die Vergleichung Rücksicht; sondern stellt erst nachher eine Vergleichung zwischen beiden an. Ob diese stets treffend und richtig sey, kann man dahin gestellt seyn lassen; es hat keinen Einfluß auf die Erzählung. Mochte selbst auch vielleicht bei ihm, der seinen Griechischen Patriotismus nicht verbirgt, der Nationalstolz insofern einigen Antheil haben, daß es ihn freute, jedem großen Römer auch einen großen Griechen gegenüber stellen zu können; so hat ihn doch auch dieser keinesweges partheiisch für seine Landsleute gemacht.

Der historische Werth seiner Biographieen wird zuerst dadurch begründet, daß sie fast durch alle Zeitalter der Griechischen und Römischen Geschichte, bis zu dem Untergange der Freiheit, gehen. Für das mythische Zeitalter von Athen haben wir Theseus; für das von Sparta Lykurg, der gewissermaßen den Uebergang von dem mythischen zu dem historischen Zeitalter macht. Mit Solon beginnt alsdann das rein historische, besonders für Attika. Am reichsten ist die glänzende Periode

von Athen ausgestattet mit den Biographieen von Themistokles, Aristides, Cimon, Perikles, Alcibiades und Nicias. Aber auch Sparta ist nicht vernachlässigt; sein Lysander und Agesilaus füllen hier den Platz aus. Wie viel genauer würden wir über Theben und den ersten der Griechen unterrichtet seyn, hätte uns das Schicksal das Leben des Epaminondas nicht mißgönnt; wofür das des Pelopidas um so weniger Ersatz geben kann, da es nicht zu verkennen ist, daß der Schriftsteller hier bei vielen Punkten kürzer war, oder sie auch mit Stillschweigen überging, weil er schon im Epaminondas davon gesprochen hatte. Für die Geschichte der wichtigsten aller Griechischen Pflanzstädte, für die Geschichte von Syracus, geben das Leben von Dion und das von Timoleon in zwei verschiedenen Zeiträumen, letzteres auch zugleich für die Kunde von Corinth, erhebliche Beiträge. In die Zeiten der untergehenden Griechischen Freiheit versetzen uns das Leben des Demosthenes und das des Phocion; sie machen gleichsam den Uebergang zu der Macedonischen Periode. Das ausführliche Leben Alexander's, mit dem diese beginnt, ist nach dem Verlust aller gleichzeitigen Geschichtschreiber dieses großen Fürsten doppelt schätzbar; ganz besonders aber sind es die zunächst folgenden Zeiten der Zersplitterung der Macedonischen Monarchie, über welche das Leben des Eumenes, des Pyrrhus und des Demetrius Poliorcetes ein helleres Licht verbreiten. Aber auch hier verlor Plutarch sein geliebtes Griechenland nicht aus den Augen; seine

Leben des Aratus und Philopoemen sind zugleich eine Geschichte des Achäischen Bundes, und was würden wir von den Versuchen zur Wiedergeburt Spartas wissen, wenn sein Agis und sein Cleomenes uns nicht darüber unterrichteten? So geleitet er uns herunter bis auf die Zeiten der Römerherrschaft, wo es seit dem Tode des Philopoemen, des letzten der Griechen, keine Biographieen von Griechen mehr zu schreiben gab; indem er uns durch die Gallerie der großen Männer führt, die sein Vaterland verherrlicht hatten.

Dieselbe Methode, und in gleichem Umfange, befolgt der Biograph nun auch bei den Römern. Auch hier beginnt er mit dem Ursprunge der Stadt, und geht durch alle Perioden herunter bis zum Untergange der Freiheit. Sein Romulus und Numa führen uns in die mythische Geschichte Roms zurück; und sind Hauptquellen für diesen Zeitraum. Sein Valerius Publicola und sein Coriolanus machen den Uebergang zu dem rein historischen Zeitraum, und versetzen uns in die ersten Zeiten der Republik. An dem Grenzpunkt dieser ersten Periode, ehe noch die ausgedehnten Vergrößerungen in Italien anfingen, steht sein Furius Camillus. Allerdings folgt nach diesem eine Lücke. In den Zeiten des ersten Kampfs mit Carthago stand kein Heerführer in Rom auf, den Plutarch einer Biographie gewürdigt hätte (vielleicht nur weil er keinen Griechen fand, den er schicklich dem unglücklichen Regulus hätte gegenüber stellen können). Desto reichlicher ist die der

zweiten Kriegs (auch nach dem Verlust des Lebens des ältern Scipio) ausgestattet; Fabius Maximus, Marcellus, der ältere Cato treten hier ein; indem der vorletzte auch zugleich die Veranlassung giebt, die letzten Schicksale von Syracus zu erzählen; und der letzte wieder den Uebergang zu dem nun folgenden Macedonisch-Römischen Zeitraum macht. Die beiden Biographieen des T. Quinctius Flaminius, und des Aemilius Paulus schließen sich hier gleichsam an einander an. Wie durch die vorhergehenden im Westen, war durch sie der Grund zu der Römischen Weltherrschaft im Osten gelegt. Nun folgte aber zugleich der glänzendste und auch der sturmvollste Zeitraum des Römischen Staats, bis die höchste Gewalt sich in den Händen eines Einzigen vereinte; innere Stürme und auswärtige Kriege folgen hier bald auf einander, oder toben auch gleichzeitig. Gleich zu Anfange treten uns hier die beiden Gracchen entgegen, die Urheber dieses revolutionären Zeitraums, wie die neuere politische Sprache ihn nennen würde. Ihr Leben gehört ohne Widerrede zugleich zu den schönsten und wichtigsten Produkten des Plutarchischen Genius. An sie schließt sich von selbst der Zeitfolge nach das Leben des Marius und des Sertorius, an diese das des Gegners und jüngern Zeitgenossen des erstern, des Sulla an. Und kein geringer Gewinn ist es für die größere Vollständigkeit der Geschichte, daß wir hier, so wie bei den folgenden, das Leben der Häupter beider Partheien besitzen. Nirgends aber ist Plutarch reicher, als da, wo die Ab-

mische Geschichte selbst am reichsten wird; in der letzten Periode der Republik. Lucull, der jüngere Freund des Sulla; dann die ganze Reihe der Männer, an deren persönliche Schicksale das Schicksal des Staats geknüpft war, Crassus, Pompejus und der gewaltige Cäsar; ihre großen Zeitgenossen Cicero und Cato von Utika, treten uns der Reihe nach entgegen; und als Cäsar seinem Schicksale erlag, sehen wir mit Brutus die Republik untergehen; und werden noch in dem so reich ausgestatteten Leben des Antonius bis zu dem Zeitpunkt der Gründung der dauernden Alleinherrschaft geführt. Welche Gallerie von Männern! Welche originelle zugleich und welche großartige Behandlung der Geschichte!

Wenn durch diese, der Zeitfolge *nach* beinahe ununterbrochene, Reihe der Biographieen Plutarch's fast eine, *in einem* gewissen Sinn vollständige, Geschichte von Griechenland und Rom uns geschenkt ist; so muß ihr Werth noch größer erscheinen, wenn wir die großen Lücken in Betrachtung ziehen, die durch sie ausgefüllt werden; wo Plutarch's Nachrichten die Hauptquellen, ja wohl die einzigen Quellen sind, aus denen der Historiker schöpfen kann und muß. Mögen wir unsere Blicke auf Rom oder auf Griechenland werfen, so drängt sich uns bald die Bemerkung auf, wie lückenhaft die eine und die andere Geschichte geworden ist, da die Werke, die sie behandelten, in dem Strom der Zeiten zu Grunde gingen. Um den historischen Werth der Biographieen Plutarch's anschaulicher zu machen, ist es nöthig, hierbei etwas

länger zu verweilen, um zu zeigen, welche Lücken hier durch ihn bald allein, bald doch vorzugsweise ausgefüllt werden.

Wenn von der frühesten Gestaltung des Atheniensischen Staats die Rede ist, insofern diese dem Theseus beigelegt wurde, ist das Leben dieses alten Heros bei Plutarch die Hauptquelle. Die Sagenerzähler oder Logographen, die Erzähler der Städtegründungen, deren viele sich mit Athen beschäftigt hatten, haben sich sämmtlich verloren. In seinem Theseus hat uns Plutarch die Sagen und Nachrichten aufbehalten, welche von dem Gründer ihres Staats bei den Athenern selber umhergingen. Es ist das Geschäft der Critik auszumachen, was davon historisch sey oder nicht; allein sie würde dieß nicht einmal versuchen können, hätte uns Plutarch nicht den mythischen Stoff aufbehalten.

Die Grundlage der nachmaligen Attischen Verfassung bildeten, wie allgemein bekannt, die Gesetze von Solon. Sie sind, bis auf einzelne Bruchstücke, verloren gegangen. Plutarch las sie vollständig; und schöpfte in seinem Solon seine Nachrichten unmittelbar aus der Quelle.

Die Gesetzgebung des Lycurg's ist eine der großen Aufgaben für den Alterthumsforscher. Wenn wir die kleine Schrift des Xenophon über den Lacedämonischen Staat ausnehmen, so ist Alles, was wir über diesen Gegenstand lesen, nur fragmentarisch. Denn selbst die Abschnitte in der Politik des Aristoteles geben uns kein vollständiges Gemälde; da sein

Hauptwerk, in dem er dieses entworfen hatte, das über die Staatsverfassungen, leider! verloren gegangen ist *). So wird die Biographie Plutarch's auch für diese so wichtige Untersuchung, wenn nicht die einzige, doch eine der Hauptquellen.

Mag es auch seyn, daß für die glänzende Periode Griechenlands während und zunächst nach den Perserkriegen die uns erhaltenen Werke der großen Geschichtschreiber eine hinreichende Auskunft gewähren; so greift jene Reihe der Biographieen unsers Schriftstellers, die diesem Zeitraum angehören, doch allenthalben ein; und wie viel genauer lernen wir nicht durch ihn die Persönlichkeiten der Männer kennen, welche in Athen wie in Sparta damals das Staatsruder lenkten! Dasselbe gilt auch durch das Leben des Dion und des Timoleon von Syracus, und einigermaßen von Corinth.

Die Erwähnung dieser letzten Stadt führt uns überhaupt auf die Bemerkung, wie arm unsere Grie-

*) Eine Sammlung und Bearbeitung der zahlreichen und allenthalben zerstreuten Bruchstücke von diesem Hauptwerk des großen Stagiriten würde eine der nützlichsten Unternehmungen seyn; nur müßte auch das, was ohne Beisetzung seines Namens mit Wahrscheinlichkeit daraus entlehnt ist, mit darin begriffen seyn; und könnte als solches durch irgend eine Bezeichnung leicht angedeutet werden. Schon andere Winke ähnlicher Art von dem Verf. sind zu seiner Freude von jüngern Freunden des Alterthumsstudiums mit großem Erfolge benutzt worden; sollte der hier gegebene vergeblich seyn?

chische Geschichte wird, sobald von der Geschichte der Staaten vom zweiten oder dritten Range die Rede ist. Es wäre zu wünschen gewesen, daß Plutarch auch für diese mehr geliefert hätte. Das Leben des Timoleon kann indeß wohl als Beweis dienen, daß es ihm weniger an gutem Willen, als an Stoff fehlte; weil keine so hervorragende Männer in ihnen sich fanden, daß ihr Leben ein allgemeines Interesse erregt hätte.

Die Periode von Alexander würden wir freilich auch ohne seine Biographie keine Lücke in der Geschichte nennen können, da Arrian, Diodor, Curtius auch nach dem Untergange aller gleichzeitigen Geschichtschreiber sie erträglich ausfüllen. Und dennoch müssen wir sagen: nur erträglich. Ueber die Kriegsgeschichte sind wir hinreichend unterrichtet; aber wenn von den innern Einrichtungen, wenn von der Verwaltung der Länder, der Anlage seiner Colonieen, und allem demjenigen die Rede ist, wodurch die Ausführung der weitern Entwürfe für die festere Begründung und Einrichtung seines Reichs bestimmt wird; — wie arm wird unsere Geschichte! Freilich ist diese Lücke auch durch Plutarch nicht ausgefüllt worden; dafür verdanken wir aber ihm die besten Nachrichten über die Jugendgeschichte jenes außerordentlichen Fürsten; und erhalten dabei zugleich Aufschlüsse über manche Verhältnisse an dem Hofe von Philipp, und die Persönlichkeit sowohl von ihm selber, als mehrerer seiner nächsten Umgebungen, die wir nur Plutarch verdanken.

Auch

Auch die so thatenreichen beiden Decennien zunächst nach dem Tode Alexander's bis auf den Untergang des Antigonus und seines Reichs in der Schlacht bei Ipsus, sind, da wir Diodor und Justin haben, keine Lücke zu nennen; aber gerade in diesem Zeitraum hängt die Geschichte in einem ganz eminenten Grade an der Persönlichkeit der hervorragenden Männer; eines Demetrius, Eumenes, Pyrrhus; und wer lehrt uns diese, und zugleich die ihrer ausgezeichnetsten Zeitgenossen, kennen wie Plutarch? Die demnächst herrschenden Häuser der Seleuciden und der Ptolemäer sind freilich mit Stillschweigen übergangen; sey es, weil sie keinen würdigen Stoff ihm darzubieten schienen; sey es, weil er keine aus der Römischen Geschichte ihnen gegenüber zu stellen hatte; oder weil überhaupt nur die Helden aus der Periode der Freiheit ihn beschäftigen sollten; daß jedoch der Untergang des Hauses der Ptolemäer hiervon eine Ausnahme macht, werden wir noch unten Gelegenheit finden zu bemerken.

Desto wichtiger aber wird Plutarch für diese und die folgende Periode für die Griechische Geschichte. Sein Demosthenes und sein Phocion geben uns das treuste Bild der innern Stürme, die in jenem Zeitraum Athen und Griechenland erschütterten; und denen Beide, wenn auch Häupter sich entgegen stehender Parteien, dennoch erliegen mußten. Sind sie gleich für die Geschichte des Achäischen Bundes nicht die einzige Quelle, so werden seine Leben des Ara-

tus und des Philopoemen doch aus einem doppelten Grunde die Hauptquellen; theils weil die Geschichte dieses Bundes auch wieder in einem so hohem Grade an der Persönlichkeit jener Männer hängt, die seine Häupter waren, theils weil er die Geschichte dieser Männer aus so reinen Quellen geschöpft hat; — die des Aratus aus dessen eigenen Denkwürdigkeiten, die des Philopoemen aus dessen Leben von Polybius, — daß er hier als der Hauptführer angesehen werden muß. Dasselbe gilt aber in noch höherm Grade von der Geschichte von Sparta, als Agis II., und nach ihm Cleomenes, die Reform dieses Staats unternahm, und der letztere sie durchführte. Kein anderer Geschichtschreiber hat sich darüber erhalten, als Plutarch in dem Leben dieser Männer; wir würden kaum die Facta im Allgemeinen kennen, hätte Er sie uns nicht erhalten; und gerade hier ist es, wo die genauere Kunde des Einzelnen das höchste Interesse gewährt.

Es hat Plutarch zwar nicht gefallen, aus der Periode des völligen Untergangs des Achäischen Bundes noch biographischen Stoff herzunehmen; das Leben eines Diaeus und Critolaus möchte ihn nur zur Wehmuth gestimmt haben; mit Philopoemen endet seine Griechische Gallerie. Aber in dem Leben der Römer, welche die letzten Schicksale Griechenlands bestimmten, dem des T. Quintius Flaminius, und des Aemilius Paulus, sind doch die Data dazu enthalten. So erhellt also aus diesem Allem

hinreichend, welche große Lücken in der Griechischen Geschichte theils allein, theils doch vorzüglich durch ihn ausgefüllt werden.

Dasselbe gilt in einem gleichen, wo nicht noch höhern, Grade von der Römischen. Wir sind hier bald arm bald reich; und arm nicht selten da, wo gerade der größte Reichthum zu erwarten schien; und auch wiederum reich, wo wir uns gern mit wenigerm begnügt haben würden, wenn wir dafür das, was in andern Perioden uns mangelt, hätten eintauschen können.

Dieß ist sofort der Fall mit der frühesten Geschichte Roms unter den Königen. Wir besitzen hier nicht nur die Geschichte des Livius, sondern auch die nicht blos ausführliche, sondern oft *weitschweifige* des Dionys von Halicarnaß. Das Leben des Romulus indessen und des *Numa* verlieren dadurch ihre Wichtigkeit nicht. Sie geben uns vollständigere und bessere Ansichten der mythischen Geschichte Roms und ihrer Quellen, als die der beiden vorher erwähnten Geschichtschreiber; denn Plutarch hat aus vielen und den verschiedensten geschöpft. Wenn sie bei manchen einzelnen Begebenheiten dieser Römischen Urgeschichte uns deutliche Spuren einer poetischen Behandlung verrathen, so widerlegen sie doch auch wieder die Hypothese, daß die gesammte Römische Urgeschichte eine bloße Dichtergeschichte sey; denn schwerlich wird jemand, der Plutarch's Numa gelesen hat, sich überreden, daß die hier mitgetheilten Nachrichten über die

von Numa getroffenen Einrichtungen in Beziehung auf den Cultus und auf die Beförderung des Ackerbaus dichterischen Ursprungs seyen.

Die ersten Zeiten der Republik bilden freilich keine Lücke in der Römischen Geschichte, da wir auch hier noch Dionys und Livius besitzen. Aber der erste begleitet uns nur noch die ersten sechs und vierzig Jahre, da mit dem Jahre 443 v. Ch., bald nach dem Sturz der Decemvirs, seine Geschichte für uns abbricht; wogegen Livius noch bis zum Jahre 292 unser Führer bleibt, wo der Verlust seiner zweiten Decade eine Lücke macht. Daß Plutarch diese nicht ausfüllen hilft, ist freilich zu beklagen; aber ungerecht würde es seyn, ihm darüber Vorwürfe zu machen; da es keineswegs seine Absicht war, eine fortlaufende Geschichte zu schreiben; und er noch weniger wissen konnte, was von dem zu seiner Zeit so reichlich vorhandenen historischen Vorrath auf die Nachwelt kommen würde, was nicht. Hier tritt indeß mit dem Jahre 264 Polybius ein; und bleibt ein halbes Jahrhundert hindurch unser Führer, bis seit dem Jahre 216 uns leider! nur seine Bruchstücke übrig bleiben. Wenn daher die Leben der Helden des zweiten Punischen Kriegs, Marcellus und Fabius Maximus (das des Hauptheldeu, des ältern Scipio, ist uns nicht erhalten), weniger von uns vermißt werden würden, so erhalten die demnächst folgenden, des ältern Cato, des Quintius Flaminius, und des Paulus Aemilius, für uns einen desto höhern Werth, je mehr die noch übrigen

Bruchstücke der gleichzeitigen Geschichte des Polybius uns zeigen, wie viel wir an dem Hauptwerke verloren haben.

Aber jetzt folgt erst der Zeitraum, wo Plutarch's Biographieen die große Lücke in der Weltgeschichte ausfüllen, die ohne sie nur ärmlich würde ausgefüllt werden können; das Jahrhundert der Römischen Weltherrschaft, aber auch der innern Stürme, und der dadurch herbeigeführten Staatsumwälzung, von dem Anfange der Gracchischen Unruhen bis auf die Schlacht bei Actium (134-30 v. Chr.). Ein unglückliches Geschick hat gewollt, daß von allen den großen gleichzeitigen Geschichtschreibern, die diesen Zeitraum ganz oder doch großentheils behandelten, auch nicht ein einziger sich erhalten hat. Zwei der größten Schriftsteller jener Zeiten, Posidonius und Strabo *), wurden die Fortsetzer des Polybius; ihre, so wie das Hauptwerk des Sallustius, seine drei Bücher der Geschichte, sind, so wie die Denkschriften des Sulla, uns nur aus Bruchstücken bekannt. Die beiden noch erhaltenen Schriften des Sallust, so wie die des Cäsar, sind nur Specialgeschichten. Hier nun ist es, wo Plutarch eintritt, und von Anfang an bis gegen das Ende unser Hauptführer wird. Nicht weniger als eilf seiner Biographieen sind diesem Zeitraum gewidmet; und füllen ihn gewissermaßen aus. Er ist

*) Außer seiner Geographie hinterließ Strabo auch ein großes historisches Werk.

sofort der einzige, dem wir eine ausführliche Erzählung der Versuche der Gracchen zur Reform des Römischen Staats, aus der lange nach ihnen zuletzt eine Umwälzung ganz im entgegengesetzten Sinne, als sie sie wollten, hervorging, verdanken. Er hat für diese wichtige Periode neben den Reden der Gracchen, die Schriften ihrer persönlichen Freunde, die Annalen des C. Fannius, und vorzüglich die Geschichten des Rutilius Rufus benutzt. Aus dem Zeitalter der Gracchen treten wir in das des Marius, der auf dem von ihnen gebahnten Wege weiter fortschritt; nur daß er mit dem Demagogen zugleich den Feldherrn verband. Das Meiste, was uns Plutarch von ihm erzählt, seine Jugendgeschichte, wie die des Cimbrischen Kriegs, ist aus dem großen Werke des Posidonius geschöpft. Nicht viel mehr als den Namen würden wir von seinem jüngern Zeitgenossen und Freunde Sertorius wissen, hätten wir nicht Plutarch's Biographie; hauptsächlich aus den Historien des Sallust entnommen. Und doch ist die Geschichte des originellen Mannes, des einzigen politischen Enthusiasten, der uns bis auf seine Zeit herunter in der Geschichte Roms entgegen tritt, eine nothwendige Ergänzung dieser Geschichte, wenn wir verstehen wollen, weßhalb die Provinz Spanien der Sitz der republikanisch-demokratischen Partei ward und blieb. Der ganze Kampf zwischen der Partei des Marius und Sulla ist uns am ausführlichsten durch Plutarch geschildert; und den letzten lernen wir großentheils aus seinen eigenen Denkschrif-

ten kennen. Wären aber auch aus den letzten Zeiten der Republik uns mehrere große Geschichtschreiber erhalten; so würden dennoch die Biographieen Plutarch's gerade hier einen ausgezeichneten Werth behaupten. Es liegt in der Natur der Dinge, daß die Geschichte eines Freistaats, der einer monarchischen Umwandlung entgegen geht, immer mehr an die Geschichte einzelner hervorragender Männer sich anknüpft; die genauere Kenntniß der Persönlichkeiten von diesen verbreitet daher hier ganz vorzüglich ein helleres Licht über die Geschichte; und diese Persönlichkeiten sind es ja eben, die der Biograph uns kennen lehrt. Oder würden wir einen Crassus, Pompejus, Cato von Utika ohne ihn so wie jetzt kennen? Aber auch die Geschichte selbst erhält oft da noch die wesentlichsten Bereicherungen, wo man glauben könnte, sie schon hinreichend zu besitzen. Von Catilina's Verschwörung glauben wir durch Sallust genau unterrichtet zu seyn; und dennoch ist Cicero's Leben von Plutarch in den Augen des critischen Historikers eine nicht weniger wichtige Quelle, sobald er weiß, daß die darin enthaltene Erzählung jenes Unternehmens aus Cicero's Denkschrift über sein Consulat geschöpft ist. Diese historische Wichtigkeit bleibt sich gleich bis ans Ende, und wächst selbst noch in den beiden Leben, welche wir in chronologischer Rücksicht als die letzten ansehen können, die des Brutus und des Antonius. Wir lesen hier nicht etwa blos die Geschichte einzelner Unternehmungen,

wie die des Antonius gegen die Parther, auf das genaueste beschrieben; die letzten Tage der Republik wie des Aegyptischen Königshauses und der Untergang von beiden sind von keinem andern Schriftsteller, so wie von Plutarch, der Nachwelt geschildert worden.

Wenn aus dieser Uebersicht es sich einigermaßen berechnen läßt, welche Lücken, wie viele und wie große, durch Plutarch's Biographieen ganz oder doch großentheils ausgefüllt werden, so bleibt die andere Frage übrig, von deren Beantwortung sein Werth als historischer Schriftsteller abhängt, wie sie durch ihn ausgefüllt sind? Allerdings müssen wir hier unsere Forderungen auf das beschränken, was wir von ihm als Biographen fordern können. Er selbst unterscheidet sorgfältig den Biographen von dem Geschichtschreiber *). "Ich schreibe", sagt er im Nicias, "nicht die Geschichte, sondern Leben. Was Thu„cydides und Philistus vom Nicias gesagt haben, „werde ich zwar, besonders insofern dadurch der Cha„rakter und die Denkart des Mannes aufgeklärt „wird, kurz berühren müssen, um nicht nachlässig „zu scheinen; desto sorgfältiger aber werde ich das „sammeln, was dem großen Haufen entgeht, was „entweder gelegentlich erzählt ist, oder was Denk„mäler und Volksschlüsse enthalten." Wir dürfen also da, wo Plutarch für uns jetzt die einzige oder

*) Op. I. p. 536 ed. *Reiske*.

doch die Hauptquelle ist, keine solche Ausfüllung der historischen Lücken erwarten, wie die großen Geschichtschreiber, wenn wir ihre Werke noch besäßen, sie uns gewähren würden; sondern nur eine solche, als sie von dem Schriftsteller gefordert werden kann, der es nicht auf sich nimmt, den ganzen Faden der Begebenheiten zu entwickeln, sondern nur die Personen uns zu schildern und kennen zu lehren, welche die Begebenheiten lenkten.

Es kommen hier also zunächst diejenigen Forderungen in Betracht, welche die historische Critik an Plutarch als Biographen zu machen berechtigt ist. Es läßt sich aber darüber kaum ein Urtheil fällen, wenn man nicht die Stuffe kennt, auf der in seinem Zeitalter historische Critik überhaupt stand. Sie war keineswegs dieselbige, auf der sie jetzt steht, und konnte dieses auch kaum seyn. Die Geschichte war bei Griechen und Römern aus der Sage erwachsen; die Grenzlinie aber zwischen der Sage und der critischen Geschichte war, wenn wir den einzigen Thucydides ausnehmen, der aber keine Nachfolger fand, nie genau und scharf gezogen. Ein Ephorus, ein Theopomp, wenn sie in die ältern oder mythischen Zeiten zurück gingen, berichteten die Sagen von den alten Königsgeschlechtern, von den Wanderungen und Schicksalen der Stämme, von dem Ursprunge und der Erbauung der Städte und ihren frühsten Einrichtungen eben so unbekümmert um ihre Zuverlässigkeit, als sie die Geschichten der spätern Zeiten erzählten.

Dürfen wir also von Plutarch fordern, daß er die Geschichte eines Theseus, eines Romulus und Numa so uns erzähle, wie wir es von einem neuen Geschichtforscher erwarten? und ist dabei der Schade so groß, wenn wir sehen, daß die letztern statt der Gewißheit doch nur ihre Vermuthungen geben? Die reine Geschichte des Ursprungs des Attischen und des Römischen Staats werden wir freilich aus Plutarch's Biographieen nicht schöpfen; er wird uns nicht sagen, diese ganze Geschichte sey nichts als eine bloße Dichtung; er wird nicht einmal die Grenzlinie zu ziehen suchen, wo die Dichtung aufhört, und die reine Geschichte beginnt; wir lernen doch aber daraus, welche Vorstellungen in seinem Zeitalter davon umhergingen, und welche Nachrichten man darüber hatte, oder doch zu haben glaubte.

Es giebt noch andere Forderungen, welche man an den neuern Critiker macht, wovon die alten nichts wußten. Wir verlangen von ihm, daß er uns seine Belege gebe, indem er seine Autoritäten anführt; wir glauben ihm nicht auf sein Wort. Dieß ist allerdings in gleichem Grade mehr Bedürfniß geworden, je mehr die Geschichtschreibekunst Compilation ward. Wie wenig man aber auch geneigt seyn kann, diese Forderung an den neuern Geschichtschreiber aufzugeben, so ist es doch gewiß, daß sie bald viel zu weit getrieben, bald bei den Schriftstellern selbst in ein elendes Prunken mit Gelehrsamkeit ausgeartet ist; indem man ohne hinreichenden Grund Citate aufhäuft. Wir müs-

sen jedoch auch hinzusetzen, daß die äußere Form unserer Bücher, indem sie den Noten unter dem Text ihren Platz anweist, ganz dazu eingerichtet ist, das Citiren zu befördern. Keine gleichen Anforderungen wurden an den alten Geschichtschreiber gemacht. Man verlangte nicht von ihm, daß er seine Quellen angeben sollte; wenn er es that, geschah es gewöhnlich sehr im Allgemeinen; oft ward nur der Verfasser, nicht einmal sein Werk genannt; und hätte der Schriftsteller genau citiren wollen, wo hätte er auf seiner Rolle Raum dafür gefunden? Von dieser großen Nachsicht beim Citiren war wieder eine Folge, daß selten, etwa nur die Dichter abgerechnet, die citirten Stellen abgeschrieben wurden; daß man nur im Allgemeinen, daß man sehr oft nur blos aus dem Gedächtniß citirte; wobei manche Unrichtigkeiten unvermeidlich waren. Auch Plutarch hat jene Nachlässigkeiten beim Citiren sich zu Schulden kommen lassen. In den meisten Fällen nennt er seine Gewährsmänner gar nicht; und wo es geschieht, geschicht es fast immer nur auf eine sehr allgemeine Weise. Nicht selten heißt es bei ihm nur: e i n i g e, m e h r e r e, v i e l e, sagen dieß und jenes. Auch wo er die Namen anführt, wird doch selten der Titel des Werks, fast nie das einzelne Buch desselben bemerkt. Besonders zu bedauern ist es, daß er da, wo er Denkmäler und Volksschlüsse benutzte, (welches nach der oben angeführten Stelle nicht selten geschah), dieß nicht genauer bestimmt hat. Die Grammatiker und

Scholiasten, ein Athenäus, Harpocration u. a. sind in ihren Citaten genauer, selbst auch ein Diogenes Laertius. Sie sind aber auch bloße Compilatoren.

Es erhellt also auch schon daraus, daß man bei Plutarch die Hoffnung aufgeben muß, allenthalben und bei allen einzelnen Stellen seine Quellen aufzuspüren. Daß es doch aber in einem hohen Grade möglich sey, haben die darüber angestellten Untersuchungen gezeigt. Da es hier nicht der Zweck seyn kann, das dort Gesagte zu wiederholen und ins Einzelne zu gehen, so begnügen wir uns hier die allgemeinen Regeln genauer anzugeben, die Plutarch bei der Auswahl seiner Führer sich vorgeschrieben zu haben scheint; insofern sie aus jenen Untersuchungen über das Einzelne sich ergeben.

Alle Werke Plutarch's, besonders aber noch die Leben, sind Beweise seiner sehr ausgebreiteten Belesenheit. Er schrieb diese erst im höhern Alter, als er von Rom in seine Vaterstadt Chäronea sich zurückgezogen hatte, und diese durch seine Gegenwart verherrlichte. Der öffentlichen Hülfsmittel konnten in einer so mäßigen Landstadt wohl nicht viele seyn; und mit Recht schließen wir daraus, daß die Privatbibliothek des Mannes sehr bedeutend gewesen seyn muß.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß Plutarch mit den großen Griechischen Geschichtschreibern, Herodot, Thucydides und Xenophon, nicht weniger mit dem Ephorus, Theopomp und Polybius, sehr ver-

traut war. Aber in der oben angeführten Stelle hat er es uns auch selber gesagt, daß er, und warum er sie nicht zu seinen Hauptführern wählte; weil er theils nicht allgemeine Geschichte schreiben; theils nicht allgemein bekannte Sachen wiederholen wolle. Ihm mußten diejenigen Schriftsteller die liebsten seyn, welche ihm den meisten Stoff gaben, die Persönlichkeit seiner Helden darzustellen; und zwar treu und sicher darzustellen. Dieß waren, wo er nicht schon etwa frühere Biographieen vorfand, wie z. B. bei dem Philopoemen die des Polybius, die Verfasser von Denkschriften der Geschichte ihrer Zeit; selten bloße Anekdotensammler; wiewohl er sie nicht ganz ausgeschlossen hat.

Es war die Sitte Plutarch's, nie gänzlich einem Einzelnen zu folgen. Allerdings wählte er sich wohl einen Einzelnen zum Hauptführer; allein stets verglich er damit Andere, die auch gehört zu werden verdienten. Es giebt fast keine seiner Biographieen, in der man nicht jene Aeußerungen: Einige, oder Viele sagen dieß; Andere dagegen sagen jenes, wiederholt fände. Dadurch vermied er die Einseitigkeit und blinde Parteilichkeit; denn selbst da, wo er Partei für seinen Helden nimmt, unterläßt er deßhalb nicht, auch auf die Gegner Rücksicht zu nehmen. Ungeachtet er uns Cato von Utika nach den Schriften seiner Freunde geschildert hat, ließ er den Anticato des Cäsar nicht ungelesen und unerwähnt.

Wo Plutarch konnte, suchte er Schriften der Zeitgenossen, wo möglich der Freunde und Bekannten seiner Helden, so wie auch ihre eigenen Reden oder Schriften zu benutzen, wenn deren vorhanden waren. Freilich konnte er dieß nicht allenthalten. Die Heerführer aus den frühern Perioden Griechenlands und Roms hatten noch keine Zeitgenossen zu Biographen oder Geschichtschreibern; viel weniger waren sie es selbst. Thucydides war der erste Geschichtschreiber seiner Zeit; Xenophon in der Anabasis der erste seiner eigenen Thaten. Die eigentliche Biographie lebte erst unter den Griechen nach Alexander's Zeiten auf; so wie auch die Denkschriften oder Erzählungen der eigenen Geschichte, oder der, woran man doch Theil genommen hatte, erst seit diesen Zeiten gewöhnlicher wurden. Mehrere der Begleiter Alexander's, ein Aristobul, ein Nearchus, selbst ein Ptolemäus von Aegypten hatten die Geschichte seiner und ihrer Unternehmung beschrieben. Die Denkschriften eines Aratus und Anderer folgten. Bei den Römern fallen diese erst in die letzte Periode der Republik; wahrscheinlich war Sulla hier der erste Geschichtschreiber seiner eigenen Thaten; dem ein Cicero, Cäsar, Hirtius und selbst Cäsar Augustus bald in Griechischer, bald in Römischer Sprache folgten. Wo Plutarch solche Quellen benutzen konnte, hat er sie nie vernachlässigt; und daraus erklärt sich, wie die Wichtigkeit und das innere Interesse seiner Biographieen desto mehr wächst, je weiter er in der Zeitfolge herunter kommt; und

die Leben aus dem Macedonischen, und ganz vorzüglich dem letzten Römischen Zeitalter in Rücksicht ihres innern Werths bei weitem den ersten Rang einnehmen. Wir wollen dieß nur durch einige Beispiele beweisen. Schon bei Alexander sind es theils gleichzeitige Geschichtschreiber, theils die eigenen Briefe und das Diarium des Königs, die Plutarch zu Rathe zog. Bei den Nachfolgern Alexander's ist ihr Zeitgenosse Hieronymus von Cardia der Hauptführer. Bei den gleichzeitigen Griechen die Denkschriften des Aratus, des Mannes, der selber Haupttheilnehmer an den Begebenheiten war; und sie treu und unparteiisch beschrieb. Endlich bei dem letzten der Griechen, bei Philopoemen, das Leben von der Hand seines Landsmannes Polybius, den seine Verhältnisse wie seine Talente vor Allen zu seinem Biographen geschickt machten.

Bei den Römern entsteht zuerst überhaupt die Frage: inwiefern Plutarch Römische Schriftsteller, die in ihrer Muttersprache, nicht aber wie so viele von ihnen Griechisch schrieben, benutzen konnte? Er selber hat uns im Leben des Demosthenes darüber Aufschlüsse gegeben *); woraus hervorgeht, daß seine Kunde der Lateinischen Sprache nicht viel weiter ging, als daß er sich nöthigen Falls bei ihnen Raths erholen konnte. Gewiß sind daher Lateinische Schriftsteller nicht seine Hauptführer gewesen, sobald er sich

*) Op. IV. p. 692. ed. *Reiske.*

Griechische wählen konnte; aber vernachlässigt hat er sie nicht, wie die öftere Erwähnung eines Livius, eines Cäsar Augustus und anderer zeigt; und in einzelnen, wo die Griechen ihn verließen, wie z. B. im Leben des Sertorius, scheint selbst ein Römer, scheint Sallust in seinen Historien sein Hauptführer gewesen zu seyn. Sonst kann man fast ohne Ausnahme zeigen, daß in dem Leben der Römer aus der spätern Periode der Republik seit den Gracchen seine Erzählungen aus den Nachrichten von Zeitgenossen, von Freunden und häufig von Theilnehmern an den Begebenheiten und Augenzeugen geschöpft sind. Die Hauptquelle für das Leben des Sulla z. B. sind dessen eigenen, Griechisch geschriebenen, Commentarien. Dieselben beim Marius, und zum Theil bei Lucull. Bei Pompejus die seines Freundes Posidonius, und besonders die seines Günstlings und beständigen Begleiters, des Griechen Theophanes. Dasselbe gilt von Cato von Utika, wo dessen Freund und Gefährte, Munatius Rufus, sein Hauptführer war; und in einem noch höhern Grade von M. Brutus. Von wenigen Verschwörungen und ihrer Ausführung sind wir zugleich so genau und so zuverlässig unterrichtet, als von der des Brutus gegen Cäsar. Denn die Schrift des Empylus über diese Begebenheit, des vertrauten Freundes und Begleiters des Brutus, der um Alles dieses wußte, liegt dabei zum Grunde. Aber wen erfreut es nicht, wenn wir mit Gewißheit sagen können, daß wir über die letz-

ten

ten Tage und selbst Augenblicke des Brutus durch Plutarch auf das zuverlässigste unterrichtet sind? Denn aus den Berichten nicht von Einem, sondern von zwei Augenzeugen, beide Freunde und Gefährten des Brutus, des Volumnius, und des unter August so einflußreichen Messala Corvinus, sind seine Nachrichten geschöpft. Daß in Cicero's Leben der Abschnitt über das Complott des Catilina und dessen Vereitelung nur ein Auszug aus Cicero's eigener, Griechisch geschriebener Schrift, über sein Consulat sey, ist oben bereits bemerkt. Bei Cäsar's Leben wurden neben seinen eigenen Schriften vor Allen die Commentare seiner Freunde über ihn, des Hirtius und Andrer, zu Rathe gezogen. Vorzüglich merkwürdig aber wird, in Rücksicht der gebrauchten Quellen, das Leben des Antonius. Daß für einen großen Theil desselben die Commentare seines glücklichern Rivalen, des Cäsar Augustus, wenn auch Römisch geschrieben, doch vielleicht ins Griechische übersetzt, die Hauptquelle waren, steht nicht zu bezweifeln. Die genaue Erzählung seiner mißlungenen Expedition gegen die Parther ist ganz aus den Berichten eines Augenzeugen und Theilnehmers, des Q. Dellius, entnommen; und theils eben daher, theils aus dem Bericht des Leibarztes der Cleopatra, Olympus, die interessante Erzählung von den letzten Schicksalen von Beiden; und den eben erwähnten Commentaren von Cäsar Augustus, der den Untergang des Hauses der Ptolemäer wie kein Anderer wissen konnte.

Wenn diese Angaben, deren Beweise und weitere Ausführung die Abhandlungen selber geben, hinreichen werden, Plutarch in Beziehung auf die Auswahl seiner Quellen zu rechtfertigen, so führen sie uns von selbst auch noch auf eine andere Betrachtung: von wie vielen der wichtigsten historischen Schriften, welche die Zeit uns entrissen hat, in Plutarch's Biographieen uns Auszüge, oft vielleicht fast wörtlich, erhalten sind. Ich erinnere nur an das große, zum unersetzlichen Verlust für die Geschichte untergegangene Werk des Posidonius, seine Fortsetzung des Polybius; als Weltweiser, Staatsmann und Geschichtschreiber eines der ersten Männer seiner Zeit, den selbst Cicero sich zum Geschichtschreiber wünschte, als er ihm durch seinen Freund Attikus seine Schrift über sein Consulat zur weitern Bearbeitung und Ausführung zustellen ließ *). Wie viel ist uns nicht in Plutarch aus den Commentaren des Aratus, wie viel im Leben des Antonius aus dem des Cäsar Augustus erhalten!

Wie sorgfältig aber auch Plutarch in der Auswahl seiner Quellen, und wie gewissenhaft in ihrer Benutzung er war; so bleibt zur Bestimmung seines Werths als Geschichtschreiber eine andere Frage zur Beantwortung übrig: inwiefern nämlich seine eigenen Gesinnungen und Grundsätze ihn unparteiisch in der Beurtheilung seiner Hel-

*) *Cic. ad Att. II, 1.*

den, und ihrer Thaten und Unternehmungen seyn ließen? Inwiefern er sie also aus dem richtigen Gesichtspunkte betrachtete, und in ihr wahres Licht stellte, oder nicht?

Plutarch gehört keineswegs zu den historischen Schriftstellern die blos erzählen; er ist vielmehr in einem ausgezeichneten Grade räsonnirender Schriftsteller; allenthalben ist seine Erzählung mit Betrachtungen, mit eigenen Urtheilen durchwebt. Dieß ging sowohl aus der ganzen Anlage seiner Natur, als aus dem Gange seiner Studien hervor. Diese hatten fast mehr einen philosophischen als historischen Gang genommen, wie aus seinen übrigen Schriften erhellt; ohne daß er jedoch einem einzelnen System gehuldigt hätte. Indeß sind es nicht sowohl seine philosophischen als seine politischen Grundsätze und Ansichten, welche hier in Betrachtung kommen. Hätte er in unsern Tagen gelebt, er würde sich vermuthlich zu den Liberalen bekannt haben; ohne deßhalb einer zügellosen Demokratie das Wort zu reden.

Plutarch war Grieche; und liebte und achtete seine Nation und sein Vaterland; selbst an seiner wenig bedeutenden, wenn gleich in der Geschichte verewigten, Vaterstadt, hing er mit warmem Patriotismus. Gewiß that es seiner Vaterlandsliebe wohl, jedem großen Römer einen großen Griechen gegenüber stellen zu können; und wahrscheinlich war dieß selbst das Motiv zur Entwerfung seiner Parallelen. Aber nie hat ihn dieser erlaubte Nationalstolz parteiisch gemacht. Nie

findet man bei ihm ein Streben, seine Landsleute auf Kosten der Römer zu erheben; oder diese gegen jene herabzusetzen. Als er lebte und schrieb, war sein Vaterland schon seit drittehalb hundert Jahren in der Abhängigkeit von Rom; wenn man auch einzelnen Staaten, wie Boeotien, und besonders Athen, noch einen Schatten von Selbstständigkeit gelassen hatte. Griechischer Nationalgeist konnte freilich sich nicht in Entwürfen zur Wiedererlangung der Unabhängigkeit zeigen; er war aber doch deßhalb keineswegs ertödtet; auch war es nicht blos und allein die Erinnerung in der man lebte; auch die alten politischen Grundsätze von Freiheit und Republikanismus waren nicht erstorben, sondern lebten in der gebildetern Klasse noch fort. Sie hatten ihre Stütze in der Litteratur der Nation; mit der und ihrer Geschichte sie nur allein untergehen konnten. Eine Vorliebe für politische Freiheit zeigt sich daher auch durchweg in den Schriften Plutarch's; und hat allerdings einen Einfluß auf seine politischen Urtheile gehabt. Jedoch müssen wir damit sogleich eine andere Bemerkung verbinden. Plutarch erscheint in allen seinen Schriften als ein streng moralischer Mann; und es ist nicht zu verkennen, daß bei der Beurtheilung der politischen Charaktere seiner Helden auch ihre Moralität bei ihm gar sehr in Betracht kam. Er huldigt nur der politischen Größe, wo er auch die moralische erblickt; wir führen als Beispiele sein Leben des Dion, des Timoleon, des Agis und Cleomenes, und vor Allen das der beiden

Gracchen an. Daß die Unternehmungen dieser Männer sehr verschiedener Ansichten fähig sind, wird der nächstfolgende Aufsatz lehren; Plutarch ist ihr Bewunderer weniger wegen ihrer politischen Entwürfe, als wegen der Reinheit ihrer Gesinnungen. Auch das Leben des Pelopidas, des Cato von Utika, und anderer werden dasselbe lehren.

In einer merkwürdigen Stelle einer seiner kleinern Schriften legt Plutarch selber sein politisches Glaubensbekenntniß ab; indem er von dem Werth der verschiedenen Verfassungen spricht, setzt er hinzu *): "Ein vernünftiger Mann, wenn ihm die Wahl gelassen würde, in welcher Verfassung er leben wolle, werde ohne Zweifel die Monarchie vorziehen." Er setzt diese dort der Tyrannei entgegen; und kann also nur von einer gemäßigten Monarchie verstanden werden; wenn wir auch nicht berechtigt sind, ihm die neuen Theorien von diesen unterzuschieben.

Ueberhaupt aber, wenn von dem historischen Werth der Biographieen Plutarch's die Rede ist, muß man bei ihm den Geschichtschreiber von dem Moralisten und Politiker unterscheiden. Sein Werth als Historiker hängt zunächst von der Auswahl seiner Quellen, und von der Gewissenhaftigkeit ihrer Benutzung ab. Sobald ihn in Rücksicht dieser kein gegründeter Vorwurf trifft, bleibt sein Werth als Historiker entschie-

*) De Monarchia, populari statu et paucorum imperio Op. II. p. 827. Xyl.

den, inwiefern man auch über seine politischen Ansichten mit ihm einverstanden seyn mag oder nicht. Diese Urtheile werden immer verschieden seyn; je nachdem man eine Vorliebe oder Abneigung für oder gegen gewisse Arten der Verfassungen zu der Lesung seiner Schriften mitbringt. Wer wie Mitford aus den Begebenheiten seiner eigenen Zeit eine so entschiedene Abneigung gegen Alles, was Volksherrschaft heißt, gefaßt hat, wird leicht der unbedingte Lobredner von Philipp und Dionys; so wie der ungerechteste Ankläger von Timoleon und Demosthenes. Es wird aber dennoch immer Menschen geben, zumal unter denen, die selber die Erfahrung davon gemacht haben, die lieber in einem, wenn auch ausgearteten, selbstständigen Staat, wie Athen in Demosthenes Zeitalter war, leben, als unter der fremden Herrschaft eines Philipp stehen wollen.

Nach dem, was wir von Plutarch's Lebensgeschichte wissen, hat er sich weit mehr in seinem Studirzimmer, als in dem praktischen Leben ausgebildet *). Wenn ihm auch ein Antheil an der Staatsverwaltung übertragen ward, so geschah es erst in seinem Alter. Daß er während seines Aufenthalts in Rom in öffentlichen Geschäften gebraucht sey, wissen wir nicht gewiß; wenn er auch unter Trajan vielleicht in genauern Verhältnissen mit dem Hofe

*) Man sehe darüber *Rualdus* de vita Plutarchi; besonders Cap. XV etc.

stand. Wäre dieß aber auch gewissermaßen geschehen, so leuchtet doch aus allen seinen Schriften, aus der unermeßlichen Belesenheit, und der vertrauten Bekanntschaft mit den Systemen und Schriften der Weltweisen, wie mit den Werken der Geschichtschreiber, die er darin zeigt, hervor, daß litterarische Beschäftigungen bei ihm die vorherrschenden waren. Allerdings darf man also nicht den tiefen und scharfen politischen Blick eines Thucydides und Tacitus bei ihm erwarten; seine Ansichten sind die, welche fast immer aus den ruhigen historischen Studien, wenn sie mit Philosophie gepaart waren, hervorgegangen sind.

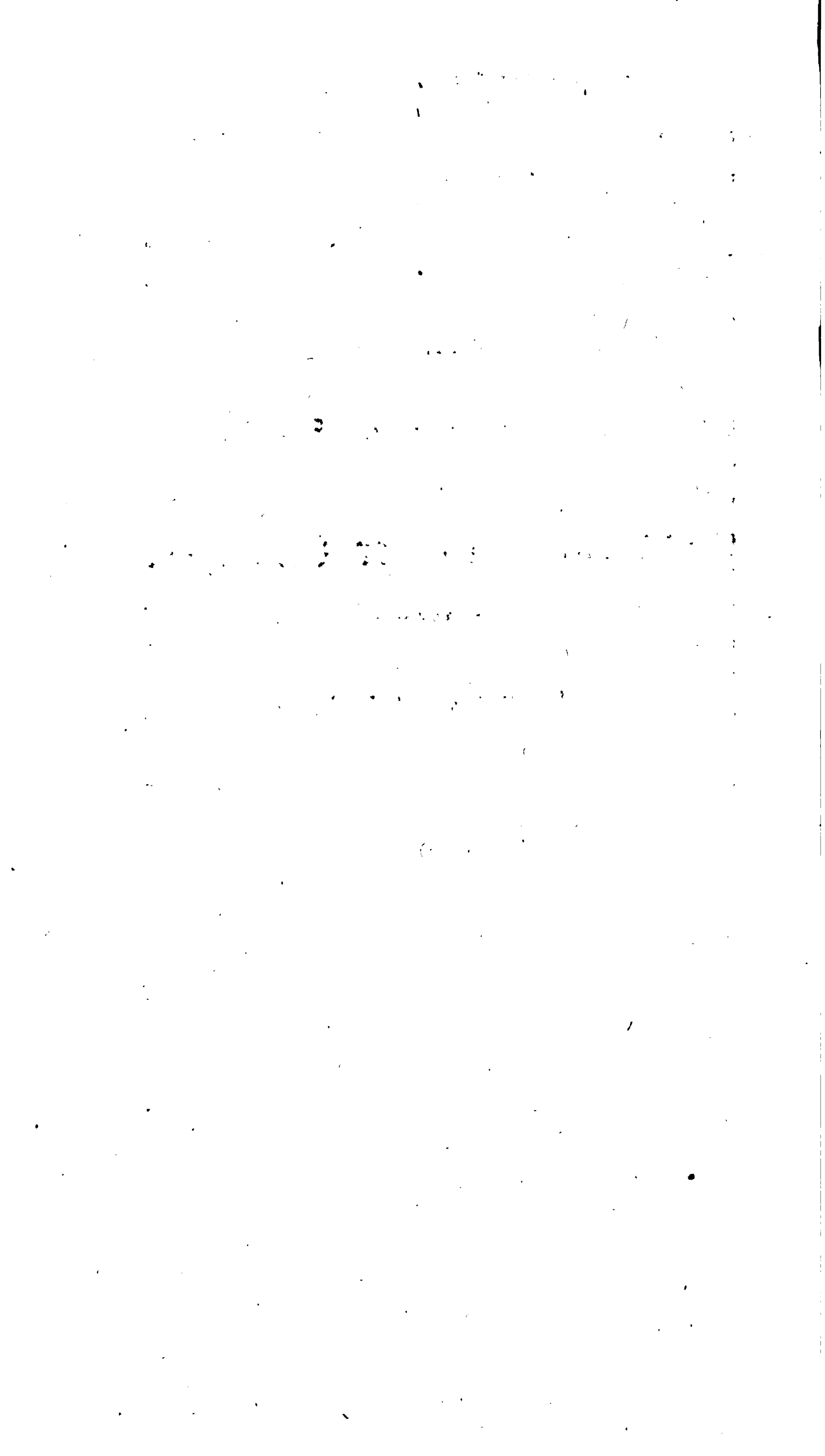
Schwerlich giebt es jedoch einen historisch-politischen Schriftsteller, dessen Biographieen ein solches Glück gemacht hätten, als die des Plutarch's. Sie waren so oft die Gefährten der größten Staatsmänner und Heerführer; und die gebildetsten Nationen Europas wetteiferten, sie sich in ihren Sprachen zuzueignen. Fragen wir nach den Ursachen dieses eben so ehrenvollen als ungetheilten Beifalls, so scheint uns die wichtigste in dem Gemüth und dem Charakter des Schriftstellers zu liegen. Sein lebhaftes Gefühl für alles Edle und Große ergreift unwiderstehlich das Gemüth des Lesers, der gleicher Empfindungen fähig ist. Männer, die selber in großen Wirkungskreisen standen, fanden stets hier eine Gesellschaft ihrer würdig; und mit wem lebt man lieber als mit seines Gleichen? So ge-

wann Plutarch für sich die Stimmen der Edelsten aus allen Völkern und Jahrhunderten; und braucht nicht zu fürchten sie zu verlieren, so lange es noch Männer geben wird, denen ähnlich, die er uns geschildert hat.

II.

Geschichte
der
Staatsunruhen der Gracchen.

Geschrieben im Jahr 1795.



Wofern irgend ein Theil der alten Geschichte durch die Begebenheiten der neuesten Zeiten wiederum ein höheres Interesse erhalten hat, so ist es ohne Zweifel derjenige Zeitraum der Römischen Republik, in dem dieselbe die Weltherrschaft an sich riß, und durch eine Reihe von Umwälzungen und Bürgerkriegen sich endlich in einen monarchischen Staat umformte, der aber deßhalb der übrigen Welt nicht weniger gefährlich blieb. Die furchtbare Erscheinung einer großen militärischen Republik, die man damals zum erstenmal sah, blieb ohne gleichen bis auf unsere Zeiten; und ohne gesuchte und nur zu oft verfehlte Parallelen zwischen Personen oder Begebenheiten der alten und neuesten Zeit zu ziehen, wobei die Wahrheit gewöhnlich mehr verliert als gewinnt, ist diese, nicht in zufälligen oder vorübergehenden Eigenheiten, sondern in dem Wesen der Verfassungen selber gegründete Aehnlichkeit zu auffallend, als daß sie noch eines weitern Beweises bedürfte.

Unter diesen Umständen verdienen nicht blos die großen auswärtigen Kriege, sondern nicht weniger die gewaltigen innern Erschütterungen, welche der Römische Freistaat in dieser Periode erlitt, die Aufmerk-

samkeit des Geschichtforschers. Sie fingen an mit den Unruhen der Gracchen, und endigten erst ein volles Jahrhundert nachher (134-31 v. Chr.) mit der Schlacht bei Actium. Diesen ganzen Zeitraum hindurch befand sich die Republik in einem revolutionären Zustande, wenn gleich einzelne Abschnitte dieselben mehr oder weniger stürmisch waren. Ein solcher Zustand entsteht in einem Freistaat, sobald die politischen Parteien in politische Faktionen ausarten, das heißt, sobald die Herrschaft der Vernunft aufhört, und dafür die der Leidenschaften beginnt; eine Grenzlinie, die sich zwar leicht in der Theorie, aber desto schwerer im einzelnen Falle mit Bestimmtheit ziehen läßt. Leider! findet sie sich schon fast immer da, wo politische Parteien anfangen ihre Grundsätze praktisch geltend zu machen; und eben darin liegt der Grund, weßhalb alle Versuche zu Staatsumformungen, sobald sie nicht durch die Hand der Regierung gemacht werden, in den Augen der Vernunft so äußerst gefährlich sind. Eben deßhalb aber ist es bei ihnen auch gerade der Anfang, der am meisten die Aufmerksamkeit des denkenden Geschichtforschers verdient. Faktionen, wenn sie sich erst gebildet haben, treiben ihr Spiel fast immer auf eine ähnliche Weise; die Taktik ihrer Häupter ist nur nach Zeitumständen modificirt, aber der Hauptsache nach dieselbe; und ähnliche, wenn auch nicht gleiche, Erscheinungen müssen daher unter solchen Umständen wiederkehren. Allein der Anfang bleibt verschieden; und die Entwicke-

lung von diesem ist deßhalb der eigentlich lehrreiche Theil der Geschichte von Revolutionen.

Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, muß die hohe Wichtigkeit der Unternehmungen der Gracchen jedem einleuchten. Sie waren die ersten Urheber jener Staatsumwälzung, die erst nach einem vollen Jahrhundert, gerade mit dem entgegengesetzten Ausgang, endigte, als derjenige war, den sie ihr geben wollten. Sie erregten zwar noch nicht selber Bürgerkriege, sondern nur bürgerliche Unruhen, die jedoch schon mit blutigen Auftritten, wovon sie selber die Opfer wurden, verbunden waren; allein das von ihnen angezündete Feuer ward nie wieder gänzlich gelöscht, als endlich unter den Trümmern der Republik; und die Flamme der Bürgerkriege loderte nachmals desto furchtbarer auf, je mehr unterdeß des Stoffs sich gesammelt hatte. Aber um ihre Unternehmungen verstehen und beurtheilen zu können, bedarf es nothwendig eines tiefern Blicks in den damaligen Zustand des Staats, dessen Verbesserer sie werden wollten.

Der Römische Staat hatte, als der erste von ihnen als Reformator seiner Verfassung auftrat, bereits sein siebentes Jahrhundert erreicht. Nach einem langwierigen Streit hatte er sich schon seit hundert und funfzig Jahren zu der Herrschaft von Italien erhoben, und in diesem letztern Zeitraum, nach einem noch hartnäckigern Kampfe, seine Nebenbuhlerin, das reiche Carthago, besiegt, und dadurch ein Uebergewicht über alle Mächte der damali-

gen Zeit erhalten, wodurch er im Stande war, die Herrschaft der Welt an sich zu reissen. Macedonien und Griechenland waren unterjocht; alle vormalige Carthagische Provinzen waren Römische Provinzen geworden. In Asien hatten die Römischen Legionen bereits gesiegt, und auch in andern Ländern hatte der Senat Verbindungen, die ihn, wenn auch nicht zum förmlichen Oberherrn, doch zum Vormunde derselben machten; ein Vortheil, den er mit dem bloßen Titel Socius Populi Romani zu bezahlen pflegte. — In seinem Innern hatte Rom bereits seit zwei Jahrhunderten einer völligen Ruhe genossen. Die alten Streitigkeiten zwischen Erbadel und Bürgerstand (Patriciern und Plebejern), hatten schon lange aufgehört, seitdem der letztere völlig gleiche Rechte mit dem ersten erhalten hatte, und das Patriciat daher, wenn es auch fortdauerte, doch zu einem bloßen Namen geworden war.

So schien Rom auf den ersten Blick in einer Lage zu seyn, die ihm eine lange innere Ruhe nicht weniger, als einen schnellen Wachsthum seiner Herrschaft, zusicherte. Aber wer tiefer sah, wer genauer die innern und äußern Verhältnisse kannte, mußte auf ganz andere Betrachtungen geleitet werden, und konnte die großen Erschütterungen, die binnen kurzem erfolgten, mit vieler Wahrscheinlichkeit ahnen, wenn es auch unmöglich war, ihre Folgen und ihre Entwickelung voraus zu sehen.

Der Römische Staat war allerdings eine Republik; aber bei weitem der geringste Theil der

Bewohner dieses Staats waren Bürger desselben. Nur die Einwohner der Stadt Rom, und des sehr mäßigen Stadtgebiets, nebst einigen einzelnen Städten Italiens, denen man, unter dem Namen von Municipien gleiche Rechte mit Rom selbst gegeben hatte, verdienten diesen Namen in der vollen Bedeutung des Worts. Sie allein machten das herrschende Corps, das souveräne Volk aus; alle übrigen zahlreichen Völkerschaften und Nationen, in und außerhalb Italien, waren mehr oder weniger Unterthanen, je nachdem es den Römern beliebt hatte, ihnen größere oder geringere Vorrechte zu bewilligen. Wenigstens fand sich noch eine solche Verschiedenheit in Rücksicht der Völkerschaften Italiens. Die mehrsten von diesen, die nicht unbedingt sich den Römern unterworfen, sondern gewisse Bedingungen festgesetzt hatten, wurden mehr als Verbündete behandelt, und behielten gewöhnlich ihre innere eigene Verfassung, wenn sie gleich ihre äußere verloren, und ihre Contingente an Truppen nicht weniger, als an Geld, liefern mußten. Es herrschte aber auch unter diesen wieder eine merkliche Verschiedenheit, je nachdem sie das Lateinische oder das Italische Bürgerrecht hatten. Ganz anders aber verhielt es sich mit allen auswärtigen, und auch selbst verschiedenen Italischen Völkerschaften: die alle ihre Rechte verloren, und, im strengsten Sinne des Worts, Römische Unterthanen geworden waren. Sie standen unter der Herrschaft Römischer Präfekten, die jährlich zu wechseln pflegten, und litten um so viel mehr, weil

die militärische Verfassung, die Rom selbst zu allen Zeiten eigen war, auch auf sie übertragen wurde.

Der Römische Staat also bildete keineswegs eine einzige und untheilbare Republik, in der neuern Bedeutung des Worts; und eben so wenig kann man ihn eine föderirte Republik nennen. Zwar könnte man, in gewisser Rücksicht, Italien, das Hauptland, mit diesem Namen belegen; aber mit dem Unterschiede, daß die Verbündeten bei weitem nicht gleiche Rechte mit der Hauptstadt genossen.

Ließ es sich erwarten, daß diese zahlreichen Völkerschaften das Joch, das eine einzige Stadt ihnen aufgelegt hatte, immer geduldig tragen würden? Ließ es sich nicht voraussehen, daß besonders die Italischen Völkerschaften, denen man noch einen Theil ihrer Freiheit gelassen hatte, Versuche machen würden, sie völlig wieder zu erlangen, und gleichen Antheil mit Rom selbst an der Herrschaft des Staats zu haben? War dieß nicht um so viel wahrscheinlicher, je härter das Joch war, das sie drückte? Und wenn man auch annehmen dürfte, daß sie schon zu sehr an Sklaverei gewöhnt waren, um selber auf diese Gedanken zu kommen, hatte man nicht Ursache zu fürchten, daß irgend ein mächtiger Demagog in Rom selbst sie darauf leiten würde, um durch sie seinen Anhang zu verstärken? Konnte es für einen ehrgeizigen Volksanführer wohl eine reizendere Aussicht geben, als eine Umstürzung der bisherigen Verfassung auf diesem Wege zu versuchen, dessen letztes Ziel

fast

fast ohnfehlbar eine Oberherrschaft über Italien zu seyn schien?

Wenn aber diese äußere Lage von Rom dem Politiker Bedenklichkeit erregen mußte, so ließen die innern Verhältnisse den Ausbruch einer nahen Erschütterung beinahe mit Gewißheit voraus sehen. Ungeachtet der glänzenden Siege, ungeachtet der Ausplünderungen der reichsten Städte und Länder, war doch das Loos des größern Theils des souveränen Volks in Rom selbst nichts weniger, als beneidenswerth. Im Gegentheil waren die Sieger der Welt bei weitem, der größern Zahl nach, um vieles ärmer, als ihre Vorväter gewesen waren, deren ganzes Gebiet sich nur auf wenige Meilen erstreckte. Die fleißige Cultur ihres Landes sicherte diesen ihren Unterhalt; gerade jene Siege ertödteten aber die frühere Industrie; und die so oft gemachte Erfahrung bestätigte sich auch hier, daß durch Erobern und Plündern die Sieger nicht wohlhabend werden, sondern verarmen. Die Leichtigkeit des Beutemachens entwöhnt die Menschen von regelmäßigen Geschäften, und erzeugt Mangel statt Ueberfluß, weil sie zugleich durch steigenden Luxus eine Menge neuer Bedürfnisse schafft.

Auf diese Weise hatte sich in Rom eine Klasse von Menschen gebildet, die weder Eigenthum noch Industrie besaß; ein zahlreicher Pöbel: eine Benennung, die man erst in unsern Tagen mit der des Volks hat gleichbedeutend machen wollen. So wie einzelne Familien sich durch Aemter, und besonders durch Verwaltung von Provinzen, ungeheuer berei-

cherten, so verarmte dieser immer mehr, und das schreckliche Phänomen, das große Städte gewöhnlich darbieten, die höchste Dürftigkeit neben der höchsten Verschwendung zu sehen, fing auch bereits an in Rom sich zu zeigen. Allein es gab hier dazu noch besondere Ursachen, die tief in der innern Verfassung des Staats versteckt lagen, und die man nothwendig kennen muß, wenn man über die politischen Ereignisse, welche die Folgen davon waren, urtheilen will. Die Reichthümer der großen Familien bestanden, wie man dieses bei einem Volke, das ursprünglich ganz eigentlich ein ackerbauendes Volk gewesen war, nicht anders erwarten kann, aus Ländereien, die aber, bei weitem dem größern Theile nach, nicht völliges Eigenthum, nicht eigentliche Familiengüter waren, sondern vielmehr Staatsländereien, die man gegen eine mäßige Abgabe vom Staat erhalten hatte. So wie nämlich die Römer ihre siegreichen Waffen durch Italien allmählig weiter ausgebreitet hatten; so hatten sie auch den besiegten Völkern ihre Ländereien ganz, oder doch großentheils, genommen, weil man diese als den wichtigsten Theil der Beute, und den eigentlichen Lohn des Siegs, betrachtete. In den eroberten Städten pflegte man alsdann gewöhnlich Römische Colonisten anzusiedeln, an die man einen gewissen Theil des eroberten Landes als Eigenthum austheilte. Allein der bei weitem größere Theil, besonders alles ungebaute Land, wurde zu Eigenthum des Staats, oder zu öffentlichen Ländereien gemacht. Man überließ

diese, gegen die Entrichtung von Zehnten, deren Ertrag alle fünf Jahre zum Besten der Republik verpachtet wurde, an einzelne Bürger; und nach den ursprünglichen Einrichtungen sollten diese Ländereien sowohl den besiegten Völkern, die ihr Eigenthum ganz oder zum Theil verloren hatten, als auch den ärmern Bürgern in Rom, zu gut kommen. Allein diese Absichten wurden gänzlich verfehlt. Je reicher diese Ländereien waren, um desto mehr drängten sich die reichen Familien dazu; und es scheint selbst, daß die von dem Ertrage dem Staat zu entrichtende Quote bei Vielen allmählig aufgehört habe; denn wie hätte sonst, wie wir unten sehen werden, eine Untersuchung nöthig werden können, um zu bestimmen, welche Ländereien Staatsgut seyen oder nicht? Auf diese Weise gelangten also die Großen in Rom zu unermeßlichen Ländereien, die, wenn sie gleich im strengsten Sinne des Worts, öffentliches Eigenthum waren, dennoch gewissermaßen Lehngüter wurden, deren Besitz man denen, die sich einmal darin gesetzt hatten, nicht wieder entreißen konnte. Wenn dieser Mißbrauch, durch den der Landbesitz in Italien immer in die Hände einer geringern Anzahl Menschen kam, schon an sich selbst verderblich für Bevölkerung und Industrie war; so mußte er dieses noch in einem viel höhern Grade dadurch werden, daß diese Ländereien selbst nicht durch Tagelöhner, sondern durch leibeigene Sklaven bebaut wurden. Man glaubte sich dabei besser zu stehen, weil man diese härter halten konnte, und auch besonders, weil man bei Kriegszeiten nicht zu

fürchten brauchte, daß sie zu Soldaten gemacht würden. Es ist leicht, die Folgen zu berechnen, die dieß für ganz Italien haben mußte. Das Land ward entvölkert, weil die Einwohner gedrückt wurden; die Anzahl der Freigebornen ward geringer, in eben dem Maaße, als die Anzahl der Sklaven zunahm, und das Mißvergnügen, welches unter den noch übrigen herrschte, mußte um so viel grösser seyn, da man ihnen ihren Antheil an dem Gemeineigenthum widerrechtlich vorenthielt. In Rom selbst wuchs immer die Anzahl des müssigen und dürftigen Pöbels; die Einwohner vom Lande, die zu Hause keinen Verdienst hatten, flossen, ungeachtet der ausdrücklich dagegen gegebenen Gesetze, nach der Hauptstadt, wo sich, bei der immer steigenden Verschwendung der Reichen, mehrere Erwerbsmittel ihnen darzubieten schienen.

Wenn dieser zahlreiche Pöbel nur eines Anführers und einiger hingeworfenen Ideen bedurfte, um sich zu einer demokratischen Partei zu bilden, so stand dieser bereits eine völlig gebildete aristokratische gegenüber. In jener langen Periode der innern Ruhe, die seit dem Aufhören der Streitigkeiten zwischen dem Erbadel und Bürgerstande durch die Gleichmachung der Rechte geherrscht hatte, war die Herrschaft des Senats allmählig so fest und unumschränkt geworden, daß man ihn eigentlich als die Römische Regierung betrachten muß. Alle wichtigen Staatsangelegenheiten wurden durch ihn abgemacht; der jährliche Wechsel seiner Vorsteher, der Consuln, erlaubte es nicht, daß diese als solche einen bleiben-

den Einfluß sich sichern konnten; und den Versammlungen der Bürgerschaft war, außer den Wahlen der Magistrate, und einigen Formalitäten, fast gar keine Macht übrig geblieben. Jene, so lange, und glänzende, Verwaltung des Staats; jene, so glorreich geführten, und noch glorreicher geendigten, Kriege; jene Eroberungen, jene Verbindungen in allen Welttheilen hatten dem Senat in den Augen des Volks eine Würde gegeben, die außer der öffentlichen Meinung noch eine vielleicht festere Stütze an den, durch die Volksreligion geheiligten, Formen zu haben schien, ohne welche Rom nie das geworden wäre, was es ward. Ja selbst jene Wahlen, bei denen die Bürgerschaft ihre Rechte fast allein ausübte, schienen damals meist nur zu Förmlichkeiten geworden zu seyn. Denn während jener langen und unbestrittenen Herrschaft des Senats war allmählig eine *Familienaristokratie* gewurzelt, die zwar nicht zunächst auf der Geburt, sondern auf der Theilnahme an den höhern Magistraten, wovon Sitz und Stimme im Senat in Rom die gesetzmäßige Folge war, beruhte; aber doch schon eine ähnliche Festigkeit erhalten hatte, als eigentlicher Geburtsadel sie nur erhalten kann. Denn allmählig war es dahin gekommen, daß eine Anzahl Familien jene hohen Würden des Staats, und also auch die Plätze im Senat, sich so gut wie ausschließend zugeeignet hatte, indem, wenn gleich patricische oder plebejische Abkunft darauf gar keinen Einfluß hatte, es doch beinahe unmöglich war, zu einer jener Stellen zu gelangen, wenn man nicht

aus jenen Optimaten-Familien war, oder mit ihnen in enger Verbindung stand, die sich selber auch bereits edle (nobiles), nannten. Diese Häuser waren es, die eigentlich die Vortheile von den Siegen und Eroberungen der Römer geerndtet hatten; die für den großen Haufen jedes erobernden Volks, wie auch immer seine Regierungsform beschaffen seyn mag, stets verloren zu seyn pflegen. Aus ihnen waren die Befehlshaber und die Statthalter der Provinzen; und in ihnen waren die Reichthümer und Besitzungen aufgehäuft, auf die, wie weit sie auch noch unter denen eines spätern Zeitalters blieben, doch die übrigen, die nicht in einer gleichen Lage waren, nur mit Neid hinblicken konnten.

So war damals die wahre innere Lage von Rom und dem Römischen Staat; und wer sieht nicht, daß ein Feuer hier unter der Asche glimmte, das wahrscheinlich früher oder später ausbrechen mußte? Es bedurfte nur eines Anführers, der sich an die Spitze stellte, um aus dem großen Haufen eine mächtige Oppositions-Partei zu bilden, und mit ihr gegen die Aristokratie des Senats und der Regentenfamilien einen Kampf zu beginnen, dessen letzter Ausgang sich nicht berechnen ließ. Das gewöhnliche Schicksal solcher Staaten, die sich in einer ähnlichen Lage befanden, war sonst, daß irgend ein wilder Ehrgeiziger als Anführer der Bedrückten aufstand; nicht um ihnen zu helfen, sondern um sich emporzuschwingen. Rom hatte hierin ein günstigeres Schicksal. Zwei Brüder von reinem Herzen und hohem

Patriotismus waren die Urheber dieser Versuche; und wenn sie ihnen dennoch mißlangen, so erhält die Geschichte derselben dadurch ein gedoppeltes Interesse.

Die Familie der Gracchen, zu der sie beide gehörten, war zwar eine plebejische; aber darum doch eine der ersten in Rom, und außerdem durch Heirathen mit einem der ersten patricischen Häuser, dem der Scipionen, auf das genaueste verbunden. Ihr Vater Tib. Sempronius Gracchus hatte die höchsten Würden des Staats bekleidet, indem er Censor und zweimal Consul gewesen war, und gleichfalls zweimal die Ehre genossen, einen Triumph zu feiern; auch hatten schon frühere Vorfahren von ihnen an der Spitze der Römischen Heere gefochten. Ihre Mutter, Cornelia, war die Tochter des großen Scipio, des Siegers des Hannibal; nach dem allgemeinen Zeugniß des Alterthums die erste Frau ihrer Zeit. Jene Größe des Geistes, die ihren Vater, an dem sie mit schwärmerischer Bewunderung hing, gleichsam über sein Zeitalter erhoben hatte, war in reichem Maaße auf sie fortgeerbt; und mit ihr zugleich jener zarte Sinn für Kunst und Litteratur, der seit der genauern Bekanntschaft mit den Griechen zuerst in dem Hause der Scipionen in Rom einheimisch ward, und durch sie sich auch in dem Hause der Gracchen verbreitete. Aus ihrer fruchtbaren Ehe hatte sie nicht weniger als zwölf Kinder gehabt, die aber, bis auf drei, früh wieder wegstarben; nur zwei Söhne, Tiberius und Cajus Gracchus, von denen hier die Rede ist, und Eine Tochter, Sempronia, die an

den jüngern Scipio, den Zerstörer Carthagos, verheirathet war, blieben ihr übrig. Ihre Geburt berechtigte die Gracchen daher schon zu den größten Aussichten; und es konnte nicht blos gekränkter Ehrgeiz seyn, der sie bewog, eine ganz andere Laufbahn zu betreten, als die ihnen vorgezeichnet zu seyn schien. Erziehung und Zeitumstände mußten zusammen kommen, um sie zugleich fähig zu machen und zu bewegen die großen Rollen zu übernehmen, die sie beide gespielt haben.

Seit dem Tode des Vaters ruhte auf den Söhnen um so mehr die ganze Hoffnung der Mutter, da die Ehe ihrer Tochter mit dem jüngern Scipio nicht sehr glücklich war: und sie hatte an ihrer Bildung den vorzüglichsten Antheil gehabt. Sie wollte sie zu Staatsmännern erziehen, und lebte nur in der Hoffnung, wie sie ihnen oft wiederholte, nicht mehr die Schwiegermutter des Scipio, sondern die Mutter der Gracchen zu heißen. Zu diesem Ende waren sie sorgfältig in denjenigen Kenntnissen unterrichtet, welche in der politischen Laufbahn in ihrer Vaterstadt ihnen am nützlichsten werden konnten, in der Philosophie, und besonders in der Beredsamkeit. Da eben damals Griechische Litteratur und Sprache in Rom, und besonders in dem Hause, aus dem ihre Mutter stammte, einheimisch wurde, so war auch ihr Unterricht darin Griechischen Lehrern anvertraut worden, von denen wir jedoch nur die des ältern kennen, die aber um so mehr erwähnt werden müssen, da sie einen fortdauernden Einfluß auf ihn

behielten. Sein Lehrer in der Redekunst war Diophanes aus Mitylene, den Cicero für den beredtesten Griechen seines Zeitalters erklärt *); und die Fortschritte seines Zöglings beweisen, daß es ihm auch nicht an dem Talent des Unterrichts gefehlt habe. Seine Unterweisung in der Philosophie war dem Blossius aus Cumae anvertraut. Er gehörte zu der Stoischen Secte; und wenn man die hohen Begriffe kennt, die diese Schule von politischer Freiheit hatte, so muß es schon daraus wahrscheinlich werden, daß die Theorieen über Staatsverfassung, mit welchen sein jugendlicher Geist durch den Griechischen Weltweisen genährt wurde, nicht ohne Einfluß auf sein nachfolgendes Leben blieben. Es war aber außerdem auch die herrschende Meinung im Alterthum; und beide nahmen nachmals so thätigen Antheil an seinen Unternehmungen, daß sie in den Fall seiner Partei mit verwickelt wurden. Der Fortgang der Untersuchung wird indeß lehren, daß man ihnen deßhalb nicht den Vorwurf machen kann, als hätten sie ihren Zögling zum politischen Schwärmer gebildet, der irgend ein Ideal von Staatsverfassung hätte realisiren wollen; er wollte nur die bestehende Verfassung verbessern, aber nicht sie über den Haufen werfen.

Das Alter der beiden Gracchen war zu verschieden, als daß sie zugleich auf dem öffentlichen Schauplatz hätten auftreten können. Der ältere, Tiberius, war neun Jahr früher geboren als Cajus; und

*) Cic. in Brut. 27.

da er seine politische Laufbahn so früh begann, als es nur die Einrichtungen des Römischen Staats erlaubten, und noch vor dem dreißigsten Jahre sie endigte, konnte natürlich der jüngere Bruder erst später in seine Fußstapfen treten.

Tiber machte nach der Sitte aller jungen Römer seine erste Probe als Soldat im letzten Kriege gegen Carthago. Er war, damals ein Jüngling von achtzehn Jahren, im Gefolge seines Schwagers, des jüngern Scipio; wohnte der Eroberung von Carthago mit bei, und war, nach der Versicherung eines Augenzeugen *), der erste, der die Mauern der brennenden Stadt erstieg **). Wer würde nach diesem Zuge von Heldenmuth nicht erwartet haben, in ihm den ungestümen Krieger und brausenden Jüngling zu sehen? und doch war Tiber gerade das Gegentheil von dem allem. Eine Sanftmuth, die sich in jeder seiner Bewegungen äußerte; eine fast jungfräuliche Bescheidenheit, und eine Ruhe, die unfehlbar wieder Ruhe und Zuversicht einflößte, waren die Grundzüge seines Charakters, der keine andere Leidenschaft, als Vaterlandsliebe, zu kennen schien. Die Ueberredung ging vor ihm her, und das allgemeine Zutrauen folgte ihm, bei Fremden nicht weniger als bei seinen Mitbürgern. Schon als Jüngling hatten ihn diese in das Collegium der Augurs aufgenommen, wo sonst nur Männer Zutritt fanden; allein einen noch weit

*) Des Fannius. M. s. *Plut.* I. p. 826.

**) Im Jahr 608. n. Erb. R. 146 v. Ch.

rührendern Beweis davon, der tief auf ihn gewirkt zu haben scheint, erfuhr er selbst von Feinden, als er, bald nach der Besiegung von Carthago, als Quästor oder Intendant bei der Armee, in Spanien gegen Numantia diente. Dieser kleine Staat, in dem jetzigen Castilien, widerstand mit einem fast beispiellosen Heldenmuthe eine Reihe von Jahren der ganzen Römischen Macht. Die Numantiner hatten die Römische Belagerungsarmee geschlagen und eingeschlossen *), und würden sie vertilgt haben, wenn nicht Tiber, mit dem sie allein unterhandeln wollten, weil sie ihm allein trauten, sie durch einen Vertrag gerettet hätte. Sie erbeuteten aber das ganze Römische Lager, und in demselben auch die Staatsrechnungen des Quästors. Tiber kannte Rom zu gut, um nicht einzusehen, daß seine Gegner daselbst diesen Verlust nicht ungenutzt lassen würden; er beschloß, zu versuchen, ob er ihn durch die Großmuth seiner Feinde ersetzt erhalten könnte? Mit drei oder vier Begleitern ging er gerade nach der feindlichen Stadt. Kaum erscholl hier die Nachricht, daß Gracchus ankäme, so öffneten sich ihm die Thore; das Volk strömte ihm entgegen; man führte ihn herein; man hing sich an seine Arme und Hände; man bewirthete ihn öffentlich; man gab ihm seine Papiere, und bat ihn, von der Beute so viel zu nehmen, wie er wollte; er aber nahm blos eine Hand voll Weihrauch, den Göttern zu opfern.

*) Unter dem Consul Mancinus 617 a. u. c. 137 v. Ch.

Gracchus ging bald nach diesem Vorfall nach Rom zurück; aber der Eindruck dieser Scene erlosch bei ihm nicht. Er hatte es in Numantia zum erstenmal lebhaft empfunden, was es heiße, der Mann des Volks zu seyn; und dürfen wir uns wundern, wenn hier der Entschluß bei ihm reifte, eben dieß für sein Vaterland zu werden, das ihn jetzt selbst dazu aufzurufen schien?

Seine Reise durch Italien, als er nach Spanien ging, soll bereits die ersten Entschlüsse bei ihm erzeugt haben. Der Anblick, den er hier sah, die Unterdrückung und Verarmung des Landmanns; seine ärmlichen Hütten neben den Landhäusern und unermeßlichen Besitzungen der Reichen, und den Heeren von Sklaven, die sie futterten, wirkten, nach dem Bericht seines Bruders, tief auf sein Herz. Sein Plan war ohne Zweifel schon gemacht, als er nach Rom zurück kam; allein die Umstände beschleunigten ihn, und schoben Tiber gleichsam auf die Schaubühne. Es gab in Rom eine starke Partei, die den vor Numantia geschlossenen Vergleich für schimpflich hielt, und nicht gehalten wissen wollte. Nach den damaligen Begriffen von öffentlicher Treue sollte vielmehr die Armee nebst ihren Anführern den Feinden übergeben werden. Ein großer Theil des Volks, das Freunde, Brüder und Verwandte bei dem Heere hatte, wandte sich jetzt an Gracchus; und die allgemeine Liebe, der er unter seinen Mitbürgern genoß, war bereits so groß, daß man, ihm zu gefallen, die

Strafe blos auf den Anführer beschränkte, und ihn und die Armee davon frei sprach.

Indeß mußte sich demungeachtet Gracchus durch die Wendung, welche diese Angelegenheit nahm, doch nicht wenig gekränkt fühlen. Er hatte jenen Vergleich geschlossen, durch den er unter der Bedingung des Friedens und der Unabhängigkeit von Numantia ein Heer von mehr als 20,000 Bürgern dem Vaterlande erhalten hatte. Gleichwohl beschloß der Senat, gegen die Auslieferung des Consuls Mancinus, den aber die Numantiner nicht annehmen wollten, die Erneuerung des Kriegs, und dem jüngern Scipio, dem Schwager des Gracchus, ward der Oberbefehl übertragen. Bei aller Schonung, die das Volk gegen ihn bezeigte, wurde also doch sein Vertrag von dem Senat cassirt; und nach der ausdrücklichen Versicherung von Cicero a. a. O., soll dieses seine Erbitterung gegen denselben so sehr vermehrt haben, daß er förmlich mit ihm zu brechen sich vornahm.

Durch diesen Vorfall also noch fester an das Interesse des Volks gekettet, entschloß sich jetzt Tiber zu der Ausführung seines Plans, den er lange bei sich herum getragen hatte; und der, unter Begünstigung außerordentlicher Umstände, gereift war. So tief bei ihm die Ueberzeugung und das Gefühl von den eingerissenen Mißbräuchen war; so fest war auch sein Entschluß, ihnen abzuhelfen. Er besaß Stärke des Geistes genug, um nicht nur die gewissen Aussichten, die er vor sich hatte, mit sehr ungewissen zu vertauschen; sondern auch, was einem Mann von sei-

nem Herzen und Charakter um vieles schwerer fällt, die Verbindungen abzubrechen, in denen er mit Scipio, und andern seiner Freunde, stand; die seinen Grundsätzen abgeneigt waren. Allein er trat in eine Laufbahn, in der auch die glänzendsten Talente, und die größten Eigenschaften des Geistes und Herzens, selten ohne Erfahrung ausreichen.

Tiber's Entwurf war von der Art, wie man es von einem jugendlichen Kopf von der Kraft und Gutmüthigkeit, die ihm beide eigen waren, erwarten kann. Es sollte den eingerissenen Mißbräuchen durch eine Radical-Verbesserung auf einmal abgeholfen, die Macht und der Uebermuth der aristokratischen Partei sollte gebeugt, und die Unterdrückten dagegen in gleichem Maaße gehoben werden. Er ging von der Idee aus, die Zahl der Landbesitzer in Italien zu vermehren; indem eine neue Vertheilung der sämmtlichen Staatsländereien vorgenommen, und zugleich ein Maximum bestimmt würde, über welches der Antheil keines einzelnen Staatsbürgers sollte hinausgehen dürfen.

Tiber hatte es kein Hehl, daß er mit großen Entwürfen zur Beglückung des Volks umginge; und die öffentliche Stimme rief ihn bald durch lauten Zuruf, bald durch angeheftete Zettel, zu ihrer Ausführung auf. Allein um öffentlich handeln zu können, bedurfte er erst eines öffentlichen Amts; und nach seinen Verhältnissen konnten seine Wünsche auf kein anderes als auf das Tribunat gerichtet seyn. Durch dieses zum gesetzmäßigen Vorsteher des Volks erho-

ben, erhielt er zugleich das Recht, und auch das Vermögen, zu dessen Besten zu wirken. Als Tribun durfte er Versammlungen der Bürgerschaft (comitia tributa) zusammen rufen; durfte in ihnen Vorschläge thun, die durch ihre Annahme gesetzliche Kraft erhielten; und hatte also auf diese Weise Mittel in Händen, trotz des Widerstandes und des Hasses der Gegenpartei, vor dessen Ausbrüchen ihn die Heiligkeit und Unverletzlichkeit schützte, mit der seine Würde ihn umgab, Veränderungen in der Constitution und den Einrichtungen des Staats machen zu lassen. Die hohe Popularität, deren er bereits genoß, mußte ihm den glücklichen Erfolg bei der Bewerbung um eine Stelle sichern, welche durch die Wahl des Volks vergeben wurde. Er erschien als Candidat dazu, und ward auf das folgende Jahr mit neun andern zum Volkstribun gewählt *).

Wofern irgend etwas die Vorsicht und die Mäßigung von Tiber beweist, so ist es die Art, wie er seine Reform unternahm. Er trat mit seinen Anträgen nicht eher auf, bis er sie mit einigen der ersten

*) Die Wahlzeit der Tribunen fiel in Rom in die Mitte des Sommers, in die Erndtezeit, also in den August; sie traten aber ihre Stelle erst am 10. Dezember an. *Dionys. Hal.* I. p. 410. Tib. Gracchus ward gewählt im Sommer 135 v. Chr. 619 n. E. R. Das Jahr seines Tribunats fällt also in 134 v. Chr. Er ward aber bereits im Laufe dieses Jahrs zu der Erndtezeit erschlagen; und hat also nur etwa neun Monate das Tribunat wirklich bekleidet.

Männer, die gleiche Grundsätze mit ihm hegten, überlegt hatte, unter denen Plutarch drei auszeichnet; seinen Schwiegervater Appius Claudius, aus einem Hause das sonst immer an der Spitze der Aristokratie zu stehen pflegte; den großen Rechtsgelehrten Mucius Scaevola, damaligen Consul; und den Pontifex maximus Crassus. Die Theilnahme solcher Männer mußte ein günstiges Vorurtheil für ihn erregen; allein außerdem suchte er seinem ganzen Entwurfe auch noch dadurch alles Gehässige zu nehmen, daß er ihm das Ansehen einer Neuerung nahm. Es sollte nur zunächst die Wiederherstellung eines alten, bereits vor mehr als 200 Jahren durch einen Volkstribun Licinius gegebenen, aber längst in Vergessenheit gekommenen Gesetzes seyn, und selbst dieses unter großen Beschränkungen und Milderungen, durch welches damals das Maximum von Staatsländereien, die jeder Römische Bürger sollte besitzen dürfen, bestimmt wurde. Alsdann berief er eine Versammlung des Volks, und schilderte in einer rührenden Rede die unglückliche Lage der Bewohner Italiens, und des größten Theils der Hauptstadt selbst: "Die wilden Thiere, die in Eurem „Lande wohnen," sprach er, "haben ihr Lager und „ihre Stätte; nur denen, die für Italien fechten und „fallen, vergönnt man nichts, als Wasser und Luft! „Ohne Wohnung, ohne Eigenthum, irren sie mit Weib „und Kind umher. Sie hintergehen Euch, Eure Feld„herren, wenn sie Euch auffordern, für Euern Heerd „und Eure Götter zu fechten; denn Ihr habt keinen „Heerd, Ihr habt keine väterliche Götter; nur für

„den

„den Uebermuth und die Ueppigkeit Anderer vergießt „Ihr Euer Blut; Ihr, die Ihr die Herren der Welt „heißt, und keinen Fußbreit Eigenthum habt!“ Er schloß nach diesen Worten mit dem Antrage, daß zufolge des Licinischen Gesetzes kein Römischer Bürger mehr als fünfhundert Acker *) an Staatsländereien besitzen; alles übrige aber vermessen, und unter die ärmern Landbewohner und Bürger ausgetheilt werden solle. Um jedoch das Harte des Gesetzes noch mehr zu mildern, ward noch die doppelte Bestimmung hinzu gefügt, daß jeder nicht emancipirte Sohn noch die Hälfte (zweihundert und funfzig Acker) besitzen durfte, (der emancipirte konnte, als Bürger und Hausvater, seine vollen fünfhundert haben); und daß für die abgetretenen selbst ein gewisser Ersatz aus der Schatzkammer gegeben werden sollte. Zugleich sollte eine eigene Commission aus drei Männern niedergesetzt werden, um die Ausführung des Gesetzes zu besorgen. In der nächsten Volksversammlung (es mußten, nach Römischem Herkommen, zwischen dem Vorschlage und der Annahme eines Gesetzes jedesmal neunzehn Tage verstreichen), sollte über die Annahme gestimmt werden.

Dieß war das erste, so berühmte Agrarische Gesetz des ältern Gracchus; die Fackel der bürgerlichen Kriege, wie Cicero es nennt. Es ist der Ort hier, etwas stehen zu bleiben, und seinen Sinn sowohl als seinen Werth etwas genauer zu untersuchen.

*) Ein R. Acker (jugerum) enthielt 28,000 □ Fuß.

Der Sinn desselben ist von den Schriftstellern oft dahin gemißdeutet worden, als hätte es sich auf den Besitz von allen Ländereien, seyen sie wahres Eigenthum, oder Staatsländerei, beziehen sollen. Es ist wahr, die Worte des Gracchischen sowohl, als des ältern Licinischen Gesetzes, so weit wir sie kennen *), scheinen diese Meinung zu bestätigen. In beiden heißt es überhaupt: "Niemand soll mehr als „fünfhundert Acker Ländereien (agri) besitzen." Allein schon aus den übrigen Bruchstücken dieser Gesetze ist es nicht minder gewiß, daß Ländereien hier nur Staatsländereien bezeichnen. Denn in dem vierten Bruchstück des Licinischen Gesetzes heißt es: "So oft das R. Volk Ländereien durch Curatores „austheilen läßt, sollen dem Einzelnen nicht mehr „als sieben Acker zugetheilt werden." Es ist aber klar, daß nur Staatsländereien so ausgetheilt werden konnten. In dem achten Fragment aber des Gracchischen Gesetzes werden auf gleiche Weise bei jeder neuen Vertheilung Jedem zehn Jugera zugesprochen, mit dem ausdrücklichen Zusatz: von Staatsländereien. Außerdem lehrt dieses ja aber auch die Be-

*) Die Bruchstücke beider Gesetze sind gesammelt bei Goës. Script. Agrar. p. 348. Allein auch diese Bruchstücke sind aus Schriftstellern genommen, die nur den Sinn, aber nicht genau die Formel citirten. In eben dieser Sammlung p. 329 etc. findet man die Bruchstücke der Lex Thoria, die gleichfalls auf das Ackerwesen Beziehung hatte, nach ihrer ächten Formel. Hier heißt es stets ausdrücklich Ager publicus.

stimmung des Gracchischen Gesetzes, die sich in dem fünften Fragment findet, deutlich: "daß die Commis„sion der Dreimänner entscheiden soll, was öffentli„ches und was Privateigenthum sey." Wozu diese Bestimmung, wenn nicht von jenem allein die Rede gewesen wäre? Es war, weil der Gegenstand so wichtig, und die Streitigkeiten darüber so vielfältig und lange dauernd gewesen waren, Sprachgebrauch in Rom geworden, daß man nur überhaupt von Land (Ager) sprach, wenn nur von den öffentlichen Ländereien, den Staatsdomänen, die Rede war. Schon daraus aber müßte es auch wahrscheinlich werden, wenn nicht noch andere Gründe dasselbe bestätigten, daß der bei weitem größere Theil der Besitzungen der großen Häuser aus solchen öffentlichen Ländereien bestand.

Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, erscheint das Gracchische Gesetz unstreitig in einem gerechtern Lichte, als bei der andern Meinung. Der Staat vindicirte seine ausgeliehenen Domänen, auf die er sich das Eigenthumsrecht immer vorbehalten hatte, um sie auf eine, für ihn vortheilhaftere, Weise wieder wegzugeben.

War dieses Verfahren dem strengen Rechte gemäß? — Es gab kein Gesetz, welches die jetzigen Güterbesitzer von dem Besitz der Staatsländereien ausgeschlossen hätte; ursprünglich auch keins, welches das Quantum derselben bestimmt hätte. Dieß war erst durch das Licinische Gesetz geschehen; also auch nur die Erneuerung von diesem Gesetz konnte dem

ganzen Schritt den Schein von strengem Recht geben. Allein dieses Gesetz war, wie hundert andere, in Rom und in jedem andern Staat, längst in Vergessenheit gerathen und außer Gebrauch gekommen. Das strenge Recht erlaubte ohne Zweifel, es für die Zukunft zu erneuern; allein erlaubte es auch, ihm zugleich eine rückwirkende Kraft zu geben?

Aber von höherer praktischer Wichtigkeit sind die Fragen: inwiefern es der Billigkeit, inwiefern es der Klugheit gemäß war?

Man müßte selber unbillig seyn, wenn man es den Optimaten verdenken wollte, daß sie etwas Unbilliges darin fanden. Sie waren erstlich größtentheils in einem sehr langen Besitze, vielleicht schon seit ein Paar hundert Jahren und länger. Denn so lange war es schon, daß Rom die Besiegung Italiens vollendet, und jener Ländereien sich bemächtigt hatte. Ein so langer und ungestörter Besitz wird eine Art von Eigenthum. Man rechne hinzu, daß sie es waren, die diese Ländereien verbessert, ja großentheils (denn man nahm gewöhnlich, wie bereits oben bemerkt, das ungebaute Land dazu) sie zuerst urbar gemacht hatten. Sie hatten also große Kosten darauf gewandt, Schulden darauf contrahirt, Anlagen darauf gemacht u. s. w. Schwerlich konnte der Staat ihnen dafür einen Ersatz geben, der sie selber befriedigte, wenn ihnen dieser auch versprochen wurde!

Dazu aber kommt der bereits oben bemerkte Umstand: daß gewiß der bei weitem größere Theil der Familiengüter in solchen Besitzungen bestand; und das

Gracchische Gesetz durch jene Bestimmung, wenn auch gerechter, doch darum wahrscheinlich nur wenig milder wurde. Die ganze Art, wie mit dem eroberten Lande verfahren wurde, zeigt, daß davon durch förmlichen Kauf, wenigstens unmittelbar, nur sehr weniges an Römische Familien kommen konnte. Es ward entweder an hingesandte Colonisten vertheilt; oder zu Staatsdomänen gemacht, die gegen Pacht oder Zehnten ausgegeben wurden. Gleichwohl konnten nur durch Hülfe dieser Eroberungen große Güterbesitzer in Rom entstanden seyn: denn das eigentliche Stadtgebiet (ager Romanus) war zu beschränkt, als daß es dazu hingereicht hätte. Die Einziehung der Staatsdomänen war also ein Schlag, der alle große Familien traf; und ihnen nicht nur einen Theil, sondern wahrscheinlich den bei weitem größern Theil von demjenigen, das sie schon lange als ihr Eigenthum anzusehen gewohnt waren, entriß.

Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, lag ohne Zweifel etwas sehr Hartes in diesem Gesetz. Auf der andern Seite konnte Gracchus mit Recht auch vieles wiederum für sein Unternehmen sagen. Schon blos für sich war der Theil von Staatsländereien, den er Jedem zu besitzen erlaubte, fünfhundert Jugera, noch immer etwas sehr Beträchtliches. Wir können zwar, da wir die Größe der Besitzungen nicht mehr angeben können, die einzelne Familien wirklich hatten, auch nicht bestimmen, wie viel sie herauszugeben hatten; so wenig wir angeben können, wie hoch man den Ertrag von jedem Jugerum anschlagen

müsse. Allein eine andere Bestimmung, die eben dieses Gesetz enthält *), daß bei der Anlage einer neuen Colonie der einzelne Colonist nicht über zehn Jugera erhalten solle, kann uns doch einigermaßen zur Richtschnur dienen. So viel rechnete man also für die strengen Bedürfnisse einer Familie; und wenn jeder der großen Güterbesitzer funfzig solcher Portionen an Staatsländereien behalten sollte, so hatte er wohl keine große Ursache zu klagen; auch sieht man zugleich daraus, wie weit Tiber von der Chimäre der Gleichmachung des Vermögens entfernt war. Dazu aber kamen noch die beiden, nichts weniger als unerheblichen, sondern dasselbe so sehr mildernden, Bestimmungen des Gesetzes: Daß für jeden Sohn, der noch unter väterlicher Gewalt stand, die Hälfte, nämlich zweihundert und funfzig Jugera, und außerdem für Alles Eingezogene ein Ersatz aus der Schatzkammer zugestanden wurde. Das Erste war eben so wichtig als zweckmäßig, da in gleichem Verhältnisse, als eine Familie zahlreicher war, ihr auch mehr bewilligt ward; und wenn aus dem Aerarium auch unmöglich ein vollkommener Ersatz gegeben werden konnte, so schien doch durch diese Bewilligung jeder Schein einer Ungerechtigkeit zu verschwinden. Schwerlich hat wenigstens jemals ein Staat der neuern Zeit eine Reduktion seiner Domänen unter so gelinden Bedingungen unternommen; und wenn man das Unzulängliche eines vollen Ersatzes auch dennoch eingestehen muß,

*) Man sehe bei *Goës.* l. c.

so spiegelt sich wenigstens der milde Geist von Tiber in jeder dieser Bewilligungen so schön und so klar, daß er durch seinen Vorschlag seiner Mäßigung nicht weniger als seinem Patriotismus ein bleibendes Denkmal gesetzt hat.

Allein der höhere Gesichtspunkt, aus dem dieses ganze Unternehmen vorzüglich betrachtet werden muß, ist ohne Zweifel der: inwiefern es dem Staatsinteresse gemäß war, und die Klugheit also es anrathen oder verbieten konnte? Es gab dabei ohne Zweifel große und wichtige Bedenklichkeiten, die sich vielleicht überhaupt unter folgende drei Punkte bringen lassen. Erstens: Es ist immer eine höchst gefährliche Sache für jeden Staat, irgend etwas zu unternehmen, das ein Verletzen der Heiligkeit des Eigenthums scheinen könnte, dessen Erhaltung der erste Zweck des Staats seyn soll. Es ist wahr, es war hier von keinem Eigenthum im strengen Sinne des Worts die Rede; allein jene Besitzungen waren in der herrschenden Meinung schon so gut als Eigenthum geworden; und die moralische Wirkung war also dieselbe. Nicht blos die neueste Zeitgeschichte, sondern die Geschichte aller Zeiten hat es bewiesen, vorzüglich aber die Geschichte von Republiken, daß wenn hier die einmal angenommene Grenzlinie überschritten ist, sich nachher keine mit Sicherheit leicht wieder ziehen läßt. Ferner: Es war vorauszusehen, daß die Partei des Senats nicht ohne Widerstand nachgeben würde; und die ganze damalige Lage der Republik, wie sie oben geschildert worden ist, mußte die Aufre-

gung eines Faktionsgeistes befürchten lassen, der so leicht nicht wieder beruhigt werden konnte. Und wenn die letzten Folgen davon überhaupt nicht zu berechnen standen, so kam noch endlich ein besonderer Umstand hinzu, welcher dieselben noch gefährlicher machen konnte. Der Vorschlag des Gracchus geschah keineswegs ausschließend zum Vortheil der Römischen Bürger, sondern überhaupt der Bewohner Italiens. Sie alle, und besonders jene Socii, sollten an der Wiedervertheilung der eingezogenen Domänen Antheil haben; und auf diese Weise zugleich dem tiefen Verfall des Ackerbaues und ihrer Dürftigkeit abgeholfen werden. Diese Verbesserung ihrer Lage veränderte zwar überhaupt ihre Verhältnisse gegen Rom nicht; allein sie grenzte so nahe an eine solche Veränderung, daß diese letztere, wie es auch die Erfahrung bestätigte, davon fast unzertrennlich zu seyn schien. Mehrere dieser Völker, besonders die Lateiner, als die nächsten Verwandten der Römer, hatten schon öfters ausdrücklichen Anspruch darauf gemacht, mit ihnen gleiche Rechte zu genießen. Ließ es sich erwarten, daß sie bei einem solchen, sie unmittelbar interessirenden, Vorschlage sich unthätig und ruhig verhalten würden? Mußte es nicht für den Urheber desselben eine der von selbst sich darbietenden Aussichten seyn, durch sie seine Partei zu verstärken? Und schien nicht so der Weg zu einem Umsturze der bisherigen Verfassung gebahnt, der vielleicht bei dem besten Willen sich nicht abwenden ließ?

Allein so leicht es ist, diese Betrachtungen nach der Entwickelung des Schauspiels anzustellen, so unbillig würde es seyn, es dem Tiber zum Vorwurf zu machen, wenn er sie nicht alle schon im voraus angestellt hatte. Als er auftrat, hatte man von dem Gange und den Folgen bürgerlicher Unruhen in Rom keine anschauliche Kenntniß, weil seit so langer Zeit dergleichen dort nicht geherrscht hatten; und es war aus dieser Ursache sehr verzeihlich, wenn Er in seinen Unternehmungen nur das Große und Wohlthätige, nur das Mittel zur Beglückung einer unterdrückten Volksklasse sah. Der Druck der Uebel, die aus den eingerissenen Mißbräuchen entstanden waren, war fühlbar genug, um in ihrer Hebung den sichersten oder selbst einzigen Weg zur Rettung des Staats zu sehen. Wenn wir selber es gesehen haben, daß unter ähnlichen Umständen ein ganzes Zeitalter, ausgestattet mit einer unendlich größern Masse von Kenntnissen und Erfahrungen, irren, und noch viel ärger irren konnte, darf man es damals dem einzelnen Manne wohl zum Vergehen anrechnen, wenn er in seinen Erwartungen sich täuschte?

Man stand jetzt in Rom auf dem Punkt, der oft in der Geschichte so furchtbar entscheidend ist; auf dem Punkt, mit ein wenig Billigkeit und kalter Vernunft unsäglichem Jammer vorbeugen, und das Glück und das Leben vieler Tausende retten zu können. Noch waren die Gemüther nicht so erhitzt, daß ein Vergleich unmöglich, oder auch nur unwahrscheinlich gewesen wäre. Gracchus selber konnte es nicht er-

warten, daß die Gegenpartei gutwillig Alles zugeben würde; und sein ganzes Benehmen zeigt, daß auch Er noch weiter würde nachgegeben haben, wenn man von der andern Seite nur einigermaßen ihm entgegen gekommen wäre. Aber statt der Vernunft ward hier nur die Stimme der Leidenschaft gehört; statt durch eine mäßige und gerechte Aufopferung sich Vortheile zu erkaufen, die den erlittenen Schaden vielfach ersetzt haben würden, wollte man lieber Alles auf das Spiel setzen, um Nichts zu verlieren.

Der Senat nahm zuerst seine Zuflucht zu dem Mittel, dessen man sich gewöhnlich zu bedienen pflegte, um den Streich irgend eines Volkstribuns abzuwenden. Weil in ihrem Collegio der Widerspruch eines Einzelnen hinreichte, um die Unternehmungen aller übrigen aufzuhalten, so suchte der Senat in solchen Fällen Einen derselben zu gewinnen, der sein Veto einlegte. Auch dießmal ergriff man dieß Mittel, und es gelang. Man gewann einen der Collegen Tiber's, einen kühnen und reichen jungen Mann, der, ungeachtet er selber in dem Fall war, große Ländereien herausgeben zu müssen, dennoch bis dahin zu den Freunden des Gracchus gehört hatte, Markus Octavius. Wäre es nicht der beständige Charakter der Cabale, die entferntere Zukunft über den nächsten Augenblick zu vergessen, so müßte man sich wundern, wie Männer von Einsicht hoffen durften, den kommenden Sturm durch eine solche Beschwörung abzuwenden.

Der Tag der Comitien erschien. Gracchus hatte es nicht erwartet, daß ein Tribun es wagen würde, gegen ein Gesetz zu protestiren, das offenbar zum Besten des Volks in Vorschlag gebracht war. Aber Octav hielt Wort; er interponirte sein Veto. Der Streit zwischen beiden Tribunen ward jetzt einige Tage wiederholt, aber doch, wie Plutarch ausdrücklich bemerkt, ohne persönliche Beleidigung und mit Anstand geführt. Umsonst bot Tiber dem Octav Ersatz für alles, was er selber verlieren würde, aus seinen Mitteln an. Auch Tiber machte nun vollen Gebrauch von seiner Macht, indem er das Aerarium versiegelte, und allen Magistraten ihre Funktionen verbot. Die Bewegung stieg nun auf das höchste, und nicht blos Cabalen, sondern auch Dolche wurden gegen Tiber in Bewegung gesetzt. Für beide gleich unzugänglich, wäre er fast durch eine Bitte gewonnen worden. Zwei der ersten Männer, Manlius und Fulvius, beide gewesene Consuln, gingen zu ihm, und baten ihn mit Thränen, zurück zu gehen. Eine Ahnung von dem, was werden würde, stieg in ihm auf! Er hatte wahrscheinlich schon jetzt mehr gesehen, als er vorher erwartet hatte! Mit gerührter Stimme fragte er, was sie verlangten? Sie baten ihn, die Sache dem Senat zu überlassen. Er willigte ein; er eilte selber in den Senat; aber er ward mit Hohn empfangen, und machte bald die Erfahrung, daß der Starrsinn derer, die hier an der Spitze standen, nicht zu beugen sey. Erbittert durch diese Widersetzlichkeit, da er nur die Wahl vor sich sah, entweder

selbst zurückzutreten, oder den Octav sich vom Halse zu schaffen, that er den kühnen Schritt, auf die Absetzung desselben, als eines ungetreuen Volksvorstehers, bei dem Volke anzutragen; ein Schritt, der bisher ohne Beispiel in der Römischen Geschichte war, und dem Ansehen der Volksvorsteher selbst, indem man auf diese Weise, welches auch die Gegenpartei dem Tiber mit Bitterkeit vorwarf, sie ihrer Unverletzlichkeit beraubte, gefährlich werden mußte.

Sein Gegner zeigte sich bei dieser Gelegenheit als Mann von großem Charakter! Bereits siebzehn der Römischen Zünfte von fünf und dreißig hatten für die Absetzung gestimmt, nur noch eine Stimme, und sie war entschieden. Der, mit seiner Würde zugleich der Unverletzlichkeit beraubte, Tribun, war alsdann der Rache des drohenden Pöbels blosgestellt. — Gracchus trat in diesem entscheidenden Augenblicke zu ihm, umarmte ihn, und beschwor ihn, sein Veto zurück zu nehmen. — Octav ward erschüttert, als er aber die gespannte Erwartung sah, mit der die aristokratische Partei auf ihn blickte, ermannte er sich, und hieß ihm, weiter stimmen zu lassen. Die nächste Stimme entschied; Octav ward abgesetzt, und würde gleich auf der Stelle vom Pöbel zerrissen worden seyn, wenn nicht seine Partei ihm zu Hülfe gekommen wäre, und ein treuer Sklave ihn, mit Aufopferung seiner selbst, gerettet hätte. Noch in derselben Versammlung ward jetzt das Agrarische Gesetz bestätigt; und zugleich eine Commission ernannt, deren Mitglieder Tiber selbst, sein jüngerer Bruder

Cajus (der aber damals abwesend bei der Armee in Spanien war), und sein Schwiegervater Appius Claudius waren, welche die Vollziehung des Gesetzes besorgen sollten. Das ganze Geschäft ward also gleichsam zu einer Familiensache gemacht.

So schien der Triumph des Tribuns entschieden! Allein wer weiß es nicht, daß zwischen einem solchen Dekret, und der Ausführung desselben, noch ein großer Zwischenraum ist! Wie viel Zeit erforderte es nicht, nur zu untersuchen, was Staatsländerei sey oder Privateigenthum? Die aristokratische Partei konnte freilich jetzt nicht geradezu widersprechen; allein sie berechnete es sehr gut, daß sie durch Aufschub alles gewinnen würde, und ließ daher kein Mittel unversucht, das die Cabale an die Hand geben konnte, um die Vollziehung des Gesetzes zu verzögern.

Es war bereits um die Mitte des Sommers. Die Zeit nahte heran, wo neue Volksvorsteher auf das kommende Jahr gewählt werden sollten. Tiber, der jetzt den tödtlichen Haß der aristokratischen Partei auf sich geladen hatte, der auf jeden Fall dauerhafter als die Gunst des Volks war, sah es wohl vorher, woraus seine Feinde auch nicht einmal ein Geheimniß machten, daß sein Sturz gewiß sey, wenn er seine Würde erst niedergelegt hätte; und daß vielleicht eben so gewiß sein ganzer Plan unausgeführt bleiben würde, wenn er ihn nicht selber ganz ausführte. So sah er sich zu dem zweiten Schritte genöthigt, der gegen die Römischen Gesetze oder wenigstens gegen das Herkommen war, das so viel als

Gesetz galt, sich auf das kommende Jahr aufs neue ums Tribunat zu bewerben; ein Schritt, durch den die Erbitterung beider Parteien, und also auch ihre Thätigkeit neue Nahrung erhielt. Der Haß der Aristokraten ließ nichts unversucht, um Tiber in den Augen des Volks herunter zu setzen. Man schilderte ihn als einen Ehrsüchtigen, der die väterliche Verfassung über den Haufen werfen wolle, um sich die Herrschaft zu verschaffen, als einen Aufwiegler der Socii gegen das souveräne Volk u. s. w. — Tiber, der wohl empfand, daß diese Anschwärzungen bei dem großen Haufen nicht ohne Wirkung blieben, sah sich wieder genöthigt, der demokratischen Partei mit neuen Hoffnungen und Aussichten zu schmeicheln, die er vielleicht selber nicht billigte.

Um diese Zeit kam die Nachricht von dem Tode des Königs Attalus III. von Pergamus (welches Reich damals den schönsten und größten Theil von Vorderasien begriff), nach Rom, der die Thorheit begangen hatte, sein Reich und seine Schätze dem Römischen Volk in seinem Testament zu vermachen. Tiber ergriff diese Gelegenheit zu einem neuen Vorschlage, zufolge dessen: "die nach Rom gebrachten „Schätze des Königs unter diejenigen, die Ländereien „erhielten, zu ihrer Einrichtung vertheilt werden soll„ten; über die Städte des Reichs" (nämlich ohne Zweifel inwiefern Römische Colonieen hingeführt werden sollten), "sollte nicht der Senat, sondern die „Bürgerschaft einen Schluß fassen." Dieser letzte Vorschlag erbitterte den Senat am meisten, weil da-

durch seinem Recht, die auswärtigen Staatsgeschäfte zu lenken, Eintrag geschah. Noch andere populäre Vorschläge *), die sich auf die Verringerung der Dienstjahre, auf die Sicherstellung der Appellation an die Bürgerschaft, und auf die Theilnahme der Ritter an den Gerichten, beziehen, werden gleichfalls dem Tiber schon beigelegt; ob sie aber wirklich bereits von ihm gemacht wurden, oder nur Ideen blieben, ist nicht mit Gewißheit zu bestimmen; ausgeführt wurden sie wenigstens durch ihn gewiß nicht. Auf jeden Fall waren es nur Mittel, um seine Popularität zu erhalten, und seinen Hauptzweck, die Verlängerung seiner Würde, zu erreichen.

Endlich erschien der entscheidende Tag der neuen Wahl. Allein die Abwesenheit aller der Landbewohner, die mit der Erndte beschäftigt waren (denn ein großer Theil der Römischen Bürger lebte damals noch mehr auf dem Lande, als in der Stadt), hatte die Partei des Gracchus sehr geschwächt. Er sah sich daher genöthigt, zu dem eigentlichen Pöbel **) seine

*) Ich gebe diese Vorschläge hier so, wie Plutarch sie anführt, der aber hier sehr kurz und oberflächlich ist. Bei Appian findet sich nichts davon; und ich fürchte, daß hier, so wie öfter, dem Tiber etwas zugeeignet ist, das erst dem Cajus gehörte. Das Projekt der Theilnahme der Ritter an den Gerichts-Commissionen ist gewiß erst von dem letztern ausgebildet, wenn auch die Idee dem Tiber gehören sollte. S. davon unten.

**) Plebs urbana, der große Haufen, der kein Landeigenthum hatte.

Zuflucht zu nehmen. Allein wie es zum Stimmen kam, und der Senat gegen die Rechtmäßigkeit der Wiedererneuerung protestirte, entstand ein Streit zwischen den Tribunen selbst. Derjenige, den das Loos getroffen hätte (welches gewöhnlich hierüber entschied), an diesem Tage den Vorsitz zu führen (er hieß Rubrius), fing an zu wanken; ein anderer, der an die Stelle des abgesetzten Octav erwählte Mummius, wollte ihn darauf ablösen; allein die übrigen behaupteten, es müsse aufs neue darüber gelost werden; und Tiber, um Zeit zu gewinnen, verschob die Versammlung auf den folgenden Tag. Er fing an, die Erfahrung zu machen, was es für einen Demagogen heiße, in der Meinung des Volks zu sinken, und ahnte sein Schicksal. Er erschien, seinen kleinen Sohn an der Hand, in Trauerkleidern auf dem Foro; und der Eindruck, den dieser Anblick hervorbrachte, belebte wieder seine Popularität. Eine große Schaar Volks begleitete ihn, und bewachte des Nachts sein Haus, weil man Meuchelmord oder Gewaltthätigkeiten befürchtete. Früh, sobald es Tag war, ward die Unruhe in der Stadt allgemein; große Haufen Volks besetzten das Forum, und das daran stoßende Capitol. Der Senat, umgeben von der aristokratischen Partei, versammelte sich in dem benachbarten Tempel der Fides. Tiber verließ sein Haus, von seinen Freunden begleitet. Seine Hoffnung schien wieder aufzuleben. Wo man ihn erblickte, ertönte ein Freudengeschrei von dem versammelten Volke, das sich zu verdoppeln schien, als er die Stufen des Capitols hinauf stieg.

Er

Er machte Versuche zu reden; allein wenn auch die Nächsten ruhig waren, so war der Lärm der Entferntern doch zu groß, als daß er seine Absicht hätte erreichen können. In diesen Augenblicken drängt sich ein Freund zu ihm durch, und bringt ihm die Nachricht aus dem Senat, man habe sich dort entschlossen, Gewalt gegen ihn zu gebrauchen. Tiber, um dem Volke die Gefahr zu bezeichnen, in der sein Leben sey, zeigt mit der Hand nach seinem Kopfe. Sogleich eilen einige Aufpasser in den Senat mit der Nachricht, er habe das Diadem gefordert.

Auf diese Nachricht springt Scipio Nasica *) auf, und verlangt von den Consuln, daß sie Gewalt gebrauchen sollten. Als diese aber gemäßigtere Maaßregeln vorschlugen, stellt er sich selbst an die Spitze, und umgeben von seinen Anhängern in dem Senat und ihrer Partei verläßt er die Curie, und macht einen Angriff auf das Volk **). Es kommt zu einem

*) Ein Ur-Enkel des Cn. Scipio, der nebst seinem Bruder Publius 212 v. Ch. in Spanien geblieben war. Er war 138 Consul gewesen, und war zugleich einer der größten Güterbesitzer. Es erklärt sich also leicht, weßhalb er auch einer der leidenschaftlichsten Aristokraten war.

**) Man weiß, wie schwer es ist, die Erzählung solcher Vorfälle selbst von Augenzeugen genau zu erfahren, und wird sich also nicht wundern, wenn von der angeführten Erzählung Plutarch's die des Appian abweicht. Nach ihm hätte Tiber seiner Partei zuerst ein Signal gegeben, sich mit den Stücken und Beinen der zer-

Handgemenge, in dem über dreihundert erschlagen wurden. Der Pöbel flieht, mehr aus Scheu vor dem Senat, als aus Furcht; Tiber wird ergriffen, und von seinen wüthenden Gegnern mit Keulen zu Boden geschlagen. Ihre Wuth war noch nicht mit seinem Tode gedämpft. Sein Leichnam wurde durch die Gassen geschleppt, und in die Tiber gestürzt. Ein gleiches Schicksal hatten die Körper der übrigen Gebliebenen.

So fiel der ältere Gracchus als das Opfer seiner Entwürfe; und wie man auch über sein Unternehmen urtheilen mag, so kann über die Art, wie man es zu vereiteln suchte, wohl nur Eine Stimme seyn. Das ganze Betragen des Senats trägt das Gepräge eines Starrsinns und einer leidenschaftlichen Heftigkeit, die selbst bis zum Morde führte. Gewiß war dieser nicht das Mittel, den Sturm zu stillen, und das Volk zu gewinnen, was bei einem klügern Benehmen so leicht gewesen seyn müßte. Jene Hochachtung, die ihm bisher war bewiesen worden, jener Schimmer der Heiligkeit, mit dem er sich gewissermaßen umgeben hatte, mußten verschwinden, seitdem der große Haufe in seiner Obrigkeit nur habsüchtige

brochenen Bänke in dem Comitium zu bewaffnen. Der dadurch verursachte Tumult hätte jene Wirkung in dem Senat hervorgebracht. Die Erzählung vom Plutarch ist mehr im Geist des Gracchus, und hat mehr innern Zusammenhang. Uebrigens kommen Beide darin überein, daß Scipio Nasica der Anführer, und der Urheber des Mords des Gracchus, war.

Güterbesitzer und leidenschaftliche Menschen sah. Auch hatte die Partei des Gracchus schon eine viel zu feste Consistenz erlangt, als daß sie mit dem Tode ihres Anführers hätte sterben können. Wo erst eine Partei da ist, findet sich die Stelle eines Anführers bald wieder besetzt, und leider! lehrt die Erfahrung, daß die Nachfolger schlimmer zu seyn pflegen, als ihre Vorgänger. Dieß bestätigt auch die Geschichte Roms in den nächsten Jahren, wobei wir nur die Klage hinzufügen müssen, daß wir sie sehr mangelhaft kennen.

Aus dem, was wir wissen, ist es indeß klar, daß der Kampf zwischen den beiden Parteien in den nächsten Jahren (132–127 v. Ch.) nicht nur fortdauerte, sondern daß auch die demokratische Partei ein großes Uebergewicht erhielt. Der Senat stillte zwar seine Rachsucht durch Inquisitionen, die er gegen einzelne der Freunde des Gracchus anstellte, unter denen besonders auch seine beiden Griechischen Lehrer genannt werden; von denen der eine, Diophanes, hingerichtet wurde, der andere, der Weltweise Blossius, in Inquisition gerieth. Allein diese einzelnen Hinrichtungen und Grausamkeiten waren so wenig dazu geeignet, die Ruhe herzustellen, daß vielmehr die Gährung so groß ward, daß Scipio Nasica, auf den der ganze Haß der Volkspartei gefallen war, es für besser hielt, unter dem Vorwande einer Gesandtschaft sich nach Klein-Asien schicken zu lassen, wo er nach einiger Zeit in Pergamus starb, ohne sein Vaterland wiederzusehen. An eine Aufhebung des

Gracchischen Ackergesetzes war aber so wenig zu denken, daß vielmehr der Senat es zugeben mußte, daß an der Stelle des erschlagenen Tiber's ein neues Mitglied zur Vertheilung der Staatsländereien in Licinius Crassus (vermuthlich der Schwiegervater des jüngern Gracchus), gewählt ward.

Indem die Ausführung dieses Gesetzes der Gährung immer neue Nahrung gab, ward diese am meisten dadurch vergrößert, daß die Tribunen es durch Gracchus gelernt hatten, wie groß ihre Macht sey. Durch ihn wurden sie zu Demagogen gemacht, und je natürlicher es war, daß gerade die ehrsüchtigsten nach diesen Stellen strebten, um desto gefährlicher mußten sie dem Senat werden. Man sah davon die Beweise auch in den nächsten Jahren, worin zwei der unruhigsten Männer, Papirius Carbo, und Fulvius Flaccus, diese Stellen bekleideten. Der erste trat darin in die Fußstapfen Tiber's, daß er es durchsetzen wollte, daß das Tribunat durch mehrere Jahre wiederholt von demselben Mann sollte bekleidet werden können; der andere war der Urheber eines Vorschlags, dessen Folgen sich erst unter dem Tribunat des jüngern Gracchus entwickelten, der Ertheilung des Bürgerrechts an die Römischen Bundesgenossen.

Schon der erste dieser Vorschläge indessen schien, so wie jetzt die Sachen standen, binnen Kurzem die Römische Freiheit stürzen zu müssen. Gegen ehrsüchtige Demagogen, die sich eine Reihe Jahre hindurch, die sich vielleicht auf Lebenszeit, zu gesetzmäßigen Volks-

vorstehern konnten erheben lassen, konnte keine obrigkeitliche Autorität sich behaupten; und es war klar, daß aus diesen Vertheidigern der Volksfreiheit bald Tyrannen werden mußten, die an der Spitze des Pöbels durch diesen herrschten. Es war also natürlich, es war Pflicht, daß der Senat sich diesem Vorschlage standhaft widersetzte.

Er erhielt um diese Zeit eine Stütze an einem Mann, dessen Name schon seinen Einfluß zu verbürgen schien, dem jüngern Scipio, dem Eroberer Carthagos. In demselben Jahr, wo Tiber fiel, hatte Er in Spanien den Krieg gegen Numantia siegreich geendigt, und den Schimpf, den hier der Römische Name erlitten hatte, gerächt. Das Haus der Scipionen hatte nun bereits seit geraumer Zeit an der Spitze des Senats gestanden, und seine Familiengrundsätze würden ihn daher schon den Neuerungen abhold gemacht haben, wenn es nicht auch seine persönlichen gewesen wären. Allein ein so gut organisirter Kopf konnte die Folgen dieser Unruhen nicht verkennen; er erklärte sich laut gegen diese Neuerungen, nur aber zu laut, um nicht seine Popularität zu verlieren. Als Carbo darauf drang, daß jenes Gesetz zu Gunsten des Tribunats angenommen werden sollte, sprach Scipio in einer nachdrucksvollen Rede dagegen; und hatte Autorität genug, es zu verhindern. Allein in eben dieser Rede hatte er geradezu erklärt, Tiber sey verdienterweise erschlagen worden; eine Erklärung, die zu sehr das Gepräge der Leidenschaft trägt, als daß man sie nicht eine

Unvorsichtigkeit nennen sollte. Ein Gemurmel des Unwillens unterbrach ihn; allein nicht gewohnt nachzugeben, brach er sogar in Schmähungen aus, die nicht sowohl das Volk, als den Pöbel, besonders jene Schaaren von Freigelassenen treffen konnten, die bereits dem Staat anfingen gefährlich zu werden. Von dieser Zeit an verlor er seinen Einfluß; und ungeachtet er gegen Carbo den Sieg davon getragen hatte, wurden die Streitigkeiten doch wieder heftiger, als sie vorher gewesen waren. Zwei der Commissaren zur Vertheilung der Staatsländereien, Appius Claudius und Crassus, waren gestorben, und ihre Stellen wurden wieder durch den Carbo, und den oben erwähnten Fulvius Flaccus besetzt, zu denen von den vorigen noch der jüngere Gracchus kam. Indem sie die Vertheilung der Ländereien mit erneuertem Eifer betrieben, nahmen die Besitzer derselben zu Scipio ihre Zuflucht, der sich den Tribunen standhaft widersetzte. Allein an einem Morgen fand man ihn todt in seinem Bette. Die Urheber seines Todes wurden nie mit Gewißheit bekannt; nicht einmal eine Untersuchung durfte der Senat darüber anstellen lassen; allein der Parteihaß war so groß, daß der Verdacht selbst auf seine Gemahlin Sempronia, die Schwester der Gracchen, fallen konnte.

Der Senat, dieser Stütze beraubt, würde jetzt noch in größere Verlegenheit gekommen seyn, wenn es ihm nicht gelungen wäre, auf eine geschickte Weise sich wenigstens auf einige Zeit zu helfen. Er wußte unter ehrenvollen Vorwänden die Häupter der Par-

tei aus Rom zu entfernen. Der jüngere Gracchus, der um diese Zeit erst das Alter erreichte, wo er zu den niedern Magistraten gelangen konnte, ward als Quästor nach Sardinien geschickt; Fulvius Flaccus ward der Oberbefehl in dem südlichen Gallien jenseits der Alpen (der Provence) übergeben, wo Rom, indem es in die Streitigkeiten der Eingebornen sich mischte, damals zuerst anfing, festen Fuß zu fassen. Carbo aber, war es aus Ueberzeugung, oder wurde er auf andere Weise vom Senat gewonnen, verließ seine bisherige Partei, und wurde selbst ein Vertheidiger der Autorität des Senats, an dessen Spitze er auch nachmals noch als Consul stand. So wurde es seit dem Jahre 126 etwas ruhiger in Rom; allein man sieht leicht, daß das Mittel, wodurch diese Ruhe erhalten wurde, nur ein Palliativ-Mittel war.

Unter den Männern von Einfluß war indeß keiner, den die aristokratische Partei mehr fürchtete, und mehr zu fürchten Ursache hatte, als den Bruder des Erschlagenen, Cajus Gracchus. In denselben Grundsätzen erzogen, wie Tiber, verband Cajus mit einem gleichen Patriotismus noch in einem weit höhern Grade diejenigen Eigenschaften, die einen Demagogen mächtig und furchtbar machen können. Sein rascher Geist kam den Umständen schon zuvor, statt daß der sanftere Tiber erst durch sie bestimmt werden mußte. Er hatte einen weitern und mehr umfassenden Blick, als der Bruder, und eben daher größere und kühnere Entwürfe. Wenn bei Tiber blos Ueberzeugung die erste Triebfeder seiner Handlungen

war, so mischte sich bei Cajus schon Erbitterung ins Spiel, und Rachsucht gegen die Mörder seines Bruders. Jene Heftigkeit seines Temperaments bestimmte auch zugleich den Charakter seiner Beredsamkeit. Sie war hinreissend durch ihre Fülle und Erhabenheit, sehr sententiös, und zugleich durch Kunst und Studium gebildet. Nur fehlte seinen Reden, nach Cicero's Urtheil, die letzte Hand. Alles war darin trefflich angelegt, aber nicht genug vollendet *). Noch ehe er als Staatsmann auftrat, hatte er schon als Sachwalter Proben seiner Rednertalente gegeben, welche die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn gezogen hatten. Er war zugleich Meister in den kleinen Künsten, durch die man sich Popularität erwirbt; und er hatte vor Tiber überdem den großen Vortheil voraus, nicht völlig als Neuling in der revolutionären Laufbahn aufzutreten. Er lebte als Privatmann mit einem Aufwande, der zwar nicht in Ueppigkeit ausartete, aber doch sehr gegen die hohe Frugalität seines Bruders abstach, und vieles dazu beitrug, die Augen des Volks auf ihn zu ziehen. Bei diesen Eigenschaften, die leicht in Laster ausarten konnten, war er doch von diesen, selbst in den Augen seiner Feinde, frei. Niemand warf ihm Eigennutz oder Habsucht vor: Niemand konnte auf sein häusliches Leben, als Gatte und Vater, einen Schatten bringen. Niemand konnte leicht seinen Patriotismus in

*) *Cic. Brut.* 33.

Zweifel ziehen, wenn er auch seine Entwürfe mißbilligte.

Der Senat sah wohl die Gefahr voraus, wenn ein solcher Mann als Volkstribun gesetzmäßiger Verfechter der demokratischen Partei werden sollte. Man suchte ihn daher, als man ihn als Quästor nach Sardinien gesandt hatte, so lange als möglich entfernt zu halten. Man ließ ihn dort drei Jahre (126 - 124), statt daß sonst diese Würde nur Einjährig war. Gracchus zeichnete sich aber auch in dieser Entfernung so sehr aus, daß er den Neid seiner Feinde erregte. Seine Uneigennützigkeit und seine Mäßigung waren es nicht allein, die ihm Bewunderung zuzogen, sondern er wußte auch selbst die kleinen Intriguen seiner Gegner, die ihn in Verlegenheit setzen wollten, zu seinem Vortheile zu gebrauchen. Ein harter Winter, verbunden mit Getreidemangel, setzte die Römischen Truppen in der Provinz in große Gefahr. Der Proconsul verlangte Kleidung und Getreide von den Sardiniern; diese gingen nach Rom, sich zu beklagen. Man hörte sie gern, und schickte dem Statthalter Befehl, andere Anstalten zu treffen. In der großen Verlegenheit, in der er sich befand, schlug sich Gracchus ins Mittel, und brachte es, durch seinen eigenen Credit, dahin, daß die Sardinischen Städte das Nöthige gaben. Zugleich langten Gesandte aus Afrika vom König Micipsa an (dem Beherrscher von Numidien), die dem Senat die Nachricht brachten, der König habe, dem Gracchus zu Gefallen, Getreide nach Sardinien geschickt. Dieß

beleidigte den Stolz des Senats. Man wies die Gesandten ab: aber die Politik siegte zugleich über den Stolz. Man rief die Truppen aus der Insel zurück, um neue hinzuschicken: aber den Proconsul und seinen Quästor ließ man in der Provinz, um den letztern entfernt zu halten. Allein der Erfolg dieser schlauen Entwürfe war falsch berechnet. Der erbitterte Gracchus verließ Sardinien, und rechtfertigte sich, unter dem Schutze seiner Uneigennützigkeit, in Rom so nachdrücklich, daß man ihm nichts anhaben konnte. Umsonst neckte man ihn mit andern kleinlichen Beschuldigungen; es ward ihm nicht schwer sich zu rechtfertigen: und gerade diese wiederholten Siege über seine Gegner machten ihn immer mehr zum Mann des Volks, und erbitterten ihn zugleich heftiger gegen die aristokratische Partei.

Nach Plutarch's Meinung soll dennoch Cajus ungern und gleichsam wider seinen Willen an den Staatsangelegenheiten Antheil genommen haben; indem ein Traumgesicht ihn dazu bestimmte *). Er glaubte den Schatten seines Bruders zu sehen, der zu ihm sprach: "Wohlan Cajus, was zauderst Du? „Umsonst suchst Du einen Ausweg; es ist uns beiden bestimmt, für das Wohl des Volks zu leben „und zu sterben!" Wofern diese Erzählung wahr ist (und warum sollte sie es nicht seyn,?), so beweist sie wohl schon allein, daß Gracchus ganz und gar nicht zu einer solchen Unthätigkeit entschlossen war!

*) Plutarch beruft sich dabei auf Cicero.

Wer solche Träume hat, ist nicht leicht in einer ruhigen Stimmung. Allein das ganze Betragen von Cajus lehrt auch das Gegentheil. Zunächst nach dem Tode Tiber's war es sehr natürlich, daß er sich zurückzog, da nicht blos seine Jugend, sondern auch die Härte des Senats gegen die Anhänger seines Bruders ihn dazu zwang. Allein an den Bewegungen des Carbo nahm er bereits thätigen Antheil, indem er seine Anträge unterstützte *). Die Entfernung in die Provinz konnte ihm anfangs angenehm seyn, weil eine ruhmvolle Laufbahn dorten seiner zu warten schien; allein seine eigenmächtige Rückkehr zeigt, daß um diese Zeit seine Entschlüsse bereits gereift waren. Und wie fest sie gefaßt waren, lehrt der Umstand, daß selbst die Bitten seiner Mutter, der Cornelia, ihn nicht davon abbringen konnten. Es sind uns noch Bruchstücke aus Briefen von ihr, die sie um die Zeit, als Cajus ums Tribunat anhalten wollte, an ihn schrieb, übrig geblieben, die, wofern sie ächt sind, Beweise ihrer Abneigung von dem Erneuern des Streits und ihrem hohen Patriotismus geben **).

*) Epitome *Liv.* l. LIX.

**) Diese Bruchstücke finden sich unter denen des *Cornel. Nepos* S. 810. ed. *v. Staveren*, wo man die Meinungen der Critiker über ihre Aechtheit (aber ohne Gründe anzuführen), gesammelt findet. Ich muß dieselbe bezweifeln; denn 1. ist es nicht wahrscheinlich, daß Cornelia mit ihrem Sohn darüber correspondirt habe, da sie damals beide zusammen in Rom lebten. 2. Aus Plutarch (II, 836.) sieht man, daß Cornelia die Schritte

"Du wirst sagen", heißt es in dem ersten, "es sey „rühmlich, sich an seinen Feinden zu rächen. Das „kann Niemanden rühmlicher scheinen als mir; aber „nur, wenn es mit dem Wohl des Staats bestehen „kann. Kann dieses aber nicht seyn, so mögen un„sere Feinde lieber bleiben, was sie sind, wenn nur „die Republik nicht dadurch zu Grunde geht." In dem zweiten: "Ich könnte einen förmlichen Eid dar„auf schwören, daß außer den Mördern des Tiber's „mir Keiner unserer Feinde so vielen Kummer gemacht „habe, als Du; Du, der mir den Verlust meiner äl„tern Kinder ersetzen, und dafür sorgen sollte, daß „mein Alter ohne Gram bleibe; daß Deine Unterneh„mungen meinen Beifall hätten; und Du nichts Wich„tiges ohne meine Einwilligung thätest. Kann selbst „die Kürze der Lebenszeit, die mir noch übrig ist, „es nicht verhindern, daß Du mir entgegen bist, und „die Republik stürzest? Wann wird endlich ein Ende „werden? Wann wird unser Haus nachlassen zu ra„sen? Wann werden wir aufhören, Unglück Andern „zu bereiten und selber zu leiden? Wann werden wir „uns schämen, den Staat zu verwirren? Kann dieß „aber nicht geschehen, so bewirb Dich um das Tri„bunat, wenn ich todt bin; dann thue, was Du

des Cajus nicht so mißbilligte, wie es hier geschieht. Sie suchte nur seine Heftigkeit zu mildern, wußte aber **ihre** Popularität zu behaupten. Endlich 3. scheint mir der Schluß des zweiten Bruchstücks sehr deutlich einen Deklamator zu verrathen.

„willst, wenn ich es nicht mehr sehe. Du wirst dann „mir die Trauerrede halten, und die Manen Deiner „Aeltern anrufen; und willst Dich nicht schämen, zu „den Gottheiten zu beten, die Du, als sie noch leib„ten und lebten, vernachlässigt hast? Verhüte es Ju„piter, daß Du in Deinem Vorsatze beharrest; ich „fürchte sonst, Du wirst Dich für Dein ganzes Leben „so mit Schuld beladen, daß Du nie wieder ruhig „seyn kannst."

Allein diese Bitten waren umsonst; seine Entschließung war gefaßt; er bewarb sich ums Tribunat. Diese Bewerbung selbst war eine Art von Triumph für ihn, und zeigte, wie groß sein Ansehen und die Erwartung war, die man von ihm hegte. Aus allen Gegenden Italiens flossen die Bürger nach Rom zusammen, um an dem Tage der Comitien ihre Stimmen ihm zu geben. Das Marsfeld konnte die zahllose Menge nicht fassen; die Dächer und Giebel der herumstehenden Gebäude und Tempel waren mit Menschen angefüllt; der laute Zuruf seiner Mitbürger forderte Gracchus auf, an ihre Spitze zu treten; er ward Tribun *).

Der Haß der gegenseitigen Partei hatte indessen nicht geruht; ihre Cabalen waren noch selbst bei der Wahl geschäftig; und wirklich erlebte sie die kleine Freude, daß Gracchus erst der vierte in der Ordnung unter den Gewählten ward. "Aber", setzt

*) Er wurde gewählt im Sommer 124 v. Ch. Also fällt sein erstes Tribunat ins Jahr 123 v. Ch.

Plutarch hinzu, "er zeigte bald, daß er dem Range nach der Erste sey."

Auf dem Posten, auf dem er jetzt stand, wäre er nicht im Stande gewesen, unthätig zu bleiben, wenn er es auch gewollt hätte. Die allgemeine Erwartung war auf ihn gerichtet; Unthätigkeit hätte ihn zum Opfer seiner eigenen Partei gemacht. Er suchte diese zuerst aufs neue durch die Erinnerung an die Emordung und das traurige Schicksal seines Bruders zu beleben; und den Haß gegen seine Feinde zugleich anzufachen. "Vor Euern Augen wagten sie „es, Tiber mit Keulen zu erschlagen; vor Euern „Augen ward sein Leichnam durch die Stadt ge„schleppt, und in die Tiber gestürzt!" Diese und ähnliche Reden, von einem edlen Anstande unterstützt, und dem vollen Feuer der Jugend belebt, verfehlten ihres Endzwecks nicht. Die Gährung ward von Tage zu Tage größer, und Gracchus wußte sie noch durch ein Paar Decrete zu vermehren, die er dem Volke vorschlug, vermöge deren alle abgesetzte Magistratspersonen zu neuen Würden für unfähig erklärt werden sollten: und ferner jeder Magistrat, der einen Bürger unverhört ins Exil getrieben hatte, vor das Tribunal des Volks gezogen werden sollte. Beide hatten, wie man leicht erwarten kann, specielle Veranlassungen. Jenes ging auf den, durch Tiber abgesetzten, Octav; dieses auf einen Popillius, eines der Häupter der Aristokraten, der als Prätor manche von den Freunden Tiber's aus Rom getrieben hatte. Popillius entging indessen dem drohenden Ungewitter

durch ein freiwilliges Exil, und das Gesetz gegen Octav nahm Gracchus, unter dem Scheine der Großmuth, auf Bitten seiner Mutter freiwillig zurück.

Aber nach diesen vorläufigen Versuchen erneuerte er nicht nur das Agrarische Gesetz seines Bruders, sondern (wie es scheint,) schärfte es auch noch. Niemand sollte mehr als fünfhundert Jugera Land besitzen; der von Tiber bestimmten Milderungen geschicht keine Erwähnung *). Je mehr

*) Die Geschichte von Cajus Gracchus wird dadurch so sehr erschwert, daß wir die Folge, so wie auch den genauen Inhalt, der von ihm vorgeschlagenen Gesetze so wenig mit Bestimmtheit angeben können. Wir haben die Formeln derselben nicht mehr, sondern kennen sie nur aus den Anführungen der Schriftsteller; die sie aber nur ihrem allgemeinen Inhalte nach anführen, und wieder in sehr wesentlichen Stücken von einander abweichen. Dieß ist der Fall, wie die einzelnen Beispiele unten zeigen werden, gerade mit den wichtigsten Gesetzen; und bei diesen oft in den wichtigsten Punkten. Es ist also sehr schwer, ja oft unmöglich, mit Bestimmtheit zu sagen, was und wie viel Cajus Gracchus gewollt habe; und man sieht also, wie vorsichtig man in seinen Urtheilen über ihn seyn muß. Gleich bei diesem Agrarischen Gesetz heißt es bei Plutarch nur im Allgemeinen: das Gesetz zur Vertheilung der Aecker; Appian bestimmt es gar nicht; bei *Livius* Epit. L. LX. heißt es das Gesetz, das sein Bruder gegeben hatte. Bei *Vellejus* II, 6. das Gesetz des Licinius, daß Niemand mehr als fünfhundert Jugera haben sollte. Wurde also blos das Licinische Gesetz erneuert, so fielen die Zusätze des Tiber's weg.

durch diesen aufs neue hingeworfenen Zankapfel die Wuth der Faktionen belebt wurde, um desto mehr sah sich Gracchus zu neuen Schritten genöthigt, die er selber schwerlich billigen konnte. Er machte bald die Erfahrung, daß der große Haufe von seinen Häuptern immer mehr erwartet, als sie geben können; und daß diese gleichwohl geben müssen, wenn sie ein Ansehen behaupten wollen, das auf dem schlüpfrigsten Grunde gebaut ist; und von dem dennoch gewöhnlich ihre Existenz abhängt.

Die allgemeine Gährung durch Italien hatte die Menschenmasse in Rom außerordentlich vermehrt. Eine Menge Fremder war nach der Hauptstadt zusammen geflossen; und ungeachtet der ausdrücklich dagegen gegebenen Verordnung, durch welche alle Fremde befehligt wurden, Rom zu verlassen, hatte ihre Anzahl dennoch zugenommen. Die Folge davon war ein steigender Preis der Lebensmittel; dieß führte Gracchus zu dem Vorschlage, daß zu einem niedrigern Preise ein monatliches Quantum von Getreide aus den öffentlichen Magazinen an die Dürftigen vertheilt werden sollte *). Durch diese Einrichtung ward der erste Grund zu den Largitionen gelegt, die nachher zu einem fast unglaublichen Grade stiegen; und die selbst der härteste Despotismus eines Nero und Caligula nicht aufzuheben vermochte. Ein anderes Gesetz erleichterte den Dienst, und sicherte den Soldaten außer dem Solde auch Kleidung. Unvermeidlich

*) Die erste lex frumentaria.

meidlich mußte indessen dadurch eine merkliche Lücke in den Finanzen entstehen. Um diese auszufüllen, nahm Gracchus seine Zuflucht zu einem erhöhten Zolltarif, besonders auf Asiatische Waaren, die zu den vornehmsten Gegenständen des Luxus gehörten.

Nach den Erfahrungen so vieler Jahrhunderte ist es nicht schwer, das Gute und Fehlerhafte in diesen Unternehmungen zu unterscheiden. Aber nicht ohne Vergnügen sieht man, wie der umfassende Geist des Gracchus die Nothwendigkeit, in der er sich sah, dem Volke Verdienst zu verschaffen, zugleich zu großen Unternehmungen zu nutzen wußte. Er faßte die Idee, Heerstraßen und Brücken durch ganz Italien schlagen zu lassen, um die Communication der Einwohner unter einander zu erleichtern. Diese Idee ward mit aller der Größe ausgeführt, die man bei Römischen Werken gewohnt ist: die Ueberreste jener Heerstraßen, von denen mehrere einer so langen Reihe von Jahrhunderten getrotzt haben, sind noch jetzt die Beweise davon. Sie wurden in schnurgeraden Linien, trotz aller Hindernisse, die die Natur entgegen setzen mochte, gezogen. Man füllte die Klüfte aus, man ebnete die Höhen, man schlug Brücken über Ströme, und trocknete Moräste aus. Gracchus selber war die Seele aller dieser Unternehmungen. Allenthalben selbst gegenwärtig, zeigte er eine Thätigkeit, und entwickelte Talente, die selbst seinen Feinden Bewunderung abzwangen. Man sah ihn, umgeben von Künstlern, Staatsmännern, Gelehrten, überhaupt von Menschen aller Stände, sobald sie irgend sich auszeichneten.

Gegen alle gleich herablassend und gleich edelmüthig, brachte er selbst die Verläumdung zum Schweigen, die ihn als hart und auffahrend geschildert hatte. Das Volk hatte für seinen Liebling einen fast gränzenlosen Enthusiasmus gefaßt. Was seinem ältern Bruder mißlungen war, und woran Cajus doch nicht weniger gelegen seyn mußte, wenn seine Entwürfe gedeihen sollten, die Erneuerung seiner Würde, erhielt er ohne die mindeste Schwierigkeit. Er werde, ließ er sich verlauten, sich eine Gunst vom Volk erbitten, die, wenn er sie erhielte, ihm unschätzbar seyn würde; wenn er sie aber nicht erhielte, ihm doch keine Klage auspressen sollte. Freunde und Feinde waren jetzt in gleicher Erwartung. Beide kamen in der Vermuthung überein, er werde, neben seinem Tribunat, sich zugleich das Consulat erbitten wollen. Als aber der Tag der Consulwahl erschien, trat Gracchus mit einem seiner Freunde, Fannius, in die Volksversammlung, und bat für diesen um die Stimmen des Volks. Diese schlaue Bescheidenheit verschaffte Gracchus alles, was er wollte; sein Freund wurde Consul; und er selber ward, ohne sich weiter zu bewerben, durch Acclamation aufs neue zum Tribun gewählt *).

Der leichte Sieg, den Gracchus über alle Cabalen seiner Gegner davon trug, die es auch nicht einmal wagen durften, sich ihm laut zu widersetzen, mußte ihm in seinen eigenen Augen ein Ansehn ge-

nossen

*) Im Sommer 123 auf das Jahr 122 v. Ch.

ben, dem Niemand widerstehen konnte. Erst jetzt wagte er es, mit neuen Plänen hervorzutreten, die er ohne Zweifel schon lange bei sich herum getragen hatte, und auf die er, bei der damaligen Lage der Dinge, sehr natürlich gerathen mußte; deren glückliche Ausführung aber einen gänzlichen Umsturz der bisherigen Verfassung zur unvermeidlichen Folge haben zu müssen schien, und ihm eben so gewiß ein Ansehen verschaffte, das den Weg zu einer unumschränkten Herrschaft hätte bahnen können. Der erste und folgenreichste dieser Entwürfe war der, den verbündeten Italischen Völkerschaften, besonders den Lateinern, das völlige Römische Bürgerrecht, mit Sitz und Stimme in den Comitien, zu geben; oder, mit andern Worten, sie aus Unterthanen zu Mitherrschern zu machen.

Es ist aber auch hier sehr schwer, mit Genauigkeit zu bestimmen, wie viel Gracchus eigentlich wollte. So viel ist gewiß, daß dieser Plan ursprünglich nicht von ihm herrührte, sondern hauptsächlich von einem Manne, der dem Gracchus gleichsam als sein böser Genius zur Seite stand, und durch seine wilden Entwürfe am meisten dazu beitrug, ihn und den Staat ins Unglück zu stürzen; dem öfter erwähnten Fulvius Flaccus. Er hatte schon als Tribun, und wie es ausdrücklich heißt zuerst *), diesen Entwurf auszuführen versucht. Gracchus, der ihn von ihm annahm, scheint ihn

*) *Appian.* I. p. 30. 50.

aber sehr beschränkt zu haben; er wollte das Römische Bürgerrecht nicht allen Italischen, sondern nur den Lateinischen Bundesgenossen, den nächsten Verwandten der Römer, ertheilt wissen *). Dieß verändert die Sache gar sehr; und der Vorschlag des Gracchus erscheint um vieles gemäßigter.

Glückte aber auch nur der Schritt, den Lateinern das volle Bürgerrecht zu verschaffen, so war dennoch die Grundlage der Römischen Verfassung erschüttert, nach der Rom, die Hauptstadt, auch das Haupt und die Beherrscherin der Republik war. Gracchus, der alle diese Völkerschaften und Städte sich verpflichtete, erhielt alsdann einen Zuwachs seiner Partei, der ihm das entschiedenste Uebergewicht gab. Er wäre der unumschränkte Gesetzgeber von Rom geworden, weil es nur bei ihm würde gestanden haben, ganze Schaaren dieser neuen Bürger nach Rom zu entbiesen, so oft er in den Comitien etwas durchsetzen wollte.

Es konnte Gracchus wohl kaum die Bemerkung entgehen, daß dieser Plan der Zunder zu einem nahen oder entfernten Bürgerkriege seyn mußte, der auch, wenn er gleich durch zufällige Zeitumstände aufgehal-

*) *Plutarch* II. p. 838. bestimmt das Gesetz des Gracchus zweimal auf diese Weise ganz ausdrücklich; sagt aber doch selber wieder S. 873.: das Stimmrecht in den Comitien habe er allen Italern ertheilen wollen. *Vellejus* II, 50. sagt: Er ertheilte das Bürgerrecht allen Italern bis fast an die Alpen. Appian bestimmt nichts. Wie läßt sich also mit Sicherheit entscheiden?

ten wurde, in der Folge in lichte Flammen ausbrach. Allein er wußte auch sehr wohl, daß ein Demagog binnen Kurzem verloren ist, wenn er nicht die Kunst versteht, das wankelmüthige Volk immer durch neue Entwürfe in Spannung zu erhalten. Das dringende Bedürfniß, sich und seiner Partei neue und feste Stützen zu verschaffen, leitet jeden, der mit ihm in gleicher Lage war, zu Schritten, deren Gefahren er nicht übersieht, aber die er nun thun muß, weil Stillstand in dieser revolutionären Laufbahn so gut wie gänzlicher Untergang ist.

Gleichwohl hatte dieser Schritt des Gracchus nicht ganz die Folgen, die er erwartet hatte. So sehr er auch dadurch die auswärtigen Bundesgenossen gewann, so wenig war doch das souveräne Volk in Rom selbst damit zufrieden, das stets gewohnt war, auf jene auswärtigen Verbündeten mit Geringschätzung herabzusehen. Um dieses zu befriedigen, und sich einen Theil der unruhigsten Köpfe vom Halse zu schaffen, machte er den Entwurf, Coloniceen in die fruchtbarsten Theile von Unteritalien, nach Tarent und Capua, zu senden; es ward ihm nicht schwer, denselben auszuführen, und seine Popularität stieg dadurch aufs neue.

Weniger läßt sich ein anderes Gesetz rechtfertigen, dessen Urheber um diese Zeit Cajus war, und welches den Zweck hatte, den Einfluß der Aristokratie in den Comitien zu schwächen. Es war bisher Sitte gewesen, daß in den Comitien, die nach Centurien gehalten wurden (und in diesen wurden viele der

wichtigsten Geschäfte verhandelt), nach einer festen Ordnung gestimmt ward, so daß die Centurien der ersten Klasse nach der Vermögenseintheilung zuerst stimmten. Die Zahl von diesen war so groß, daß sie allein schon die Majorität ausmachten; und wenn sie einig waren, die übrigen also gar nicht einmal zum Stimmen kamen. Nach der neuen Anordnung des Gracchus mußten die Centurien aller Klassen losen, welche zuerst stimmen sollte. Er gewann also dadurch zwar nicht die Majorität; aber doch so viel, daß die ärmern Centurien ihr Stimmrecht geltend machen konnten.

Allein, um in Rom selbst sich eine festere Partei zu machen, setzte er, um eben die Zeit, noch einen andern Plan durch, der seinen tiefen und richtigen Blick in die Politik mehr als alle seine übrigen Unternehmungen zeigt. Wenn er die Geschichte der Verfassung seines Vaterlands mit einem allgemeinen Blick übersah, so konnte ihm die Bemerkung kaum entgehen, daß der größte Theil der eingerissenen Mißbräuche vornemlich dadurch entstanden war, daß zwischen Senat und Volk kein politisches Corps in der Mitte stand, welches durch seine Theilnahme an der Staatsverwaltung die Macht des Senats beschränkt hätte. Wenn es ihm gelang, ein solches Corps zu bilden, und dadurch dem Senat ein Gegengewicht zu geben, so schien sein Triumph entschieden. Er bestimmte dazu die Römische Ritterschaft, bis auf seine Zeiten eigentlich nur ein militärisches Corps, das aber in der jetzigen Lage der Dinge recht dazu gemacht schien,

ein politisches Corps zu werden. Nach den gewöhnlichen Einrichtungen solcher Staaten, wo die Miliz eine Bürgermiliz ist, bestand die Ritterschaft, oder Reiterei, aus den angesehensten und begütertsten Bürgern; denn es gehörte Vermögen und Ansehen dazu, diesen kostbaren und ehrenvollen Dienst zu versehen. Gleichwohl paßte diese alte Einrichtung nicht mehr recht für die damaligen Zeiten, wo man bei den zahlreichen Heeren auch eine zahlreiche Reiterei nöthig hatte, und das Bedürfniß schon lange empfand, diese durch angestellte Werbungen zu vermehren, und gänzlich auf Kosten des Staats zu unterhalten. So mußte sich also von selbst ein Unterschied zwischen Ritterschaft und Reiterei (Ordo equestris und equitatus) erzeugen; den jetzt Gracchus dahin nutzte, jenem Corps zugleich eine politische Wirksamkeit, und zwar auf Kosten des Senats, zu verschaffen. Er erreichte dadurch den Vortheil, daß er gerade die angesehensten und begütertsten Bürger, die bisher, da sie bei seinem Ackergesetz verloren, größtentheils gegen ihn gewesen waren, in sein Interesse zog; daß er dem Senat auf immer ein Gegengewicht gab, daß er mehreren eingerissenen Mißbräuchen dadurch steuerte, und sich selber ein Ansehen gründete, das unerschütterlich schien. Der Entwurf des Gracchus bezog sich auf eine Veränderung der Gerichtsverfassung.

Nach Römischer Sitte bestanden die Gerichtshöfe nicht, wie bei uns, aus fortdauernden Collegiis, sondern aus einer Anzahl Richter, die jährlich wech-

sollten, und unter dem Vorsitze einer Magistratsperson, welche den Prozeß instruirte, die Untersuchung der Sachen hatten, und den Ausspruch, schuldig oder nicht schuldig, thaten. Durch ein langes Herkommen hatte es der Senat usurpirt, daß diese Richter stets und ausschließend aus seiner Mitte genommen wurden. Die Folgen davon waren auffallend bei solchen Criminalsachen, dergleichen in Republiken so häufig vorzukommen pflegen, die sich auf Staatsverbrechen bezogen. Das Geschrei über Bestechungen und Ungerechtigkeiten, wenn Leute, die zu der Partei gehörten, wenn besonders gewesene Statthalter der Provinzen, die sich der härtesten Bedrückungen schuldig gemacht hatten, angeklagt wurden, nahm immer zu, und die gesetzmäßige Macht des Senats artete in einen Justizdespotismus aus, der unerträglich ward.

Je lauter das Geschrei hiergegen war, um desto größere Vortheile hatte Gracchus, als er den Senat von dieser Seite angriff. Er nutzte dazu ein Paar besondere Veranlassungen, bei denen die Bestechungen so gut wie erwiesen waren. Er schilderte, in lebhaften Reden, diese eingerissenen Mißbräuche, und die daraus erwachsende Tyrannei, und trat mit dem Vorschlage auf; daß die Richter künftig nicht mehr aus dem Senat, sondern aus der Ritterschaft gewählt werden sollten. Fast noch nie hatte ein Vorschlag einen so großen Beifall gefunden! Die Stimmen der Provinzialen, der Verbündeten, der Bürger und der Ritterschaft,

unterstützten ihn einmüthig. Der Senat, der ohnedem durch die Vorwürfe notorischer Bestechungen auf das tiefste gedemüthigt war, wagte es nicht einmal, sich dagegen zu sperren. Der Vorschlag des Gracchus, wobei er sich bedeutungsvoll, während er sprach, von der Curie, auf die sonst die Redner zu blicken pflegten, nach dem Comitium wandte, ging durch, und durch denselben bildete sich ein politisches Corps im Staat, dessen Macht und Ansehn auch noch nach dem Tode des Gracchus immer zunahm, und das, von dieser Zeit an, stets als zweites politisches Corps betrachtet wurde, das Corps der Ritterschaft. Wenn man diese Umstände zusammen nimmt, so wird man leicht die Wichtigkeit dieses Schritts einsehen, und den Ausruf des Gracchus nicht mehr befremdend finden, in den er ausbrach, als das Gesetz bestätigt war: "es sey geschehen um die Aristo„kratie!"

Allein so wenig die Tendenz des Gracchischen Gesetzes im Ganzen ungewiß ist, so schwer ist es auch hier wieder genau auszumachen, was eigentlich dessen Inhalt war. Dem Plutarch *) zufolge gab er dreihundert Rittern, welche das Volk ihm selber ernennen ließ, gemeinschaftlich mit dem Senat (der von gleicher Anzahl damals war), die Gerichte. Nach Appian **), dem auch Vellejus ***) bei

*) Plut. I. p. 837.

**) *App.* I. p. 52.

***) *Vell.* II, 6.

stimmt, nahm er sie dem Senat gänzlich, und übertrug sie den Rittern ausschließend. Ja nach der Erzählung des Livius, so weit wir dieselbe aus dem Inhaltsverzeichniß seines verlornen sechzigsten Buchs kennen, ging er noch weiter. Er habe, heißt es hier, sechshundert Ritter zu Senatoren gemacht (in curiam sublegit:), so daß, da damals der Senatoren nur dreihundert waren, der Orden der Ritter die doppelte Gewalt erhielt. — Wäre diese Nachricht richtig, so hätte er also den Senat selbst dadurch umgeformt, und eine Anzahl seiner Anhänger hineingebracht, die ihm die Pluralität verschafft hätte. Ich muß dieß jedoch bezweifeln, da wir nachher davon keine weitere Spuren finden, sondern die ganze Unternehmung sich nur auf die Gerichte bezieht. In Rücksicht dieser aber halte ich die zweite Meinung für die richtige, daß er diese allein den Rittern übertrug, indem eine Stelle des Cicero *) dieß bestätigt, worin er sagt, daß die Ritter fast funfzig Jahre (von Gracchus bis auf Sulla 122–83 v. Ch.) die Gerichte besetzten; und ohne Zweifel ist Cicero hier der gültigste Zeuge.

Ungeachtet der wiederholten Niederlagen indeß, welche die aristokratische Partei erlitten hatte, gab sie dennoch ihre Hoffnungen nicht auf. Vielmehr machte sie neue Entwürfe; aber freilich Entwürfe ganz anderer Art, als die vorigen gewesen waren. Die bisherigen Vorfälle waren für sie eine Schule geworden:

*) Cic. in Ver. Act. I, 16.

sie mußte es einsehen, daß gegen einen Mann, der sein Ansehen, so wie Gracchus, befestigt hatte, jeder offenbare Angriff vergeblich seyn würde. Auch die Pfeile der Verläumdung waren zu sehr gegen ihn abgenuzt, als daß man von ihnen noch große Wirkung erwarten konnte. Aber der Senat kannte die Wankelmüthigkeit des Volks, und gründete darauf einen Entwurf, der von der feinsten Politik eingegeben war. Statt Gracchus zu verdrängen, machte man den Plan, ihm einen andern Demagogen an die Seite zu stellen. Gelang es, die Augen des Volks vom Gracchus auf diesen zu ziehen, so schien alles gewonnen; denn das Bollwerk der Popularität war es allein, das Gracchus gegen seine Feinde sicherte. Wär diese gestürzt, so war er jedem Angriffe blosgestellt. Um diesen Endzweck zu erreichen, zog der Senat einen der andern Tribunen Livius Drusus in sein Interesse: einen Mann, der sich durch seine Beredsamkeit nicht weniger, als durch seine Reichthümer, auszeichnete. Weit entfernt, so wie einst Octav, dem Volk zu widersprechen, mußte er demselben vielmehr auf jede nur ersinnliche Weise schmeicheln. Hatte Gracchus nur zwei Colonieen ausgeführt, so mußte er deren zwölf in Vorschlag bringen; hatte Gracchus einen Grundzins bestimmt, den die ärmern Bürger von ihren erhaltenen Staatsländereien der Republik entrichten sollten, so mußte er diesen Grundzins, als drückend für die ärmern Bürger, aufheben. So siegte persönlicher Haß sogar über eigenes Interesse!

so konnten die Herrscher selber den Charakter ihres Volks verderben, um ihre Leidenschaft zu stillen!

Diese Politik war zu schlau berechnet, um ihres Endzwecks zu verfehlen. Drusus ward täglich mehr der Mann des Volks, und so wie er stieg, mußte Gracchus sinken. Der Senat, im Einverständnisse mit ihm, billigte alle seine Vorschläge; und er dagegen schilderte in jeder seiner Reden die Häupter des Senats, als die Väter des Volks. Das gewisse Opfer dieser scheinbaren Aussöhnung beider Parteien konnte kein anderer, als Gracchus seyn.

Um sich noch mehr Platz zu verschaffen, ergriff Drusus eine schickliche Gelegenheit, seinen Gegner auf einige Zeit aus Rom zu entfernen. Eine Colonie sollte, besonders auf Antrieb des Fulvius, nach dem zerstörten, und selbst mit Verwünschungen belegten, Carthago geführt werden. Drusus bewirkte es, daß dieß Geschäft dem Gracchus übertragen ward; indem er ihm, nebst zwei andern, die Aufsicht übertrug. Dieser Auftrag entfernte ihn auf einige Wochen nothwendig aus Rom; und diese kostbare Zeit ließen seine Gegner nicht ungenutzt. Ein ganzes Gewebe von Cabalen und Intriguen ward gegen ihn angesponnen. Nach der bekannten Maxime, einen mächtigen Demagogen, den man stürzen will, nicht sowohl selbst, als vielmehr seine Anhänger, anzugreifen, ging man besonders dem Vertrauten des Gracchus, dem Fulvius Flaccus, zu Leibe; der durch seine Unvorsichtigkeit und Heftigkeit die meisten Blößen gab. Man streute aus, er sey der Mörder des großen Scipio gewe-

sen; man sagte unter der Hand, auch Gracchus habe zu dem Complott gehört; man versicherte, bei der neuen Colonie zu Carthago hätten sich so unglückliche Omina ereignet, daß man das Projekt würde aufgeben müssen. Gracchus, von diesen Intriguen benachrichtigt, eilte nach Rom zurück, und suchte auf alle Weise seine verlorne Popularität wieder zu erhalten. Er veränderte selbst zu diesem Zwecke seine Wohnung; indem er sie von dem Palatinischen Berge in eine Gegend an dem Fuß desselben verlegte, wo nur arme Leute wohnten. Aber er mußte es dennoch binnen Kurzem erleben, daß seine Gegner einen Triumph über ihn davon trugen, der ihn aufs tiefste schmerzte, und ein Vorbote seines gänzlichen Falls war.

Die Zeit der Wahl neuer Consuln und Tribunen rückte heran. Die sinkende Popularität des Gracchus hatte bei seinen Gegnern die Hoffnung belebt, einem von ihrer Partei zum Consulat verhelfen, und vielleicht ihm seine Würde entreissen zu können. Man stellte zu dem Ende einen seiner heftigsten Gegner als Candidaten des Consulats auf, der das vorige mal durchgefallen war, einen L. Opimius. Man begnügte sich nicht mit bloßen Intriguen, sondern, weil der Senat sich am meisten vor den Verbündeten fürchtete, die in großer Anzahl nach Rom gekommen waren, um Gracchus, durch ihre Stimmen, und allenfalls auch durch Gewalt, zu unterstützen, so verordnete der Senat, daß alle Fremde vor dem Tage der Comitien sich aus Rom entfernen sollten. Cajus beklagte sich öffentlich über diese Tyrannei der

Consuln; und es war nicht wohl möglich, das Edict im strengsten Sinn in Ausübung zu bringen. So erschien die Zeit der Wahl; und die aristokratische Partei erhielt einen vollkommenen Sieg. Opimius ward Consul; Gracchus hingegen kam nicht in die Zahl der neuen Tribunen. Zwar war das Geschrei allgemein, die Stimmen seyen verfälscht; er habe in der That die Mehrheit gehabt. Aber die Wahl war einmal entschieden; er sah sich zum Privatmann herabgesetzt; und sein Schicksal konnte, bei dem tödtlichen Haß seiner Feinde, nun kaum zweifelhaft scheinen.

Der neue Consul fing damit an, Gracchus auf jede Weise zu necken *). Man sprach von der Widerrufung seiner Gesetze; man murrte besonders über die nach Carthago geführte Colonie, und erzählte sich viel von den dort vorgefallenen Wunderzeichen. Opimius hoffte, durch alle diese Neckereien Gracchus zu irgend einem unvorsichtigen Schritt zu verleiten, der ihm Gelegenheit geben könnte, Ihn geradezu anzugreifen. Aber Gracchus hütete sich um desto sorgfältiger, je gewisser er dieß wußte. Da er aber das aufsteigende Ungewitter wohl voraus sah, und da er in Rom selbst keine feste Stütze mehr hatte, so suchte er sie wieder außerhalb Rom. Eine Menge Verbündete mußten, unter allerhand Vorwand, aus allen Gegenden Italiens, nach der Hauptstadt kommen; wobei selbst seine Mutter geschäftig gewesen seyn soll, obgleich Andere behaupten, sie habe diese verwegenen

*) Im Jahr 121.

Mittel gemißbilligt. Die aristokratische Partei ließ sich aber dadurch nicht irre machen. Es war beschlossen, den ersten Versuch zur Annullirung der Gracchischen Gesetze mit dem über die Ausführung der Colonie nach Carthago zu machen; womit man um so eher durchzudringen hoffte, weil die Religion dazu den Vorwand geben mußte. Die Sache ward im Senat verhandelt, und der Tag bestimmt, wo Opimius den förmlichen Antrag deshalb ans Volk thun sollte.

Je mehr dieser Tag sich näherte, um desto mehr Intriguen wurden von beiden Seiten aufgeboten. Gracchus besonders sparte nichts, um seine Popularität wieder steigen zu machen. Bei einem öffentlichen Schauspiele, das in Rom gegeben werden sollte, hatten die Aedilen Logen erbauen lassen, die sie vermietheten. Der Demagog verlangte, daß sie sollten weggebrochen werden, weil sonst die Aermern würden zurückstehen müssen. Als Niemand auf ihn hörte, ging er in der Nacht vor den Spielen selber mit einer Schaar Zimmerleute in den Circus, und riß sie eigenmächtig nieder. Er schien es zu vergessen, daß die republikanische Gleichheit sich nicht erzwingen läßt; und gewiß nirgends weniger sich findet, als da, wo man sie affektirt.

Der erwartete Tag erschien, und alles kündigte in Rom eine große Gährung an. Zahlreiche Schaaren von Volk von beiden Parteien besetzten schon früh den Capitolinischen Berg. Bei der allgemeinen Spannung bedurfte es nur einer geringen Veranlas-

sung zum Ausbruch des Tumults; und diese fehlte nicht lange. Als der Consul Opimius die, vor dem Anfang der Comitien gewöhnlichen, Opfer brachte, drängte sich einer seiner Lictoren, der die Eingeweide der Opferthiere trug, durch eine Schaar der Gegenpartei, und stieß diejenigen, die ihm im Wege standen, auf die Seite, mit dem Ausruf: "Zurück ihr Aufrührer *)!" Kaum hatte er es gesagt, so wurde er auf der Stelle durch mehrere Dolchstiche niedergebohrt **). Das Geschrei über Mord ward nun allgemein; und die Aristokraten übersahen keinen der Vortheile, die sie aus diesem Vorfalle ziehen konnten. Der Leichnam des Erschlagenen ward mit großem Lärm über das Forum nach der Curie gebracht; der Senat und der Consul gingen ihm mit verstellter Bestürzung entgegen, obgleich das Volk laut darüber murrte, daß eben die, die vor wenig Jahren den Tiberius Gracchus selber erschlugen, und durch die Straßen

*) Mali cives.

**) Auch bei diesem Vorfall weicht der Bericht von Appian I. p. 37. von dem des Plutarch's ab. Dem erstern zufolge ging Gracchus vor dem Anfange der Comitien in einem Porticus des Capitols einsam auf und nieder, als ein gemeiner Mann, Antyllus, ihn bei der Hand ergriff, und ihn bat: seines Vaterlandes zu schonen. Gracchus habe ihn darauf ergrimmt angesehen; und einer seiner Begleiter habe dieß für ein Signal genommen, ihn ohne des Gracchus Geheiß mit einem Dolche niederzustoßen. — Die Erzählung Plutarch's hat unstreitig mehr Wahrscheinlichkeit.

Straßen schleppen ließen, jetzt laut den Tod eines Lictors betrauerten, an dem er selber schuld war. Kaum hatte sich der Senat in die Curie zurück begeben, so faßte er ein Dekret, das nur in höchst unruhigen und bedenklichen Zeiten gefaßt wurde *), vermöge dessen den Consuln die unumschränkte Vollmacht gegeben wurde, alle Anstalten zu treffen, die öffentliche Ruhe zu erhalten, und sich dazu selbst einer gewaffneten Macht zu bedienen, was sonst innerhalb der Mauern von Rom nie geschehen konnte, wo Niemand Waffen tragen durfte. Opimius ließ darauf den Senat und den Theil der Bürgerschaft, der auf seiner Seite war, die Waffen ergreifen.

Gracchus hatte, gleich bei dem vorgefallenen Morde, die Folgen davon übersehn. Er machte den Thätern darüber heftige Vorwürfe; allein die That war geschehen. Der Schluß des Senats ließ ihn sein Schicksal ahnen; es war so gut, als hätte man ihn ausdrücklich für einen Aufrührer erklärt. Der allgemeine Schrecken hatte einen großen Theil seines Anhangs zerstreut. Ehe er selber das Forum verließ, blieb er vor der Bildsäule seines Vaters stehen, und brach, nachdem er sie lange mit stummem Nachdenken betrachtet hatte, in einen Strom von Thränen

*) Videant Consules, ne quid Respublica detrimenti capiat. Ungefähr dasselbe, was man in der neuern Sprache nennt: Eine Stadt in den Belagerungszustand erklären, wodurch die ganze innere Verfassung militärisch wird.

aus. Unterdeß sammelten sich viele seiner Anhänger wieder. Eine große Schaar derselben begleitete ihn nach seinem Hause, und bewachte dasselbe die Nacht, weil man einen Angriff fürchtete. Ein viel größerer Tumult aber war vor dem Hause seines Collegen in der Commission zur Vertheilung der Ländereien, des Fulvius Flaccus. Dieser Mann, dessen Ungestüm und Heftigkeit gewöhnlich Alles verdarb, betrug sich auch jetzt diesem Charakter gemäß. Er bewaffnete seinen zahlreichen Anhang, und berauschte den herzuströmenden Pöbel mit starken Getränken, die er im Ueberfluß austheilen ließ.

Bei Anbruch des Tags besetzten Beide den Aventinischen Hügel. Gracchus, entschlossen, kein Bürgerblut vergießen zu lassen, hatte sich geweigert, Waffen zu nehmen, und ging, blos mit einem kurzen Dolch versehen, seinem Schicksale entgegen. Seine Gemalin Licinia umfaßte ihn, wie er aus seinem Hause ging. Mit der einen Hand ihren Gatten, mit der andern ihren unmündigen Sohn haltend, bejammerte sie ihr Schicksal. "Du gehst nicht mehr als „Tribun und Gesetzgeber in die Versammlung des „Volks," rief sie, "Du gehst unbewaffnet den Mör„dern Deines Bruders entgegen! Wäre Tiber vor „Numantia gefallen, so hätten wir seinen Leichnam „ausgelößt und begraben; jetzt werd' ich auch bald „den deinigen in dem Strom suchen müssen!" Gracchus wand sich von ihr los, und ging stillschweigend mit seinen Freunden fort: sie wollte ihn bei der Toga ergreifen, aber sie sank sprachlos zu Boden, und

wurde von ihren Sklaven ohnmächtig in das Haus ihres Bruders getragen.

Unterdeß vereinigte sich Gracchus mit Fulvius. Man kam, auf Antrieb des Gracchus, überein, einen Vergleich zu versuchen, und wählte zum Unterhändler den jüngern Sohn des Fulvius, dessen Jugend und Bescheidenheit ihn dazu vorzüglich geschickt machten. Er ging in den Senat, und that Vorschläge, die von Vielen nicht ungünstig aufgenommen wurden. Allein der erbitterte Opimius antwortete kurz: "Man brauche hier keine Unterhändler; sie soll„ten selber kommen, und sich dem Senat ergeben!" Als die Botschaft zurück gebracht wurde, soll Gracchus entschlossen gewesen seyn, in den Senat zu gehen, und sich zu vertheidigen. Allein seine Freunde ließen es nicht zu. Vielmehr entschlossen sie sich, zum zweitenmal den Sohn des Fulvius, zur Fortsetzung der Unterhandlungen, abzuschicken. Aber Opimius, der nichts weniger als Unterhandlungen wollte, ließ ihn sogleich ergreifen und in Fesseln legen; und gab den Seinigen den Befehl zum Angriff. Das Gefecht ward bald entschieden. Eine zahlreiche Schaar Cretensischer Bogenschützen, die der Consul in seinem Solde hatte, zerstreute durch ihr Geschoß aus der Ferne die Anhänger des Gracchus und Fulvius, und nach einem kurzen Streite erfolgte ein Gemetzel, das sich durch alle Gassen von Rom erstreckte. Fulvius verbarg sich in einem Badehause; allein er ward entdeckt, und, zugleich mit seinem ältesten Sohn, ermordet. Gracchus selber zog sich in den Tempel

der Diana zurück. Er hatte keinen Antheil an dem Gefecht genommen; der Anblick des Bürgerkriegs brachte ihn zur Verzweifelung. Er wollte sich selber das Leben nehmen, aber zwei seiner Freunde, Pomponius und Licinius, rissen ihm das Schwerdt aus der Hand; und bewogen ihn zur Flucht. Die Namen dieser edlen Männer verdienten um so mehr aufgezeichnet zu werden, weil sie ihre Anhänglichkeit an Gracchus mit ihrem Tode besiegelten. Sie begleiteten ihn bis zur Brücke über die Tiber. Hier stellten sie sich seinen andringenden Verfolgern entgegen, um ihm Zeit zur Flucht zu verschaffen, und fochten so lange, bis sie beide, als Opfer ihrer Treue, todt zu Boden sanken. Nur der große Mann kann solche Freunde haben! — Gracchus selber war unterdeß, von einem einzigen Sklaven begleitet, bis zu einem benachbarten heiligen Hayn gekommen. Hier holten seine Verfolger ihn ein; allein der treue Sklave deckte ihn mit seinem Körper, fing die auf ihn gerichteten Dolchstiche auf, und Niemand konnte ihn eher verwunden, bis dieser vorher getödtet war. Die Wuth des Bürgerhasses rächte sich auch noch an den todten Körpern. Der Kopf des Gracchus ward abgehauen, und auf einer Stange herumgetragen; sein Leichnam ward, mit den übrigen Erschlagenen, über dreitausend an der Zahl, durch die Gassen geschleppt, und in den Strom geworfen; die Güter wurden eingezogen, und selbst die Rechte der Natur verletzt, denn man verbot den Gattinnen der Gebliebenen, ihre Männer zu betrauern. Die Mutter des Gracchus

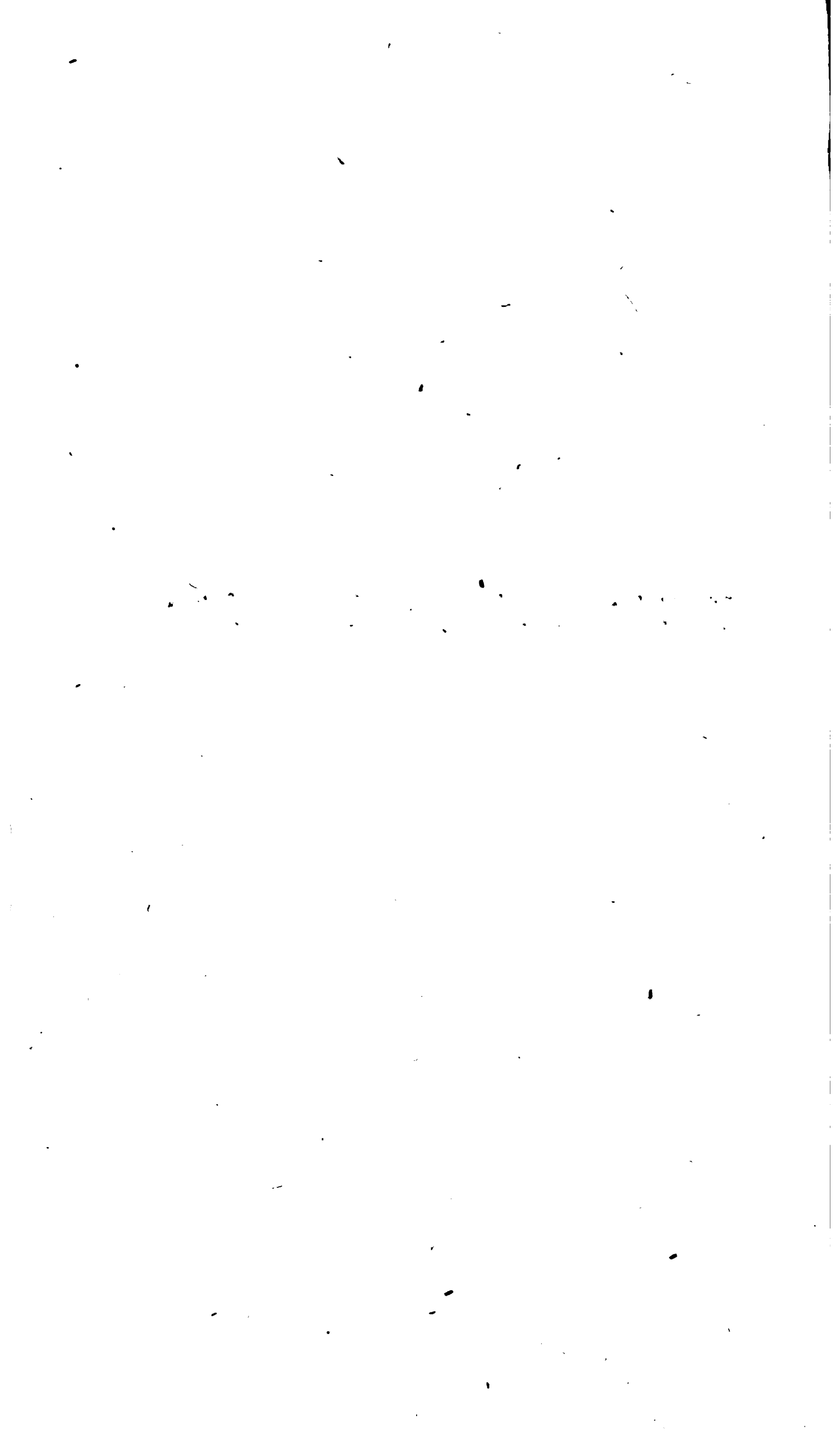
ertrug den Tod ihres jüngern Sohns mit einer Größe der Seele, die durch nichts gebeugt werden konnte. Als sie die Botschaft erhielt, er sey in dem heiligen Hayn erschlagen, antwortete sie blos: "er habe eine Grabstätte gefunden, die seiner wür„dig sey." Sie selber zog sich nach Misenum bei Neapel zurück; wo sie ihr übriges Leben, nicht in der Abgeschiedenheit von der Welt, sondern in einem Kreise zubrachte, wie er der Tochter des großen Scipio würdig war.

Ungeachtet dieses entscheidenden Siegs der Aristokratie, starb aber dennoch mit dem Tode des Gracchus seine Partei nicht aus. Das Andenken an ihn lebte bald wieder auf; man errichtete ihm und seinem Bruder Bildsäulen; die Plätze, wo sie gefallen waren, wurden geweiht, und das Volk strömte hin, ihnen Todtenopfer zu bringen. Opimius dagegen sank in eine Verachtung, die er durch seinen niederträchtigen Geiz sich noch mehr, als durch seine Cabalen, zugezogen hatte. An die Stelle der Gracchen traten oder drängten sich aber bald andere Volksanführer, die unter der Larve des Patriotismus nur Selbstsucht verbargen, und kein Bedenken trugen, ihre Hände mit Bürgerblut zu beflecken, wenn sie ihren Leidenschaften dadurch ein Opfer bringen konnten. Wer kennt nicht einen Marius, Clodius, und Andere? Vielleicht ward nie eine Staatsveränderung von größern und edlern Männern angefangen, als die der Gracchen; aber der Strom der Revolution ward schon ihnen selber zu mächtig; ge-

schweige, daß man nach ihrem Tode ihn hätte in seinen Schranken halten können! Bürgerkriege, Proscriptionen, und wiederholtes Blutvergießen, waren die Folgen ihrer Unternehmungen; und das letzte Ende derselben, daß eben das Volk, dem sie die Freiheit schenken wollten, in die Fesseln eines Despotismus geschlagen wurde, der bis auf unsere Tage in Europa ohne Beispiel blieb.

III.

Archäologische
und
Antiquarische Aufsätze.



I.

Ueber ein altes Relief im Museo Vaticano zu Rom*).

(S. die Kupfertafel Nro. I.)

Die große Menge von Kunstwerken, die aus dem Alterthum auf uns gekommen sind, stellen zwar größtentheils Personen oder Begebenheiten vor, die zu glei-

*) Ich habe über dieses Monument während meines Aufenthalts in Rom eine lateinische Abhandlung drucken lassen: Commentatio in opus caelatum antiquum Musei Pio-Clementini; Romae 1786. 8. 34 S. (S. Th. I. S. XL.), welche nachher in meiner Bibliothek der alten Litteratur und Kunst, drittes Stück 1788. übersetzt und umgearbeitet erschien; woraus sie hier, jedoch verbessert, und mit einer Nachschrift vermehrt, abgedruckt wird.

cher Zeit Gegenstände der Dichtkunst waren; aber obgleich Dichter und Künstler hier ihre Ideen aus Einer Quelle schöpften, so folgte doch jeder bei der Ausbildung und Darstellung derselben seinem eigenen Genie, und nicht leicht findet man ein Beispiel, wo sie sich einander so begegneten, daß man darthun könnte, daß einer den andern vor Augen gehabt hätte. Unter den Statuen ist bisher Laokoon das einzige Monument, wo man dieses, obgleich vergeblich, darzuthun gesucht hat. Bei Statuen, vorzüglich bei einzelnen Figuren, muß man diese Nachahmung aber auch am wenigsten suchen; denn der Künstler kann sich den Dichter mehr bei der Anordnung und der Zusammensetzung großer historischer Stücke, wo jener zu beschreiben pflegt, als bei einzelnen Figuren zum Muster nehmen. Vorzüglich muß man sich daher bei dieser Untersuchung auf die Reliefs einschränken. Hier sehen wir große historische Gemälde, die eben die Begebenheiten vorstellen, welche die Dichter besingen; hier also muß die Vermuthung auch sehr natürlich seyn, daß der Künstler, eben so wie er seinen Stoff aus dem Dichter nahm, so auch der Behandlung des Dichters folgte. Aber auch diese Vermuthung findet sich sehr selten bestätigt. Das erheblichste mir bekannte Monument dieser Art ist die große Vase im Museo zu Florenz, auf der der alte Künstler die Aufopferung der Iphigenia nach dem Euripides vorstellte; und gleichwohl finden sich auch auf dieser viele Ideen ausgedrückt, die nur dem Künstler, nicht dem Dichter, eigen sind. Ich liefere hier die Erklärung eines

Monuments, das in dieser Rücksicht unter allen mir bekannten den ersten Platz verdient; wenigstens kenne ich keines, bei dem man so Schritt vor Schritt darthun könnte, daß der Künstler in die Fußstapfen des Dichters trat.

Bis auf die Zeiten Winkelmann's war dieses Monument zwar öfters abgebildet, aber Keiner hatte sich vor ihm an die Erklärung gewagt, und Montfaucon es als ganz unerklärlich aufgegeben *). Winkelmann versuchte es zu erklären **), aber er fehlte, wie die Beurtheilung seiner Erklärung nachher zeigen wird. Sonderbar, daß zwei der größten Kenner alter Litteratur und Kunst da fehlten, wo eine mäßige Belesenheit in den Griechischen Dichtern die Erklä-

*) Abbildungen finden sich in der Galleria Justin. T. II. Nro. 148. Beim *Sante Bartoli* Adm. Rom. Ant. T. 52. Diese Abbildung ist die beste, nur fehlen viele Attribute der Figuren; endlich bei *Montfauc.* Ant. expliq. Tom. IV. tab. XV. p. 31. Es ist ein Nachstich nach Bartoli. Die Worte von Montfaucon sind: Irruption sur des gens qui dorment. Voilà une grande histoire; un fait des plus signalés; mais je ne scais ce que ce peut être. Je n'oserai même par conjecture donner quelque explication d'une chose si singulière. — Bei Sante Bartoli heißt der Text von Bellori: Saevum atque atrox facinus, ignotum facinus; worauf die Beschreibung ohne weitere Erklärung folgt. Als Vignette findet es sich sehr sauber in der frühern Ausgabe der Götheschen Werke, B. 3. 4. in 2 Theile getheilt.

**) *Winkelm.* Mon. ined. Nro. 148.

rung so deutlich darbietet. Aber wie oft dieß bei dem gelehrten Alterthumsforscher der Fall seyn kann, kann nur der beurtheilen, der eigene Erfahrungen in diesem Stücke gemacht hat, und selber oft mit offenen Augen blind war.

Das Relief, das der Gegenstand meiner Erklärung ist, findet sich auf einem marmornen Sarkophag, der vordem in dem Pallast Barberini stand, unter Clemens XIV. aber nebst vielen andern Kunstwerken aus diesem Pallast, für das päbstliche Museum im Vatikan, — jetzt das Museum Pio-Clementinum — gekauft, und in demselben aufgestellt ward. Sein jetziger Platz ist in eben dem Saale, wo die colossale Statue des Tiberflusses steht. Außerdem findet man es noch zweimal in Rom wiederholt; einmal im Pallast Giustiniani, und ein andermal in der Villa Borghese; allein das letztere hat sich nur halb erhalten, die andere Hälfte ist von einem neuen Künstler ganz planlos ergänzt. Auch das in dem Pallast Giustiniani hat ziemlich gelitten, das unsrige hingegen ist ohne alle Beschädigung.

Diese öftere Wiederholung eines und desselben Werks, ohne alle beträchtliche Verschiedenheit, ist ein Beweis, nicht nur davon, daß die Vorstellung dieser Geschichte auf Sarkophagen sehr gewöhnlich war, sondern auch davon, daß in dem Alterthum ein vorzügliches erhabenes Werk sich fand, von dem diese alle Copieen sind. So geht es mit unzähligen Statuen und unzähligen Reliefs. Wenn ein besonders berühmtes Werk eines alten Meisters sich fand,

so schränkten sich die geringern Künstler lieber darauf ein, daß sie dieses gut zu copiren, als daß sie eigene neue Ideen darzustellen suchten. Daher unter den Statuen die häufigen Wiederholungen der Venus Medicea, der sogenannten Cleopatra, — richtiger der Ariadne auf Naxos — des Jupiter fulminans und andere; daher unter den Reliefs so manche Wiederholungen der Jagd Meleager's, und anderer sehr bekannten Vorstellungen, die alle durch ihre auffallende Aehnlichkeit das Gepräge an der Stirne tragen, daß sie Copieen eines und desselben Originals seyen. So ist es auch mit unsern Reliefs; keines von allen dreien ist Original, obgleich das in dem Museo-Vatikano auch zu den guten Werken des Alterthums gehört; bei allen dreien bleibt die Ausführung zu sehr hinter dem Gedanken und der Anordnung zurück.

Winkelmann a. a. O. erklärte unser Werk von der bekannten Ermordung des Agamemnons und der Cassandra. Wie nämlich der letzte von dem Zuge gegen Troja zurückkehrte, und die Cassandra als Gefangene und Beischläferin mitbrachte, ward er von dem Aegisth, der während seiner Abwesenheit seine Gemalin Clytämnestra verführt und sich mit ihr vermählt hatte, gleich bei seiner Ankunft bei einem Gastmale überfallen und meuchelmörderischer Weise umgebracht. So erzählt es Homer *). Neuere Dichter, wie Aeschylus und Sophocles, sagen, seine eigene Gemalin Clytämnestra habe, als er im Bade war,

*) *Hom.* Odyss. λ. 405 etc.

ihm ein Gewand über den Kopf geworfen, das oben keine Oeffnung hatte, und ihn darauf mit einem Beile erschlagen *).

Die Figuren der beiden Erschlagenen erklärt Winkelmann von der Cassandra und dem Agamemnon. Der Jüngling mit dem bloßen Schwerdte neben der Cassandra sey Aegisth; die übrigen drei, von denen der eine das Gewand von dem Erschlagenen wegnimmt, ein anderer auf den Knieen liegt und einen Stein in den Händen zu halten scheint, der dritte endlich von der Ara herabsteigt, seyen Freunde und Gehülfen des Aegisth's bei der Vollführung der That. Die weibliche Figur neben dem Aegisth sey Clytämnestra, die, weil die That bei Nacht vollführt wird, ihnen leuchte, die andere hinter ihr stehende sey ihre Tochter Electra. Die alte weibliche Figur, die erschrocken zurückflieht, sey die gewesene Amme des Agamemnon; von den drei schlafenden Figuren neben ihr, sey die sitzende eine männliche, und stelle den Orestes vor; die beiden übrigen, so wie die liegende schlafende Figur, an der andern Seite des Monuments, seyen Mägde der Clytämnestra, die nach der Mahlzeit in Schlaf gerathen seyen. Das große ausgespannte Gewand sey nach alter Sitte hinzugefügt, nach der die Weiber durch dasselbe von den Männern in der Gesellschaft getrennt wurden. Die Schlangen im Haare der Clytämnestra und der schla-

*) *Aesch.* Agam. v. 1377.
Soph. Electr. 484 und andere.

fenden Mädchen seyen Symbole des Zorns und der Rache, die sie bei der That beseelte. Die Scene sey im Vorhofe der Wohnung des Agamemnon's, wo den beiden *Diis terminis* vor der Mahlzeit ein Opfer gebracht sey. Die Ara endlich mit dem darauf liegenden Lorbeerzweige sey eine Ara des Apollo, dessen Priesterin Cassandra war.

Dieß ist Winkelmann's Erklärung, eine Erklärung, die freilich beim ersten Anblick befriedigend scheint, weil sie nichts unerklärt zurückläßt: aber bei genauerer Untersuchung Alles gegen sich hat, was nur eine Erklärung dieser Art gegen sich haben kann. Sie paßt nicht nur bei keiner der einzelnen Figuren, sondern legt dem Künstler, in der Anordnung und Zusammenstellung des Ganzen, unverzeihliche Fehler zur Last, die von einem Künstler der Art, ja die selbst von einem mittelmäßigern Künstler sich gar nicht erwarten lassen, weil sie geradezu gegen die natürliche Anordnung sind, der jeder Künstler bei der Vorstellung dieses Gegenstandes folgen würde.

Zuerst von den einzelnen Figuren. Der vermeinte Aegisth zeigt in seinem Gesicht und in seiner Stellung Schrecken und Abscheu. Er blickt zurück, und scheint den Anblick des vor ihm liegenden erschlagenen Körpers nicht ertragen zu können. Warum das, wenn die Erschlagene nur die Cassandra ist, eine Fremde und eine Gefangene? — Die drei übrigen sogenannten Gehülfen des Aegisth's sind eine bloße Notherklärung; kein Dichter thut Erwähnung davon, daß Aegisth bei der Vollführung der That Gehülfen

gehabt habe; alle hingegen kommen darin überein, daß es ein Meuchelmord gewesen sey. Es wäre auch ohne Zweifel ein unverzeihlicher Fehler des Künstlers gewesen, wenn er drei unbekannte Personen ohne allen bestimmten Charakter als Hauptpersonen aufgestellt hätte. Der Ausdruck in der Figur des Jünglings, der vom Altar heruntersteigt, widerspricht dieser Erklärung aber gänzlich. Er tritt mit der größten Vorsicht über die schlafende Figur, die auf der Erde liegt, weg, schleicht auf den Zehen, und wendet alle mögliche Sorgfalt an, sie nicht aus dem Schlafe zu wecken. Wie paßt dieses auf einen Gehülfen des Aegisth, der zum Morden herbei eilt?

Noch weniger befriedigend ist die Erklärung der weiblichen Figuren. Die Fackel in der Hand der Clytämnestra — wenn diese auch als müßige Zuschauerin dastehen könnte — ließe sich noch erklären; aber die Schlangen? — Darf denn der Künstler, um Zorn und Wuth auszudrücken, zu Symbolen seine Zuflucht nehmen? Symbole und allegorische Vorstellungen darf er, meines Erachtens, nur da gebrauchen, wo der zu bezeichnende Gegenstand selbst außer dem Gebiete der Kunst liegt. War das aber hier der Fall? — Und zugegeben, daß der Künstler sich dieses bei der Clytämnestra hätte erlauben können, konnte er es auch bei den übrigen Figuren? konnte er schlafenden Figuren Attribute des Zorns beilegen? — Die Erklärung des ausgespannten Gewandes aus den Sitten der Heldenzeit ist auch nur ein Nothbehelf; sie gründet sich auf eine Stelle im Athe-

näus,

näus, beim Homer findet man nichts davon. Auch ist die Erklärung für ein solches Werk viel zu weit hergeholt. Endlich stimmt die ganze Vorstellung, so wie wir sie hier sehen, weder mit der Erzählung des Homer's noch der spätern Dichter überein, da wir hier so wenig Anstalten zu einem Bade als zu einem Gastmahle finden.

So viel von den einzelnen Figuren; jetzt etwas von der Zusammensetzung. Wollte der Künstler das von Winkelmann angegebene Sujet ausführen, so waren die Hauptpersonen unstreitig Aegisth und Agamemnon, der Mörder und der Ermordete. Alle andere, selbst Cassandra, waren Nebenpersonen; denn um diese war es dem Aegisth gar nicht zu thun, sie ward nur ein Opfer der Eifersucht der Clytämnestra. Die Natur der Sache also hätte schon erfordert, daß jene beiden Figuren die Hauptgruppe, oder wenigstens eine Gruppe ausgemacht hätten, daß Aegisth neben dem Agamemnon gestanden hätte. Aber wie hätte es dem Künstler in den Sinn kommen können, ihn neben der Cassandra, und neben der Hauptperson Agamemnon einen unbekannten Gehülfen zu stellen? Ist es denn wahrscheinlich, daß Aegisth die Ermordung der Cassandra auf sich genommen, hingegen den Mord der Hauptperson, des Agamemnon's, einem Gehülfen aufgetragen habe? — Endlich, was für einen Moment der Geschichte hätte der Künstler ausgedrückt? Die That war schon vollbracht, denn Agamemnon und Cassandra sind schon todt; also den Moment nach der Handlung, wo gar keine Handlung mehr

war, sondern wo sich höchstens eine Verstümmelung der Leichname denken läßt.

Das bisher Angeführte ist, glaube ich, hinreichend, das Unzulängliche der Winkelmannischen Erklärung zu zeigen; der Leser mag urtheilen, ob die Meinige mehr befriedigend sey. Es sind nach meiner Meinung zwei Scenen aus dem Leben des Orestes vorgestellt; die eine und die Hauptscene, wie Orest nach der Ermordung seiner Mutter, der Clytämnestra, und des Aegisthus von den Furien ergriffen wird; die andere, wie Orest auf der Ara des Apoll's zu Delphi, wo er als Suppler hingeflüchtet war, von den Furien umringt, ihnen heimlich entflieht, während der Zeit, daß Apollo ihm zu gefallen sie in einen tiefen Schlaf hatte fallen lassen. — Zuerst ein paar Worte von der Geschichte des Orest's, wie sie Aeschylus uns erzählt, denn wenn sie gleich ein Gegenstand der Gesänge fast aller Dichter war, so kümmern uns alle die andern Verschiedenheiten nicht, weil unser Künstler blos dem Aeschylus folgte.

Wie Clytämnestra und Aegisth nach der Ermordung des Agamemnon's auch den Orestes, den einzigen Sohn der Clytämnestra von dem Agamemnon, aus Furcht, daß er den Tod seines Vaters einst rächen möchte, umbringen wollten; so entriß ihn seine Schwester Electra ihren Nachstellungen, und schickte ihn heimlich zum Strophus, König von Orchomenus. Hier wuchs er auf, und schloß mit Pylades, dem

Sohn des Strophus, jenen berühmten Freundschaftsbund. Vielleicht hätte er hier gänzlich sein Vaterland vergessen, wenn er nicht durch einige Orakelsprüche vom Apollo wäre aufgemuntert worden, den Tod seines Vaters zu rächen. Dadurch angespornt, und um sein väterliches Reich wieder zu erhalten, ging er, begleitet von Pylades, nach Argos zurück. Bei seiner Ankunft daselbst traf er seine Schwester Electra, erkannte sie, ward von ihr erkannt, und theilte ihr sein Vorhaben mit, den Tod seines Vaters durch die Ermordung seiner Mutter und ihres buhlerischen Gatten zu rächen. Um aber sicherer zu gehen, nahm er zur Verstellung seine Zuflucht. Als ein unbekannter Fremdling ging er mit seinem Freunde ins Haus, und brachte eine erdichtete Nachricht von seinem eigenen Tode. Aegisth, voll Freude hierüber, eilte herbei, und ward von den beiden Freunden sogleich niedergemacht. Dann ergriff Orestes seine Mutter bei der Hand, führte sie zu dem Orte, wo Aegisth's Leichnam lag, und stieß ihr gleichfalls das Schwerdt in die Brust. Aber ein Muttermord konnte nach den Begriffen der damaligen Zeit nicht ungerächt bleiben. Kaum hatte er die That vollbracht, so stürzten die Furien auf ihn los, verfolgten ihn unablässig, und zwangen ihn Argos, sein Vaterland, wieder zu verlassen. Er floh deswegen nach Delphi, und setzte sich als Suppler auf den Altar des Apollo, auf dessen Befehl er den Mord seines Vaters gerächt hatte. Sie aber verfolgten ihn dahin. Zwar konnten sie ihm auf dem Altare selber nicht beikommen, aber um ihn nicht entfliehen

zu lassen, lagerten sie sich um den Altar herum. Apollo erbarmte sich seiner, und schläferte sie ein; er entkam ihnen dadurch und ging nach Athen. Die weitere Geschichte, wie sie ihn auch dahin verfolgten, und die Sache dort durch die Minerva vermittelt ward, gehört hier nicht her.

Diese Geschichte ist es, die Aeschylus in zwei Trauerspielen behandelt hat, in den Choephoren und Eumeniden; aus ihnen nahm der alte Künstler die beiden oben erwähnten Scenen, die auf unserm Werke vorgestellt sind, die Ergreifung des Orest's von den Furien, und seine Flucht von dem Altar des Apollo zu Delphi, da die Furien eingeschläfert waren. Mit den beiden Stücken des Aeschylus in der Hand, werde ich jetzt versuchen, das ganze Werk Stück vor Stück zu erklären, und nach der Erklärung der einzelnen Figuren, noch einige allgemeine Bemerkungen hinzufügen.

Die erschlagene männliche Figur ist Aegisth; er ist schon im reifen Alter vorgestellt, der Geschichte gemäß, denn er war schon zum mindesten gegen funfzig Jahr alt. Der Sitz, von dem er herabgeworfen ist, ist der Thron des Agamemnons, den er nach der Ermordung desselben eingenommen hatte. Auf demselben hatte der junge Orest ihn sitzend gefunden, ergriffen, getödtet und auf die Erde heruntergeworfen. — Diese schöne Idee hatte der Künstler mit kluger Wahl aus dem Aeschylus geschöpft, ehe der Jüngling dorten zur Vollführung seiner That in

das Haus geht, giebt er seiner Schwester, der Electra, noch vorher folgende Versicherung:

> Und find' ich ihn auf meines Vaters Thron,
> So wiss' und merke dir's, noch eh' er frägt:
> Woher der Fremdling? Trifft ihn schnell mein Schwerdt,
> Und strecket todt ihn auf den Boden hin *).

Ich sage mit kluger Wahl, denn bei der Vollführung der That trifft ihn Orest beim Aeschylus nicht auf dem Throne seines Vaters, sondern er kommt ihm entgegen. Aber der Künstler war kein sklavischer Nachahmer, sondern nutzte den Dichter da, wo er ihn mit Vortheil nutzen konnte. Und wer fühlt es nicht, wie viel das ganze Werk durch diese Nutzung der Dichteridee an Leben, Mannigfaltigkeit und Gruppirung gewonnen habe?

Die gleich daneben liegende todte weibliche Figur ist Clytämnestra. Orest hatte sie mit Gewalt zu dem Leichnam des Aegisth's hingeführt, ihn ihr gezeigt, und dann erst die That vollbracht.

> An seiner Seite, will ich, daß du fällst,
> Denn lebend zogst du ihn dem Vater vor!
> Jetzt schlaf' bei ihm im Tode, liebst du doch
> Den Mann, und hassest dem du Liebe schuldig warst **).

*) Choëph. v. 570—574.

> Κἀκεῖνον ἐν θρόνοισιν εἰ εὑρήσω πατρὸς
> Εὖ ἴσθι καὶ κατ' ὀφθαλμοὺς βαλεῖ,
> Πρὶν αὐτὸν εἰπεῖν, ποδαπὸς ὁ ξένος; νεκρὸν
> Θήσω, ποδώκει παραβαλὼν χαλκεύματι.

**) Choëph. v. 404—407. —

Neben ihr steht er selbst, der Thäter, noch mit dem bloßen Schwerdt in der Hand. So eben war die That vollbracht, wie er jetzt die Furien auf sich zustürzen sieht. Mit vorgehaltenen Fackeln und Schlangen greifen sie ihn an; er vermag den Anblick nicht zu ertragen, wendet den Blick zurück, und sucht, wiewohl vergeblich, mit aufgehobenen Händen ihren Anfall abzuwehren. Keine andere Stellung konnte der Griechische Schauspieler als Orest in den Choëphoren nehmen, wenn er beim Anblick der Furien, die nur er allein — wie Hamlet den Schatten seines Vaters — erblickt, dem Chor die Worte zuruft:

— — — Sie sind Gorgonen gleich
Im dunkeln Traurgewand, mit Schlangen dicht
Umflochten! — Nein! ich weile nicht mehr hier *).

Hätten wir noch das Original, von dem unser Werk nur eine Copie ist, was würden wir da für eine Figur sehen? — Ist doch auch in der Copie im Gesicht und in der Stellung noch Geist und Ausdruck genug zurückgeblieben, um unsere Bewunderung zu verdienen!

Επεὶ πρὸς αὐτὸν τόνδε σε σφάξαι θέλω·
Καὶ ζῶντα γάρ νιν κρείσσω ἥγησω πατρός.
Τούτῳ θανοῦσα συγκάθευδ᾽ ἐπεὶ φιλεῖς
Τὸν ἄνδρα τοῦτον, ὃν δ᾽ ἐχρῆν φιλεῖν συγεῖς.

*) — — — αἵδε Γοργόνων δίκην
Φαιοχίτωνες καὶ πεπλεκτανημέναι
Πυκνοῖς δράκουσιν — οὐκ ἔτ᾽ ἂν μείναιμ᾽ ἐγώ.

Daß die beiden weiblichen Figuren hinter dem Vorhange Furien sind, brauche ich nicht zu erinnern. Die vordere ist mit Fackeln und Schlangen nicht nur in den Haaren, sondern auch in der Hand, bewaffnet. Mit beiden zugleich geht sie auf den Orest los. — Die zweite hat hier nur Schlangen im Haare; auf dem Marmor im Pallast Giustiniani hält auch sie eine Fackel; und wenn ich recht sah, — denn das Stück ist dort zu hoch in der Wand eingemauert, — so ist dort noch der Kopf einer dritten Furie zu sehen. Doch das ist unerheblich; denn die Zahl der Furien war bei den ältesten Dichtern nicht bestimmt, erst spätere Dichter schränkten sie auf drei ein. — Bei ihrer Darstellung scheint der Dichter die eben angeführten Worte des Aeschylus vor Augen gehabt zu haben. Beide sind bekleidet und mit Schlangen bewaffnet. Das Schreckliche und Unangenehme dieser Vorstellung milderte der Künstler aber dadurch, daß er ihnen zwar ernsthafte und drohende, aber jugendliche und schöne Gesichter gab. Der alte Künstler wußte es sehr wohl, was so viele unserer neuern, selbst unserer größten Künstler, hätten bedenken sollen, daß alles Schreckliche, als schrecklich dargestellt, außer dem Gebiete der Kunst liegt, weil es in dem Zuschauer nur Schrecken, das heißt eine unangenehme Empfindung, erregt.

Der andere Jüngling, der neben dem erschlagenen Aegisth steht, ist Pylades, der, dem Aeschylus zufolge, der Gehülfe des Orest's bei der That war. Der Künstler konnte ihm keinen bessern Platz

anweisen, als hier bei dem Aegisth; er war bei diesem geblieben, während daß Orest mit der Ermordung seiner Mutter beschäftigt war.

Die alte weibliche Figur ist die gewesene Amme des Agamemnon's; Aeschylus giebt ihr keinen Namen, beim Euripides heißt sie Gelissa. Sie flieht erschrocken zurück, nicht wegen des Anblicks der Furien, denn diese sah, dem Aeschylus zufolge, nur Orestes allein, auch nicht wegen Mißbilligung der That im Ganzen, — denn sie war Feindin der Erschlagenen und Vertraute der Electra, die dem Aeschylus zufolge nicht bei der That gegenwärtig war, weil sie die Bewachung der Thüre auf sich genommen hatte; — sondern weil ihr, der unentschlossenen Alten, der Gedanke, daß der Sohn die Mutter ermordet habe, verbunden mit dem Anblick der Erschlagenen selbst, die Pylades ihr zeigt, indem er das Gewand, das den Aegisth bedeckte, wegreißt, Schrecken verursacht.

Die am schwersten zu erklärende Figur auf dem ganzen Monument ist die knieende Figur hinter der erschlagenen Clytämnestra. Weder beim Aeschylus noch bei einem andern Dichter findet sich eine Stelle, die uns eine bestimmte Erklärung derselben gäbe. So viel wissen wir aus dem Aeschylus, daß Orest nicht mit dem Pylades allein, sondern noch mit andern Begleitern nach Argos kam. Denn bei seiner Ankunft sagt Clytämnestra, die ihn noch nicht kennt, zu ihrem Sklaven:

Auf führ' ihn in des Hauses gastfreies
Gemach, mit den Bedienten hier und den
Gefährten seines Wegs. — — *).

Von diesen, glaub' ich, hat der Künstler Einen vorstellen wollen. So wie er an der andern Seite die Amme hingestellt hatte, so wollte er hier auch noch eine Nebenperson haben, die von dieser Seite die Hauptscene einschließen sollte. — Aber was ist das, was er mit beiden Händen aufhebt, und was bedeutet der ganze Gestus? — Dieß läßt sich blos durch Vermuthungen ausmachen, im Dichter findet sich gar nichts, was uns hier ein Licht geben könnte. Das, was er in der Hand hat, ist nichts anders als eine Ara; wer hieran zweifeln will, den muß ich auf das Relief im Pallast Giustiniani verweisen, dort sieht man dieß so deutlich, daß sich gar nicht daran zweifeln läßt. Höchst wahrscheinlich war der viereckte Stein, auf dem der Arm und Kopf der Clytämnestra ruht, die Basis, auf der sie stand, und von der, als Clytämnestra fiel, der Jüngling sie wegnahm, vermuthlich damit sie nicht durch Blut verunreinigt würde. Wollte man sagen, der Jüngling wolle damit den Kopf der Clytämnestra zerstoßen, so wäre dieß, dünkt mich, eine zu unangenehme Vorstellung, zu geschweigen, daß die Heiligkeit der Ara einen solchen Gebrauch schwerlich erlaubte. Findet man

*) Choëph. v. 704. 705.
Αγ' αὐτὸν εἰς ἀνδρῶνας εὐξένους δόμων
Οπισθόπους δὲ τούςδε καὶ ξυνεμπόρους.

diese Erklärung noch nicht hinreichend, so werde ich sie gern aufgeben, wenn man etwas Befriedigenderes zu sagen weiß. Zugleich aber muß ich meine Leser an jenen Ausspruch Winkelmann's — des größten Kenners in diesem Fache — erinnern, daß es fast kein einziges altes Relief gebe, auf dem nicht irgend eine Figur unerklärbar, oder wenigstens dunkel, bliebe. Wer will dem Künstler die Hände binden, wenn er von seiner eigenen Erfindung etwas zur Geschichte, die er darstellt, hinzuthut? Der Künstler hat eben so oft seine Einfälle wie andere Menschen, und vielleicht noch öfter; und wer vermag zu diesen den Aufschluß zu finden, wenn sich der Schlüssel verloren hat? Es wäre leicht, hier noch mehr Muthmaßungen zu wagen, aber ich begnüge mich, die wahrscheinlichste angeführt zu haben.

Das große ausgespannte Gewand, das an der einen Seite an eine Herme gehängt, an der andern durch einen Knoten befestigt ist, hat wiederum seinen Grund in dem Aeschylus, und ist nichts weniger als willkührlich. Es ist dieß kein anderes als eben das, was Clytämnestra einst ihrem Gemahl über den Kopf warf, als sie ihn umbrachte. Nach vollbrachter That ließ Orest, dem Dichter zufolge, es ausspannen, und den Umstehenden zeigen:

Seht hier, ihr Zeugen dieser Schreckenthat,
Die Schlinge, meinem armen Vater einst
Gestellt, und seiner Händ' und Füße Netz.
Auf! spannt es aus, im Kreis herum, und zeigt
Die Heldenfalle, daß der Vater seh'

— Nicht meiner, sondern der der Alles sieht,
Der Sonnengott — der Mutter Frevelthat *)!

Diese bisher erklärten Figuren gehören zu der Hauptscene des Stücks. Orest, von den Furien auf diese Weise verfolgt, entfloh, und kam nach Delphi, wo er sich als Suppler auf den Altar des Apoll's setzte. Die Furien folgten ihm aber auch dorthin, und da sie auf dem Altare ihn nicht ergreifen durften, lagerten sie sich um ihn herum. Aber Apollo schläferte sie ein, und Orest nutzte diesen Augenblick, er entfloh nach Athen. Der Dichter behandelt diese Fabel in den Eumeniden, und der Künstler nahm daher das Sujet seiner zweiten Vorstellung, die Entweichung des Orest's von dem Altare des Apollo während daß die Furien schliefen, und schöpfte hier fast noch mit vollern Zügen aus dem Dichter, als bei der vorhergehenden Vorstellung. Daß es nichts ungewöhnliches sey, verschiedene Scenen einer fortgehenden Handlung auf einem und demselben Relief vorgestellt zu sehen, brauche ich Kennern alter Kunstwerke nicht erst zu sagen; sonderbarer könnte es schei-

*) Choëph. v. 980—986.

Ἴδεσθε δ' αὖτε τῶνδ' ἐπήκοοι κακῶν
Τὸ μηχάνημα δεσμὸν ἀθλίῳ πατρὶ
Πέδας τε χειροῖν καὶ ποδοῖν ξυνωρίδα·
Ἐκτείνατ' αὐτὸν καὶ κύκλῳ παρασταδὸν
Στέγαστρον ἀνδρῶν δείξατ', ὡς ἴδοι πατὴρ
Οὐχ οὑμὸς, ἀλλ' ὁ πάντ' ἐποπτεύων τάδε
Ἥλιος, ἄναγνα μητρὸς ἔργα τῆς ἐμῆς.

nen, daß der Dichter diese Scene getrennt, und zwei Figuren derselben an dem einen, drei an dem andern Ende des Werks gestellt hat. Aber auch dieß ist nicht ohne Beispiel. So findet man auf einem andern Relief des Musei Vaticani einen Waffentanz vorgestellt, der aus sechs Figuren besteht, von denen nicht nur die zweite und dritte, und die vierte und fünfte, sondern auch die erste und sechste im Tanz zu streiten scheinen.

Allein es bedarf auch nicht einmal dieser Rechtfertigung, sobald man eine andere höchst wahrscheinliche Annahme zulassen will. Mit hoher Wahrscheinlichkeit nämlich dürfen wir annehmen, daß das große Original, von dem die jetzt noch vorhandenen Reliefs nur Copieen sind, ein rundes Werk, vermuthlich eine runde Ara *) war. Alsdann schließen sich die beiden jetzt getrennten Seitengruppen an einander; und bilden Eine, vortrefflich geordnete, Hauptgruppe.

Zuerst die Stelle des Dichters, die der Künstler fast völlig copirt hat. Sie steht in den Eumeniden; die Priesterin des Apollo, Pythia, — die Scene ist zu Delphi — kommt aus dem Tempel, und redet **):

*) Etwa wie die von Welker, Zeitschrift für alte Kunst B. I. Heft 2. S. 234. beschriebene, in dem Aufsatz: Runder Altar mit drei Götterbildern.

**) *Aesch.* Eumen. v. 40—56.

Ich seh dort am Altare einen Mann,
Verhaßt den Göttern, sitzen; noch von Blut
Triefet ihm die Hand; er hält ein blankes Schwerdt
Und eines Oelbaums hochgewachsnen Zweig,
Um den ein großes Band von Wolle sich
Nach altem Brauche schlingt, so scheint es mir.
Und vor ihm schläft ein sonderbares Heer
Von Weibern, die auf Thronen sich gesetzt.
Nicht Weiber — nein, Gorgonen nenn' ich sie!
Und dennoch gleichen sie auch diesen nicht!
(Ich sah sie im Gemälde einst die Kost
Des Phineus rauben.) Ohne Flügel sind
Hier diese anzusehn, und schwarz und wild.

Ὁρῶ δ' ἐπ' ὀμφαλῷ μὲν ἄνδρα θεομυσῆ
Ἕδραν ἔχοντα προστρόπαιον, αἵματι
Στάζοντα χεῖρας, καὶ νεοσπαδὲς ξίφος
Ἔχοντ', ἐλαίας θ' ὑψιγέννητον κλάδον
Λήνει μεγίστῳ σωφρόνως ἐστεμμένον
Ἀργῆτι μαλλῷ· τῇδε γὰρ τρανῶς ἐρῶ.
Πρόσθεν δὲ τ' ἀνδρὸς τοῦδε θαυμαστὸς λόχος
Εὕδει γυναικῶν ἐν θρόνοισιν ἥμενος.
Οὔτοι γυναῖκας, ἀλλὰ Γοργόνας λέγω·
Οὐδ' αὖτε γοργείοισιν εἰκάσω τύποις·
(Εἶδόν ποτ' ἤδη Φινέως γεγραμμένας
Δεῖπνον φερούσας) ἄπτεροί γε μὴν ἰδεῖν
Αὗται, μέλαιναι δ' ἐς τὸ πᾶν βδελύκτροποι:
Ῥέγκουσι δ' οὐ πλατοῖσι φυσιάμασι.
Ἐκ δ' ὀμμάτων λείβουσι δυσφιλῆ βίαν,
Καὶ κόσμος οὔτε πρὸς θεῶν ἀγάλματα
Φέρειν δίκαιος, οὔτ' ἐς ἀνθρώπων στέγας.

Ein lautes Schnarchen ist ihr Athemzug.
Aus ihren Augen triefet wilde Wuth;
Ihr Aufzug ist nicht wie man ihn zum Bild
Der Gottheit und der Menschen Wohnung bringt!

In diesen Worten des Dichters liegt, wie man auf den ersten Blick sieht, die ganze Scene, wie sie der Künstler dargestellt hat. Orest selber steigt mit leisem Tritt vom Altare herunter, wie die Furien eingeschläfert sind; er geht auf den Zehen, aus Furcht, die vor ihm liegenden Furien aufzuwecken.

— — Er hält ein blankes Schwerdt,
Und eines Oelbaums hochgewachsnen Zweig.

Ganz nach der Beschreibung des Dichters. Der Zweig auf der Ara ist also kein Lorbeerzweig, wie Winkelmann glaubte, sondern ein Oelzweig, dergleichen die Supplices (ἱκέται) immer zu tragen pflegten, wenn sie sich zu dem Altare einer Gottheit flüchteten.

Die Ara oder der Dreifuß ist jener berühmte pythische Dreifuß, von dem die Priesterin Apoll's ihre Orakelsprüche zu geben pflegte. Auch darin ist der Künstler der Geschichte treu geblieben, daß er ihn auf Felsen gestellt hat, denn er stand über der Oeffnung einer Höhle in einem Felsen, aus der begeisternde Dünste aufstiegen *).

Der Furien sind vier, eine liegt vor dem Altar, die andern drei, an der andern Seite des Werks, muß man sich als hinter dem Altare denken. Alle

*) Diod. Sic. T. II. p. 101. 102. Edc. Wess.

sind im Schlafe, der Fabel gemäß, und mit den gewöhnlichen Waffen, mit Fackeln und Schlangen, ausgerüstet. Außerdem sind sie gestiefelt, und die eine hat ein Beil. Beides ist ungewöhnlich *) und vielleicht von den Amazonen entlehnt, aber zu beiden fand der Künstler im Dichter hinreichende Veranlassung; indem derselbe ihnen bald Zerfleischungen und Mord zuschreibt, bald von ihnen sagt, daß sie, Jägern gleich, den Schuldigen verfolgen **):

— — — — Doch ich
Verfolge diesen Mann dem Jäger gleich.

Bald daß sie auf ihn zuspringen und ihn mit ihren Füßen zertreten ***).

Mit mächtigem Sprunge
Zertritt sie von oben
Mein furchtbarer Fuß!
Die Flücht'gen ereilet
Des Todes Verderben
Im zitternden Lauf!

*) Man vergleiche jedoch *Zoëga* bassirilievi antichi T. XXXVIII.; wo sie in derselben Scene auch gestiefelt sind.

**) Eumenid. v. 231.

***) Eumenid. v. 374—378.
Μάλα γὰρ οὖν ἀλλομένα
Ἄγκαθεν βαρυπεσῆ
Καταφέρω ποδὸς ἀκμὰν,
Σφαλερὰ τανυδρόμοις
Κῶλα δύσφορον ἄταν.

Darin ist der Künstler aber wieder seinem oben angeführten Grundsatze treu geblieben, nichts Schreckliches, sondern nur schöne Natur, darzustellen, daß er sie nicht, wie der Dichter sie uns beschreibt, von wildem und fürchterlichen Ansehen, sondern jugendlich und angenehm abgebildet hat. Ueberhaupt gehen die Beschreibungen und Abbildungen der Furien, sowohl bei Dichtern als Künstlern, sehr von einander ab, indem sie bald als alt und fürchterlich, bald als jugendlich und schön, bald geflügelt, bald ohne Flügel, bald ganz, bald halb bekleidet dargestellt werden.

So viel von den einzelnen Figuren; ich hoffe sie aus dem Dichter hinreichend erklärt zu haben. Jetzt noch einige Anmerkungen über das Ganze, vornehmlich über die Hauptscene, denn die andere verdient weniger unsere Aufmerksamkeit.

So wenig auch alle drei Reliefs in Rom, die dieses Sujet vorstellen, zu den schlechten Arbeiten gehören, die aus dem Alterthum auf uns gekommen sind, so ist es doch auffallend, daß die mechanische Ausführung sowohl hinter der Idee des Künstlers als der Anordnung des Ganzen so weit zurückbleibt, daß meine im Anfange gemachte Behauptung, daß unsere drei Reliefs nur Copieen irgend eines großen und berühmten Werks des Alterthums seyen, schon blos hierdurch eine große Wahrscheinlichkeit erhält. Der geringere Künstler nahm von dem größern, so viel er konnte, aber die Meisterhand zur Ausführung fehlte; war diese aber bei dem Original der Idee und Anordnung des Ganzen gleich, — wie sich

sich der mehreren Copieen wegen von guten Künstlern doch wohl mit Recht vermuthen läßt, — so war das Original unstreitig eins der vorzüglichsten Werke des Alterthums.

Der Künstler wählte aus der ganzen Geschichte des Orest's ohne Zweifel den glücklichsten Moment zu seiner Darstellung. Es ist dieß, wie ich schon oben gesagt habe, der, da Orest nach vollbrachter That zuerst die Furien erblickt, und erschrocken den Umstehenden zuruft:

Ihr Weiber seht, sie sind Gorgonen gleich,
Im dunkeln Trauergewand, mit Schlangen dicht
Umflochten; — Nein! ich weile nicht mehr hier!

Es war dieß unstreitig der interessanteste Moment der ganzen Geschichte, interessanter als wenn er den Mord selbst dargestellt hätte; dieser hätte nur Schrecken und Abscheu erweckt; der unsrige erregt Mitleid und Theilnahme: denn wer kann sich die Lage des unglücklichen Jünglings denken, der so eben dem Schatten seines ermordeten Vaters die Mörderin, seine Mutter, mit ihrem Buhlen zum Todtenopfer gebracht, und gleich darauf so hart dafür büßen mußte, ohne Theil an seinem Schicksale zu nehmen?

Es war ferner unstreitig derjenige Moment, wo er, ohne die Einheit der Zeit zu verletzen, den möglichst größten Theil der Geschichte des Orestes dem Zuschauer zeigen konnte. Die Körper der Erschlagenen lehren, was vorgegangen war, die hereinbrechenden Furien, was gegenwärtig geschieht, und der schon zur

Flucht sich umwendende Jüngling, was weiter vorgehen wird.

Es war dieß endlich der Moment, wo er die größte Anzahl und Verschiedenheit der Charaktere dem Zuschauer darstellen konnte. Der vom Thron gestürzte Bösewicht Aegisth — die erschlagene Clytämnestra — die beiden jugendlichen Helden — die erschrockene Alte — die hereinbrechenden Furien — welch eine Mannichfaltigkeit in den acht Figuren, die zu der Hauptscene gehören, und welch ein Contrast zwischen jungen und alten, männlichen und weiblichen, bekleideten und nackten, lebendigen und todten, erschreckenden und erschrockenen Figuren!

Eben so groß zeigte sich der Künstler in der Anordnung des Ganzen, der Vertheilung der Figuren und der Gruppirung. Die vier Hauptfiguren, die beiden Ermordeten und die beiden Mörder, nehmen die Mitte des Stücks ein und formiren zwei Gruppen, in die sie so vertheilt sind, wie es die Natur der Sache erfordert. Der Sohn steht bei der erschlagenen Mutter, und der Gehülfe bei dem erschlagenen Aegisth. Zu jeder Gruppe hat er noch eine Nebenfigur hinzugesetzt, um sie voller zu machen und mehr Abwechselung hervorzubringen, zu der einen die Gelissa, zu der andern den Gehülfen des Orestes. — Wie vortrefflich hat er nicht die Nachricht des Dichters von dem ausgebreiteten Gewande genutzt? Er gewann dadurch einen doppelten Vortheil: zuerst, daß er dadurch den leeren Platz, der hinter der liegenden und knieenden Figur nothwendig hätte entstehen müssen,

ausfüllte, und dann, daß er uns von den Furien nicht mehr zu zeigen brauchte, als nöthig war, um den Eindruck zu erregen, den er erregen wollte. Wie viel gewinnt nicht das Schauderhafte ihrer Erscheinung dadurch, daß sie unvermuthet hinter dem Vorhange hervortreten?

Ueber die zweite Scene, die nur Nebenscene, aber dennoch mit gleichem Fleiße behandelt ist, habe ich schon oben bemerkt, daß sie auf dem wahrscheinlichen runden Original ungetrennt nur Eine Gruppe bildete; und füge nur noch die einzige Anmerkung hinzu, daß der Künstler mit Recht von der Beschreibung des Dichters abgegangen ist, der alle Furien als sitzend schildert. Er mußte dieß der Gruppirung wegen thun, und kein Kenner wird die Meisterhand in der Gruppe der drei Furien an der linken Seite des Werks, so wie in dem mit leisem Tritt von der Ara heruntersteigenden Orest, verkennen.

Nachschrift.

Nicht leicht findet sich ein anderes altes Relief, dessen Erklärung nicht blos so genügend gegeben, sondern auch so bewiesen werden könnte, als das hier erläuterte. Auch ist, so viel ich weiß, die Wahrheit der Erklärung jetzt von den Antiquaren all=

gemein anerkannt; da nicht nur *Visconti* Museum Pio-Clementin. T. V. p. 42. zu Tab. XXII. sie bestätigt (non sono, heißt es hier, dieci anni, che il S. *Heeren* ne propose la *vera* spiegazione); sondern auch der anfangs ungläubige Zoëga ihr beitrat: Bemerkungen über Visconti's Mus. Pio-Clement. in Welker's Zeitschrift für die alte Kunst St. II. S. 433., welcher letztere nicht weniger die Richtigkeit der Erklärung anerkennt. Nur über ein Paar Nebenfiguren ist noch Uneinigkeit. Zuerst über die knieende Figur, welche die Ara oder den Cippus aufhebt; die ich für einen Begleiter des Orestes (für den Pädagog desselben, den Visconti darin sehen will, ist sie zu jugendlich) erklärt habe. Visconti stimmt mit mir darin überein, daß er den Cippus wegnimmt, damit er nicht mit Blut befleckt werde; Zoëga hingegen (Welker a. a. O.) will aus der Stellung schließen, daß er ihn gegen den Kopf des Aegisthus schleudert; und beruft sich auf eine Stelle des Theocrit's, XXII, 207 rc. wo Idas den von seines Vaters Grabe ragenden Cippus losreißt, um damit dasselbe gegen Castor zu thun. "Es drücke sich also eine ungebändigte Wuth, eine leidenschaftliche Kraft darin aus (wie die spätere Tragödie sie liebte), wenn einer der Begleiter des Orestes, oder vielleicht ein treuer Diener des Agamemnon, welcher der bestürzten und der Clytämnestra ergebenen Dienerin entgegen stehe, um den Mord vollenden zu helfen, weil nichts anderes zur Hand ist, auch des Hausaltars nicht schone." (Man

sehe die weitere ausführliche Anmerkung bei Welker a. a. O.). Ich maße mir darüber keine entscheidende Stimme an; da beide Erklärungen Etwas für sich haben. — Der zweite streitige Gegenstand ist das ausgespannte Gewand. Ich habe dasselbe für dasjenige erklärt, welches Clytämnestra einst zur Vollziehung des Mordes ihrem Gemahl über den Kopf warf. Visconti dagegen l. c. p. 44. sagt: Il gran velo é una di quelle tende o peripetasmi, che indicano solo esser la scena nell' interno di qualche casa. Hier jedoch kann ich meine Erklärung nicht aufgeben, wegen der oben S. 138. angeführten Stelle des Aeschylus. Da der Künstler in allem Andern dem Dichter folgte, und dieser ausdrücklich von dem ausgespannten Gewande spricht, kann ich es nicht bezweifeln, daß er auch hierin ihn copirt habe; wenn ich gleich gern zugebe, daß, wenn dieß nicht wäre, auch die Erklärung von Visconti zulässig seyn würde.

2.

Ueber ein

Fragment einer alten Marmortafel

im

Museo des Cardinals Borgia zu Velletri, bei Rom *).

(S. die Kupfertafel Nro. II.)

Das Monument, dessen Erklärung ich hier liefere, gehört zu einer eigenen Klasse von Kunstwerken, aus der noch mehrere Stücke sich erhalten haben. Es scheint nämlich eine sehr gewöhnliche Beschäftigung der spätern Künstler gewesen zu seyn, daß sie die ganze

*) Die hier folgende Abhandlung erschien gleichfalls von mir zuerst lateinisch in Rom: Expositio fragmenti Tabulae Marmoreae operibus caelatis et inscriptionibus graecis ornatae, Musei Borgiani Velitris, Romae 1786. 4. 28 S. Sie erschien gleichfalls in der Bibliothek der alten Litteratur und Kunst St. 4. 1788. übersetzt; woraus sie hier, verbessert, abgedruckt wird.

Reihe von Fabeln, die in Einem oder mehreren epischen Dichtern lagen, copirten, und dieselben in eben so vielen kleinen Reliefs auf einer und derselben Tafel vorstellten. Das beträchtlichste Werk dieser Art, das sich erhalten hat, ist die Tabula Iliaca, die die ganze Geschichte des Trojanischen Kriegs, nach dem Homer, Arctinus, Lesches und Stesichorus enthält, und noch jetzt auf dem Capitolio aufbewahrt wird. Zwei Stücke einer ähnlichen Tafel, die Montfaucon *) und Maffei **) erläutert haben, finden sich zu Verona in der Bibliothek des Domcapitels, und noch ein anderes hat der Abbé Barthelemy ***) beschrieben. Man sieht leicht ein, daß alle diese Werke in Rücksicht auf Kunst keinen großen Werth haben können. Copieen der Art zu machen war keine Beschäftigung für große Künstler; und wenn sie sich auch damit hätten abgeben wollen, so würde schon die Kleinheit der Figuren sie verhindert haben, etwas ihrer Würdiges zu liefern. Man muß diese Werke vielmehr als gelehrte Denkmäler betrachten, die uns gewissermaßen den Verlust der Gedichte ersetzen können, aus denen sie copirt sind. Aus diesem Gesichtspunkte muß man also auch gegenwärtiges Monument ansehen, das seinen Werth eigentlich dadurch erhält, daß sich in den darauf befindlichen Inschriften Nachrichten von mehreren verloren gegangenen Gedichten erhalten haben.

*) *Montfauc.* Antiq. expl, suppl. T. IV. p. 84. pl. 78.

**) *Maffei* Mus. Verones. p. 468. 469.

***) Mémoires de l'acad. des Inscript. T. XXIV.

Wo es gefunden seyn mag, kann ich nicht bestimmen; jetzt ist es in dem Museo des Cardinal Borgia zu Velletri bei Rom, einer der reichsten Privatsammlungen von Alterthümern, die Italien besitzt *).

Das Fragment selbst ist von Marmor, und von eben der Größe wie es hier abgebildet erscheint; die Abbildung selbst ist so genau gemacht als nur immer möglich war: sowohl was die Figuren, als die Form der Buchstaben, betrifft. Die vordere Seite der Tafel war, wie man aus diesem Fragment sieht, in viereckte Felder abgetheilt, die aber von ungleicher Größe waren, und in horizontaler, nicht in vertikaler Ordnung auf einander folgten. Jedes enthielt ein kleines Relief mit einer kurzen Unterschrift, die die vorgestellte Geschichte erläuterte. Die hintere Seite hingegen (die sich weit besser erhalten hat als die vordere) war ganz mit Inschriften bedeckt, die theils eine Nachricht von den Dichtern und ihren Werken enthielten, aus denen der Künstler schöpfte, theils die Fabeln, die in den Gedichten behandelt waren.

So viel von dem Ganzen; ich wende mich jetzt zu der Erklärung der einzelnen Theile, und fange mit der vordern Seite an. Von der obern Reihe von Reliefs haben sich nur blos die Unterschriften erhalten, und selbst diese sind mehrentheils verstümmelt. Der Künstler hatte hier das Geschlecht des Cadmus, und die Geschichte desselben, abgebildet;

*) Man sehe über sie und ihre spätern Schicksale den unten folgenden Aufsatz.

denn die vier Unterschriften beziehen sich auf die vier Töchter des Cadmus, die Antinoe, Semele, Ino und Agave. In der ersten, die die bekannte Fabel der Semele enthält, sind die letzten Worte verloschen. Sie ist auf folgende Weise zu ergänzen: Ζεὺς Σεμέλῃ πλησιάσας, καὶ κεραυνώσας, ἀνελόμενος τὸν Διόνυσον, ἐνράπτει εἰς τὸν μηρὸν, ὕσερον διὰ Ερμοῦ δίδωσιν Ινοῖ τρέφειν ὡς κόρην. "Zeus, indem er zu der Semele kam, und sie durch den Blitz tödtete, nahm den (jungen) Dionysos, nähte ihn in seine Hüfte, und gab ihn nachher durch den Hermes der Ino als Mädchen zu erziehen." Der Beweis für den letztern Umstand, daß Jupiter den jungen Bacchus durch den Merkur der Ino mit dem Befehl geben ließ, ihn als Mädchen zu erziehen, findet sich beim *Apollod.* III, 4. 67. Die folgende Tochter des Cadmus war die Agave, deren Gemahl und Sohn auf unserm Marmor angegeben wird. Εχείονος δὲ σπαρτοῦ καὶ Αγαύης ἦν Πένθευς "Der Sohn des Echion's, des Gesäeten, und der Agave war Pentheus." Sie war die Gemalin des Echion, eines von den Riesen, die aus den Drachenzähen entstanden, die Cadmus säete. Das Schicksal des Pentheus, ihres Sohns, der von den Bacchantinnen zerrissen ward, ist aus den Bacchis des Euripides bekannt. Die dritte Inschrift ist zwar nicht ganz mehr vorhanden, allein sie wird leicht ergänzt. Wir wissen aus dem Ovid, Apollodor und andern, daß Ino die dritte Tochter des Cadmus an den Athamas verheirathet war, von dem sie zwei Söhne, den Learch

und Melicertes bekam. Diese Nachricht enthielt auch die Inschrift, die also so muß gelesen werden: Ἀθαμάντος δὲ καὶ Ἰνοῦς Λέαρχος καὶ Μελικέρτης. "Söhne des Athamas und der Ino waren Learchos und Melicertes." Auf die weitere Geschichte der Ino kommen wir nachher noch zurück. Ueber die vierte Unterschrift, von der nur noch einige Buchstaben übrig sind, läßt sich nichts bestimmen: denn es ist nur zu vermuthen, daß sie das Geschlecht der noch übrigen Tochter des Cadmus, der Antinoe, betraf, die an den Aristäus verheirathet war, und von ihm den Actäon hatte.

Ich gehe jetzt zu der untern Abtheilung fort, in der noch zwei Reliefs mit ihren Unterschriften sich erhalten haben. Von einem dritten ist noch eine halbe Figur übrig, von der sich nichts mit Gewißheit sagen läßt. Auf dem ersten sieht man eine weibliche lang bekleidete Figur, und die Figur eines Gottes oder Helden, der ein Pferd neben sich hat. Aus der fast ganz verloschenen Unterschrift sind noch die Worte oder Sylben übrig: — — — λαια — — — καθις — — — νιου. Ich vermuthe, daß das Werk den Streit des Neptuns und der Minerva über Athen vorstelle. Es war zwischen ihnen ausgemacht, daß derjenige der Schutzgott Athens werden sollte, der die für das menschliche Geschlecht nützlichste Sache hervorbringen würde. Neptun schlug mit seinem Dreizack die Erde, und das Roß sprang heraus, Minerva stieß ihren Spieß in den Boden, und der Oelbaum sproßte hervor. War dieß der Gegenstand, den der Künstler

vorstellte, so erklären sich die Figuren von selbst. Es fehlt nur der Oelbaum, der aber bei einem so beschädigten Werke leicht verloschen seyn kann. Die Erklärung wird theils dadurch wahrscheinlich gemacht, daß auf der hintern Seite des Werks diese Geschichte ausdrücklich erwähnt wird (es heißt dort: πρὸ τῆς ἔριδος Αθηνᾶς πρὸς Ποσειδῶνα πρόκειται τάδε), woraus man mit Recht vermuthen kann, daß sie auf der vordern Seite auch sey abgebildet gewesen; theils scheinen auch die Ueberreste der Unterschrift sie zu bestätigen. -- λαια -- nehme ich für ἐλαίαν, ferner καθισ -- scheint der Anfang des Worts καθισαμένη zu seyn, und endlich --- νίου würde ich durch Σουνίου, dem Vorgebürge von Attika, erklären, wo der Streit gewesen seyn soll.

Auf dem zweiten Felde sieht man eine weibliche und eine männliche Figur, die beide einen Knaben in ihren Armen halten. Die Spuren der fast gänzlich erloschenen Unterschrift verrathen noch die Buchstaben oder Sylben Ιω καὶ - λα - oder vielleicht καταλα --. Wenn man das Werk blos aus sich selbst erklären will, so kann man kaum zweifeln, daß nicht die Geschichte der Ino und des Athamas darauf sollte vorgestellt seyn. Beide waren von der eifersüchtigen Juno rasend gemacht. Der wüthende Athamas ergriff seinen ältern Sohn Learchus, und zerschmetterte ihn, Ino ergriff den jüngsten Melicertes, und stürzte sich, von Athamas verfolgt, mit ihm ins Meer. Liegt nun diese Geschichte zum Grunde, so erklären sich auch hier die Figuren von selbst. Die männliche

Figur stellt den Athamas vor, der seinen Sohn Learchus ergreift; die weibliche die Ino, die den Melicertes zu schützen sucht. Nur die Unterschrift macht Schwierigkeit. Dieser zu Folge wäre hier von der Geschichte der Jo etwas vorgestellt: denn es heißt Iω καὶ ꝛc. Aber da sich in der ganzen Geschichte der Jo nichts findet was hier paßte, so zweifle ich nicht, daß Iω ein bloßer Schreibfehler für Iνω sey, dergleichen unser Künstler mehrere begangen hat. Noch wahrscheinlicher wird dieß, da in der obern Reihe schon von der Ino die Rede gewesen war. Man kann daraus mit Recht die Vermuthung ziehen, daß der Künstler ihre Geschichte weiter verfolgt, und hier die letzte Scene derselben vorgestellt habe.

So viel von der vordern Seite unsers Monuments; ich gehe jetzt zu der Erklärung der Inschriften auf der hintern Seite fort, die ich zuerst einzeln durchgehen werde, um über das Ganze urtheilen zu können.

Die erste Inschrift ist folgende: Ἥφαιστον καὶ μὴ προσ --- μένης τὸ λέχος τῆς γο --- ἐπὶ τὴν γῆν πεσούσης ἐπι τὴν γεννᾶται ὁ Εριφθόνιος.

Obgleich der Anfang fehlt und die Inschrift verstümmelt ist, so sieht man doch leicht, daß hier von der Geburt des Erichthonius die Rede ist, der seine Entstehung einer mißlungenen Umarmung des Vulkans und der Minerva verdankte. Die weitere Geschichte steht beim *Apollod.* III, 17. §. 7. Durch Hülfe dieser Stelle wird unsere Inschrift leicht ergänzt und ausgebessert. Es muß heißen: Ἀθηνᾶς δὲ

φευγούσης τὸν Ἥφαιστον, καὶ τῆς γονῆς ἐπὶ τὴν γῆν πεσούσης, γεννᾶται ὁ Εριχθόνιος. "Da Athene vor dem Hephaistos floh, und der Saame auf die Erde fiel, ward Erichthonius erzeugt." Die Worte ἐπὶ τὴν hatte der Künstler aus Versehen wiederholt, und dieß durch darüber gesetzte Punkte selber angedeutet.

In der nächsten Inschrift πρὸ τῆς ἔριδος Αθηνᾶς πρὸς Ποσειδῶνα πρόκειται τάδε· muß für πρὸ ohne Zweifel περὶ gelesen werden. "Von dem Streit „der Minerva und des Neptuns wissen wir folgen„des." Die Erzählung selber folgte dann wahrscheinlich weiter an der rechten Seite des Marmors.

Ich komme jetzt zu demjenigen Theil unsers Monuments, der dasselbe eigentlich interessant macht. So wie auf der Tabula Iliaca die Dichter genannt sind, aus denen der Künstler schöpfte, eben so ist dieses auch auf unserer Tafel geschehen, und glücklicherweise hat sich gerade das Stück erhalten, auf dem diese Nachrichten befindlich sind. Diese Dichter nun gehörten zu den sogenannten cyclischen Dichtern, die den ganzen Inbegriff von Mythen, von der Entstehung des Weltalls bis auf das Ende des Trojanischen Kriegs, bald ganz, bald insofern sie sich auf diesen Krieg bezogen, zu dem Gegenstande ihrer Epopöen machten. Einige von ihnen sind bekannt; das Andenken von andern hingegen hat sich blos auf unserm Monumente erhalten. Da die Zeilen nicht mehr ganz sind, und deßhalb keine Verbindung mehr unter einander haben, so werde ich sie einzeln durchgehen.

Lin. I.

-- μαχίας οὐχ ἦν Τέλεσις ὁ Μηθυμναῖος --

Ein Hauptgegenstand der ältesten epischen Dichtkunst der Griechen war der Kampf der Götter mit den Titanen und Giganten; daher die Namen Τιτανομαχίαι und Γιγαντομαχίαι. Daß irgend ein solches Gedicht durch das halberloschene Wort -- μαχιας angedeutet werde, ist außer Zweifel, da selbst von dem Verfasser des Gedichts geredet wird. Zwar ist sein Name verloren gegangen, da der Künstler nur sagt, daß er nicht von der Titanomachie rede, die Telesis von Methymnä verfaßt habe; aber der fehlende Name ist doch mit Wahrscheinlichkeit zu errathen. Ob es nämlich gleich mehrere Gedichte dieses Namens gab; so war doch besonders Eine Titanomachie berühmt, die von Einigen dem Arctinus, von Andern dem Eumelus von Corinth zugeschrieben wird. Wir kennen sie aus dem *Athenaeus* VIII. p. 227. Ἐγὼ δὲ οἶδα, ὅτι ὁ τὴν Τιτανομαχίαν ποιήσας, εἴτ' Εὔμηλός ἐστιν ὁ Κορίνθιος, εἴτ' Ἀρκτῖνος, ἢ ὅστις δήποτε χαίρει ὀνομαζόμενος, ἐν τῷ β' οὕτως εἴρηκεν.

Ἐν δ' αὐτῇ (τῇ πηγῇ) πλωτοὶ χρυσωπίδες ἔλλοι
Νήχοντες παίζουσι δι' ὕδατος ἀμβροσίοιο.

"Ich weiß, daß der Dichter der Titanomachie, sey es nun Eumelus der Corinther, oder Arctinus, oder wie er sonst heißt, in dem zweiten Gesange folgendes sagt:

In der Quelle aber waren goldene Fische,
Die da schwimmend spielten in dem herrlichen Wasser."

Und bald nachher: Εὔμηλος ἢ Ἀρκτῖνος ὁ Κορίνθιος τὸν Δία ὀρχούμενόν που παράγει, λέγων.

Μέσσοισιν δ' ὠρχεῖτο πατὴρ ἀνδρῶν τε θεῶν τε.

"Eumelus oder Arctinus der Corinther führt den Zeus tanzend auf, indem er sagt:

Unter ihnen tanzte der Vater der Götter und Menschen."

Bei dieser letzten Stelle entsteht nur die Schwierigkeit, daß hier ein Arctinus Corinthius genannt wird, da wir sonst nur einen Arctinus von Milet kennen. Allein es wäre übereilt, hieraus einen neuen Arctinus machen zu wollen, denn wahrscheinlich sind hier beim Athenäus die Namen versetzt; und statt Εὔμηλος δὲ ἢ Ἀρκτῖνος ὁ Κορίνθιος muß es heißen: Ἀρκτῖνος δὲ ἢ Εὔμηλος ὁ Κορίνθιος, so wie in der oben citirten Stelle. Von dieser Titanomachie also redet wahrscheinlich unser Künstler. Eine andere ältere Gigantomachie wird schon dem Thamyris, dem Zeitgenossen des Orpheus, zugeschrieben, allein diese scheint schon zu den Zeiten des Plutarch's, der ihrer erwähnt, verloren gegangen zu seyn *).

Es frägt sich jetzt nur noch, wer der Telesis sey, dessen auf unserm Marmor Erwähnung geschieht? Ein Dichter Telesis wird zwar, so viel mir bewußt ist, bei keinem alten Schriftsteller erwähnt; allein sein Name scheint nur mit einem andern verwandten Namen, mit dem Namen Telestes, vertauscht zu seyn. Daß diese Verwechselung sehr gewöhnlich war,

*) *Plutarch de Mus. Op.* T. II. p. 1132 B.

sagt Athenäus ausdrücklich *). Καὶ Τέλεσις ἢ Τελέστης ὁ ὀρχηστοδιδάσκαλος. Ein Dichter Telestes nun wird von mehreren alten Schriftstellern angeführt. Athenäus nennt ihn bald einen Comiker, bald einen Lyriker. Fabricius **) schloß daraus, daß es zwei verschiedene Dichter dieses Namens gegeben habe, aber gewiß mit Unrecht, denn Athenäus sagt sowohl von dem einen als von dem andern, er sey aus Selinus gewesen; von dem Lyriker p. 625 διὸ καὶ Τελέστης ὁ Σελινούντιός φησιν, und von dem Comiker p. 616. Ἀλλ᾽ ὅγε Σελινούντιος Τελέστης ἐν Ἀργοῖ ἔφη. Diese Argo war eins von seinen Stücken, wie Suidas sagt. Τελέστης κωμικὸς, τούτου δράματα ἐστὶν Ἀργὼ καὶ Ἀσκλήπιος. "Telestes der Comiker, seine Stücke sind Argo und Asclepius." Wenn man also nicht annehmen will, daß zwei Dichter dieses Namens, einer ein Comiker, einer ein Lyriker, beide aus Selinus gewesen seyen, so folgt, daß der Lyriker und Comiker nur Eine Person ausmachen. Die Titel seiner Comödien haben wir so eben aus dem Suidas kennen gelernt, seine lyrischen Gedichte waren weit berühmter. Er war nämlich einer der größten Dithyrambendichter, und ward selbst dem Philoxenus an die Seite gesetzt. Alexander, wie er im Orient war, ließ dem Plutarch zu Folge ***) diese beiden Dichter, nebst

*) *Athen.* I. c. 19.

**) *Fabric.* bibl. Gr. II. c. 15.

***) *Plutarch.* Op. T. I. p. 879.

nebst den Trauerspielen des Aeschylus, Euripides und Sophokles sich kommen. Selbst Aristoxenus beschrieb das Leben unsers Dichters in seinen vitis virorum illustrium *). Er blühte in der neun und funfzigsten Ol., wohin er sowohl von Diodorus Siculus **) als auch von dem Arundelischen Marmor gesetzt wird ***). Man könnte ihn deßhalb, wenn die Verschiedenheit der Namen es erlaubte, für denselben mit dem Dichter Telestus halten, von dem Plinius sagt, daß er um die Zeiten des ältern Philipp's gelebt habe †). Eine Vermuthung, die schon Fabricius hatte ††).

So viel von dem Lyriker Telestes, ich komme jetzt auf unsern Epiker Telesis zurück. Auf unserm Marmor ist außer seinem Namen auch sein Vaterland angeführt; er war aus Methymnä. Ein Beweis, daß er von dem Lyriker Telesis oder Telestes verschieden war, indem derselbe allgemein Selinuntius heißt. Das ist aber auch alles, was wir von ihm wissen, sein Name ist nur blos durch unser Monument dem Untergange entrissen; kein alter Schriftsteller, so viel mir bekannt ist, erwähnt seiner.

*) *Apollon.* Dyscol. narrat. mir. c. 40.

**) *Diod.* Sic. T. I. p. 679.

***) *Prideaux* ad Marm. Oxon. p. 226.

†) *Plin.* XXXV, 10.

††) *Fabr.* B. Gr. l. II. c. 15.

Lin. II.

--- ἔπεσιν, καὶ Δαναΐδας ΕΦ ἐπῶν, καὶ τὸν ---

Unser Künstler begnügte sich nicht blos damit, die Gedichte selbst und ihre Verfasser anzuführen, aus denen er schöpfte, sondern er führte auch zugleich die Anzahl der Verse an, die ihre Werke enthielten, die er nicht, wie gewöhnlich, στίχοι, sondern ἔπη nennt. Die ersten Worte unserer Zeile beziehen sich noch auf ein Heldengedicht, aus dem er die Zahl der Verse angeführt hatte; und dann erwähnt er ein anderes, die Danaiden, in fünftausend und fünfhundert Versen. Wir wissen zwar wohl, daß die Fabel der Danaiden, als ein Theil der Fabel der Jo, von epischen Dichtern häufig ist behandelt worden; doch finden wir keine Nachricht, daß sie allein den Stoff eines Heldengedichts ausgemacht hätte. Daß es ein Heldengedicht dieses Namens gab, lernen wir wiederum nur blos von unserm Marmor, aber bei dem gänzlichen Mangel an Nachrichten läßt sich auch von demselben außer seiner Existenz nichts weiter sagen.

Lin. III.

-- τὴν Οἰδιπόδειαν τὴν ὑπὸ Κιναιθῶνος τοῦ ---

Eine Nachricht von einem unbekannten Werke eines sonst sehr bekannten Dichters! Mehrere Nachrichten von ihm hat Meursius *) gesammelt. Cinäthon war dem Pausanias **) zufolge ein Lacedämo-

*) *Meurs.* Miscell. Lacon. c. IV.

**) *Paus.* l. I. p. 129.

nier, und sein Hauptwerk war ein episches Gedicht über die Genealogie der Götter und Helden, gleich der Theogonie des Hesiodus, das Pausanias öfters citirt. So sagt er gleich im ersten Buche *): Κιναίθων δὲ ὁ Λακεδαιμόνιος, ἐγενεαλόγησε γὰρ καὶ οὗτος ἔπεσιν, Μῆδον καὶ θυγατέρα Εριῶπιν Ιάσονος εἶπεν ἐκ Μηδείας γενέσθαι. "Cinäthon der Lacedämonier, denn auch dieser hat Genealogieen in Versen geschrieben, sagt, daß Jason von der Medea den Medon und eine Tochter Eriopis gehabt habe." Und gleich nachher **): Τὸν δὲ Ορέστου νόθον Πενθίλον Κιναίθων ἔγραψεν ἐν τοῖς ἔπεσιν Ἠριγόνην τὴν Αἰγίσθου τεκεῖν. "Cinäthon in seiner Epopöe sagt, daß Penthilus, der unächte Sohn des Orestes, von der Erigone, der Tochter des Aegisth, geboren sey. Ferner in den Messenicis ***): Πρὸς δὲ αὐτοῖς, ὁπόσα Κιναίθων, καὶ Ἄσιος ἐγενεαλόγησε. Endlich in den Arcadicis †): Κιναίθων δὲ ἐν τοῖς ἔπεσιν ἐποίησεν ὡς Ραδάμανθυς μὲν Ἡφαίστου, Ἥφαιστος δὲ εἴη Τάλω, Τάλων δὲ εἶναι Κρητὸς παῖδα. "Cinäthon in seinem Gedicht nimmt an, daß Radamanthus ein Sohn des Hephaistus, dieser des Talus, Talus ein Sohn des Cres gewesen sey." Dazu kommt noch das Zeugniß des Scholiasten des Homer's ††): Κιναίθων δέ φησι· Νικόστρατος καὶ Αἰτίολας, Ἑλένης δύο παῖδες, παρὰ Λακεδαιμονίοις τιμῶνται. "Cinäthon sagt: bei den

*) *Paus.* l. I. p. 119.
**) *Ibid.* p. 151.
***) *Ibid.* p. 282.
†) *Ibid.* p. 707.
††) Schol. Hom. ad Iliad. I, 478.

Lacedämoniern werden Nikostratus und Aitiolas, die Kinder der Helena, verehrt." Ich habe diese Stellen in der Absicht hergesetzt, einen Irrthum daraus zu berichtigen, den mehrere Litteratoren, selbst Fabricius, begangen haben. Nach der Vergleichung dieser Stellen läßt sich nicht zweifeln, daß diese Genealogieen des Cinäthon einerlei mit einer Theogonie sind, die ihm sonst zugeschrieben wird *); denn wir sehen daraus, daß er in die ältesten Zeiten zurückging, und selbst die Geschlechtsregister der Götter schon anführte. Mit Unrecht behauptet daher Colomesius gegen den Gyraldus a. d. a. O. und nach ihm Fabricius **), man müsse Telegonia für Theogonia lesen. Er nahm den Beweis dazu aus dem Chronicum des Eusebius, wo es von dem Cinäthon heißt, er habe eine Telegonia geschrieben †). Es ist vielmehr weit wahrscheinlicher, daß beim Hieronymus für Telegonia Theogonia zu lesen sey, oder wenn eine Telegonia des Cinäthon vorhanden war, so war sie wenigstens von der Theogonie verschieden.

Cinäthon muß übrigens ein sehr fruchtbarer Dichter gewesen seyn, denn wir finden auch noch eine Heraclea von ihm angeführt ††). Das Werk hingegen, das auf unserm Monumente ihm zugeeignet

*) Cf. *Gyrald.* Dial. de vitis poët. p. 120.

**) *Fabric.* B. G. l. II. c. 8. p. 378.

†) *Euseb.* ap. *Hieron.* ad. Ol. III. Cinaethon Lacedaemonius poëta, qui Telegoniam scripsit, agnoscitur.

††) Schol. *Apoll.* l. I. v. 1357.

wird, eine Oedipodea, finden wir, so viel ich weiß, sonst nirgend erwähnt. Daß übrigens die älteste Geschichte von Theben, in der Oedipus eine Hauptrolle spielte, sehr häufig der Gegenstand der epischen Gedichte war, ist schon an sich sehr bekannt, und wir werden bei der nächsten Zeile noch Beweise davon finden. Das Zeitalter des Cinäthon würde ungewiß seyn, wenn es nicht durch den oben angeführten Ort des Eusebius genau bestimmt würde. Wir sehen daraus, daß er einer der ältesten Dichter war, der schon in der dritten Olympiade blühte.

Lin. IV.

--- τες ἐπῶν οὖσαν EX ὑποθήσομεν Θηβαΐδα ---

Es ist deutlich, daß am Anfang dieser Zeile wieder von einem Heldengedichte die Rede war, dessen Verse sich bis auf fünftausend und sechshundert beliefen; ob sich dieß aber auf die gleich nachher erwähnte Thebais bezieht, läßt sich nicht entscheiden, so wenig als sich über den Dichter derselben mit Gewißheit etwas bestimmen läßt. Ich habe schon oben bemerkt, daß die Anzahl von Thebaiden beträchtlich war, die bekannteste darunter war indessen die des Antimachus von Colophon, eines Dichters, der in der drei und neunzigsten Ol. lebte *), und dessen Ansehen bei den Alten so groß war, daß selbst die Grammatiker zu Alexandrien, die den bekannten Recensum scriptorum anstellten, ihn unter die Zahl derjenigen setzten,

*) *Diod. S. I. p. 630.*

die als Muster dienen konnten; ein Umstand, dem wir die Erhaltung vieler seiner Fragmente zu verdanken haben, die neulich gesammelt sind. Indessen ist es doch wahrscheinlicher, daß hier von einer andern Thebais die Rede sey, nämlich von einer ungleich ältern, die unter dem Namen Thebais cyclica bekannt ist, weil sie einen Theil des Cyclus Epicus ausmachte, und also von der des Antimachus verschieden war. Die Ursache, warum ich dieß glaublicher finde, ist, weil alle andere hier erwähnte Gedichte zu einem Cyclus Epicus gehören, der ungleich älter war als das Werk des Antimachus. Die wenigen Nachrichten, die von jenem alten Werk uns übrig sind, so wie auch die Fragmente, die sich daraus erhalten haben, findet man gesammelt in des H. M. Schellenberg's Reliquiis Antimachi Colophonii p. 23.

Lin. V.

– – – ν τὸν Μιλήσιον λέγουσιν ἐπῶν ὄντα ΘΡ – – –

Auch hier hat sich der Name des Gedichts sowohl als des Dichters verloren, blos das Vaterland des Dichters wird uns genannt, und die Anzahl der Verse bestimmt, die sein Gedicht enthielt. Er war aus Milet, und sein Werk enthielt neuntausend einhundert Verse. Milet war zwar fruchtbar an Schriftstellern, aber nicht so fruchtbar an Dichtern, wenigstens nicht an epischen Dichtern. Der einzige Dichter, der einen ausgezeichneten Ruf erhielt, war Arctinus, der Verfasser der Aethiopis oder des Memnons, und des Untergangs von Troja (Ἰλίου πέρσις)

obgleich von Andern diese Gedichte fälschlich für einerlei gehalten worden sind *). Das noch übrige ν scheint der letzte Buchstab seines Namens zu seyn, und ὄντα, das im Masculino steht, macht es wahrscheinlich, daß vom Memnon die Rede gewesen sey. Daß übrigens dieser Arctinus Milesius derselbe sey, der beym Athenäus durch Schuld der Abschreiber Corinthius genannt wird, habe ich schon oben bewiesen.

Lin. VI. VII.

- - - ν ΜΔΥ ταύτη δὲ - - -

- - - - τὸν Λυκάον - - -

Aus den Spuren dieser beiden letzten Zeilen läßt sich weiter nichts schließen, als daß auch hier von einem epischen Gedicht die Rede gewesen sey, das aus vier und vierzigtausend vierhundert Versen bestand, wenn dieß nicht vielleicht durch ein Versehen des Künstlers für ἐπῶν ΔΥ viertausend vierhundert gesetzt ist. In der letzten Zeile endlich scheint von der Fabel des Lycaon's die Rede gewesen zu seyn.

Aber meine Leser werden nachgerade mit mir des Rathens müde seyn, ich werde daher nur noch einige Resultate aus dem bisher Gesagten ziehen, woraus sich auf den Werth und die Beschaffenheit unsers Werks, als es noch ganz war, ein Schluß wird machen lassen. Die Dichter und Gedichte also, nach

*) Cf. *Salmas.* ad Solin. p. 599. 600. *Heyne* Excurs. ad Aen. II. p. 230. Bibl. d. a. Litt. St. 1. Ined. p. 37.

denen unser Künstler sein Werk ordnete, waren folgende: die Titanomachie des Arctinus oder Eumelus von Corinth; ein Heldengedicht, die Danaiden, von einem unbekannten Verfasser; die Oedipodea des Cinäthon, und eine Thebais, vermuthlich die Thebais Cyclica, nicht die des Antimachus; endlich der Memnon oder die Aethiopis des Arctinus. Die Titel der übrigen haben sich zwar nicht erhalten, allein schon aus diesen sieht man, daß unser Werk von einem großen Umfange gewesen seyn muß. Höchstwahrscheinlich enthielt es den ganzen Cyclum Mythicum, von der Entstehung der Welt bis auf das Ende des Trojanischen Kriegs. Der Künstler fing an von einer der ältesten Fabeln, dem Streite der Götter und der Titanen, wobei zugleich, so wie in der Theogonie des Hesiodus, die Entstehung des Weltalls, und die Genealogie der Götter angeführt werden. Dann ging er fort zu den Fabeln die Argos betreffen, denn auf diese bezog sich das Gedicht, die Danaiden, und wahrscheinlich noch andere, deren Namen sich nicht erhalten haben. Hierauf folgte die ganze Reihe der Thebanischen Fabeln, die gleichsam den zweiten Hauptzweig der Griechischen Mythologie ausmachten. Endlich kam er auf die Trojanischen Geschichten; und daß er diese ganz bis zu Ende fortgeführt habe, sieht man daraus, daß er den Memnon copirte, der die letzten Schicksale von Troja enthielt. Es ist dieß also ein Beweis, daß unser Werk von weit größerem Umfange war, als

die Tabula Iliaca, welche blos die Begebenheiten des Trojanischen Kriegs umfaßte.

Eine andere Frage ist es, zu welchem Gebrauche sowohl gegenwärtiges Werk, als auch die andern, ihm ähnlichen, mögen gedient haben? Daß sie als Kunstwerke keinen Werth haben, ist schon oben bemerkt, und schon daraus ließe sich die Vermuthung des Herausgebers des Musei Capitolini widerlegen *), daß die Tabula Iliaca für den Nero verfertigt sey; eine Vermuthung, die blos darin ihren Grund hatte, daß die Tabula Iliaca zu Bovillä gefunden wurde, wo ein Sacrarium gentis Juliae war. Höchst wahrscheinlich ist es vielmehr, daß sie zum Unterricht der Jugend bestimmt waren, damit sich bei Lesung der Griechischen Dichter, die die Hauptlectüre der Römer ausmachten, das Gelesene besser dem Gedächtniß eindrücken möchte. Selbst der Vers, den man auf der Tabula Iliaca liest:

> – – – – μάθε τάξιν Ὁμήρου
> Ὄφρα δαεὶς πάσης μέτρον ἔχῃς σοφίας.

> — — — — — — „Lerne Homeros
> Lehre, auf daß du das Maaß jeglicher Wissenschaft hast."

scheint dieß zu begünstigen. Dazu kommt noch, daß bei den Fragmenten einer ähnlichen Tafel, die zu Verona aufbewahrt werden, auf der Rückseite eine

*) Mus. Capitol. T. IV. p. 364. 365.

Art Spiel vorgestellt ist; indem nämlich einige Buchstaben, ohne weitere Bedeutung, in kleine abgetheilte Felder so gesetzt sind, daß immer dieselben Worte herauskommen, wo man auch anfangen mag zu lesen. Ein Spielwerk, das mehr für Kinder als für Erwachsene zu passen scheint.

3.

Erklärung
einer der
ältesten Griechischen Inschriften
auf einer tessera hospitalis
im
Museo Borgia *).

(S. Tab. III. 1.)

Θεος Τυχα Σαωτις διδ-
οτι Σικαινια ταν οι-
κιαν και τἀλλα παντ-
α Δαμιοργος Παραγορ-
ας προξενοι Μινκων
Αρμοξιδαμος Αγαθαρ-
χος Ονατας Επικορ-
ος.

Wenn auch das Monument, das wir hier zum erstenmal bekannt machen, ganz und gar kein inneres

*) Bibl. d. alt. Litt. und Kunst. St. 5.

Interesse hätte, wenn es auch nur eine von den gewöhnlichen Inschriften wäre, die nichts sagen, was man zu wissen verlangt, so würde es doch schon durch sein graues Alterthum unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen, und uns ehrwürdig werden müssen. Zwar ist es bei dem Mangel innerer Merkzeichen bei einer Inschrift nicht möglich, ihr Alter genau zu bestimmen, aber bei der unsrigen machen es gleichwohl die Form der Buchstaben, und der Ort, wo sie gefunden wurde, höchst wahrscheinlich, daß sie noch ein Denkmal jener glücklichen Zeiten sey, da in dem untern Italien, noch nicht niedergedrückt von der Herrschaft der Römer, die Griechischen Pflanzstädte noch in ihrer vollen Blüthe standen; vielleicht, wenn es erlaubt ist, eine Vermuthung zu wagen, von der wir den Grund unten anführen werden, gar ein Denkmal jener genauen Verbindung, von der Pythagoras in diesen Gegenden der Stifter war.

Das Monument selbst ist eine sogenannte tessera hospitalis, eine Marke, die sich Gastfreunde nach errichteter Gastfreundschaft einander zu geben pflegten, um bei wiederholten Besuchen, selbst nach beträchtlichen Zeiträumen, sich einander wieder zu erkennen. Verbindungen der Art dauerten bekanntlich noch sogar unter Kindern fort, und solche Kennzeichen waren daher unentbehrlich, wenn jene Bestand haben sollten. Der Mann, der die unsrige empfing, hieß Sicánias, und diejenigen, die sie ihm zum Beweise der errichteten Gastfreundschaft gaben (denn es waren ihrer mehrere), Paragoras, Mincon,

Harmoxidamus, Agatharchus, Onatas, Epicurus. Die Namen der Städte, wo sowohl der eine als die andern her waren, sind zwar nicht angegeben, allein da das Stück in Calabrien, dem alten Bruttium, gefunden ist, so ist nicht zu zweifeln, daß es Griechische Colonieen in den dortigen Gegenden waren, und zwar, da der Dialekt Dorisch ist, Dorische Colonieen. Man fand es im Jahr 1783 nahe bei Policastro, wahrscheinlich dem alten Petilia. Ein Durchreisender kaufte es von einem Bauer, und von diesem kam es für einen beträchtlichen Preis in die Hände des Cardinals Borgia, in dessen Museum es sich noch befindet. Es ist von Bronze, und die Buchstaben sind darauf mit einem Griffel eingegraben. Die Größe des ganzen Stücks sowohl, als die Form der Buchstaben, ist genau dieselbe, wie man sie auf der Abbildung sieht. Sie sind noch sehr leserlich, denn das Stück hat sich ganz unbeschädigt erhalten.

Die ersten Worte Θεος τυχα σαωτις Dea fortuna conservatrix! sind eine bloße Anfangs-Formel, und haben mit den folgenden keine Verbindung. Sie enthalten eine Anrufung an die Göttin des Glücks mit dem Beinamen σαωτις, conservatrix, von dem alten σαω, aus dem in der Folge σωζω ward. Bei den Römern ist die Fortuna conservatrix bekannt genug; bei den Griechen wird das Beiwort σαωτις sonst nicht leicht gefunden. Es ist aber zu deutlich und zu passend, als daß es einer weitern Erklärung bedürfte; auch ist die Ableitung desselben völlig regelmäßig.

Nach dieser Formel fängt die eigentliche Inschrift an, die nichts weiter enthält, als die Zusage der Gastfreundschaft, und die Namen der dabei interessirten Personen. Διδοτι Σικαινιᾳ ταν οικιαν nach dem Dorischen Dialekt für διδωσι Σ. την οικιαν (hospitium) και τ'αλλα παντα, **Alles Uebrige, was das Recht der Gastfreundschaft mit sich bringt;** — und jetzt folgen die Namen derjenigen, die dem Sicánias die Gastfreundschaft zusichern, der Demiurg oder Magistrat Paragoras, und fünf Proxeni, oder hospites publici. Außer den Privatgastfreunden nämlich hatten viele Städte wechselseitig auch noch gewisse dazu bestellte Personen, ihre Geschäfte in der andern Stadt zu besorgen, und ihre Mitbürger bei ihrem Aufenthalt daselbst zu bewirthen. Sie waren das, was jetzt unsere Agenten und Consuls sind, und kommen häufig in den Griechischen Rednern vor. Solche προξενοι von der Vaterstadt des Sicánias in der ihrigen, vielleicht in *Petilia*, waren also auch die genannten Mincon, Harmoridamus, Agatharchus, Onatas und Epicurus.

So leicht unsere Inschrift zu erklären scheint, sobald man sie richtig gelesen hat, so große Schwierigkeiten hat dieses. Die Beschaffenheit und die Formen der Buchstaben tragen nicht allein das Gepräge des hohen Alterthums an sich, und weichen eben daher von den gewöhnlichen ab, sondern es kommen auch ganz neue Formen darauf vor, die man selbst auf den ältesten Inschriften nicht findet. Was zuerst die Vocale betrifft, so ist hier noch kein eigenes

Zeichen für die langen Selbstlauter; statt des Ω ein bloßes O; und eben dieß würde sich auch unstreitig bei dem langen und kurzen E finden, wenn der Zufall nicht gewollt hätte, daß das lange E gänzlich fehlte. Merkwürdig ist dafür das F vor Oικιαν. Wir finden in ihm noch einen der ältesten Buchstaben des Griechischen Alphabets, das alte Digamma Aeolicum, oder das Zeichen der Adspiration, sowohl der harten als gelinden, wofür es hier gesetzt ist.

Die Figuren der Consonanten haben nicht weniger Eigenthümliches. Einige kommen mit dem ältesten Griechischen Alphabet überein, wie wir es in der Inscriptio Sigea und andern der frühesten Inschriften finden; andere nähern sich sehr der alten Etruskischen Schrift; noch anders endlich sind, so viel wir wissen, ganz neu. Unter diese letztern rechnen wir die Figuren des I und des Γ, die beide zu wiederholtenmalen vorkommen. Die Gestalt des I muß um so viel auffallender seyn, da dieselbe sonst sowohl in dem alten Griechischen als Etruskischen Alphabet dieselbe ist, ein bloßer gerader Strich, durch welchen nun dafür in unserer Inschrift das Γ bezeichnet wird. Auch die Figur des Σ kommt unsers Wissens nie so wie hier vor. Es ist indessen sehr wahrscheinlich, daß dieß die älteste Gestalt desselben ist, die erst nachher, wie die Form des M sich änderte und ihr völlig ähnlich ward, aus dem stehenden in ein liegendes M verwandelt ward.

Ganz verschieden von der sonst gewöhnlichen Form sind auch die Buchstaben X und Z. Das erste

hat die Form des Ψ, und man könnte es für einen Schreibfehler halten, wenn es außer dem Worte τυχα nicht auch in dem Namen Αγαθαρχος zum zweitenmal eben so vorkäme. Vielleicht ist die Figur aus dem Etruskischen Alphabet entlehnt. Wenigstens kommt sie dort eben so vor, und daß sie daselbst nicht das Ψ der Griechen anzeigen kann, weil zuweilen unmittelbar ein σ darauf folgt, hat schon Dempster *) bemerkt. — Ganz Hetruskisch ist die Figur des geöffneten Δ. Sie findet sich häufig auf den tabulis Eugubinis und andern Etruskischen Inschriften, und Dempster, der nicht entscheiden will, ob sie ein D bezeichne oder nicht **), würde vielleicht durch unsere Inschrift davon überzeugt worden seyn. — Das Λ erscheint hier noch in seiner unvollkommenen Gestalt, wie man es bei mehreren Buchstaben des ältesten Griechischen Alphabets findet, daß der letzte Strich unvollendet gelassen ist; eine Bemerkung, die durch das μ, π und ν, wo es sich sowohl auf unserer als auf der Sigäischen und andern alten Inschriften zeigt, sogleich bestätigt wird.

Noch sind die Regeln der Griechischen Paläographie viel zu wenig festgesetzt, als daß sich aus dieser Form der Buchstaben eine genaue Zeitbestimmung ableiten ließe. Vielleicht werden wir auch nie dahin gelangen können, da so äußerst wenige Inschriften sind, deren Zeitalter genau bestimmt werden kann.

*) *Dempster* de regibus Etruriae. Vol. II. Append. p. 83.
**) *Ibid.* l. c. p. 87.

kann. Selbst der Mangel der langen Vokalzeichen bestimmt hier nichts genau, denn wenn man auch die Zeit ihrer Erfindung weiß, so ward ihr Gebrauch doch erst nach und nach allgemein. Unterdessen beweist diese Aehnlichkeit mit den Etruskischen sowohl als den ältesten Griechischen Inschriften deutlich, daß auch die unsere aus dem höchsten Alterthum sey. Auch darin kommt sie mit den Etruskischen überein, daß die einzelnen Worte durch Punkte von einander getrennt sind. Ausgenommen davon bleibt indeß der Artikel, der mit seinem Substantiv als Ein Wort angesehen wird. Eben diese Unterscheidungszeichen bemerkt man auch auf der Sigeischen Inschrift, nur nicht zwischen allen Worten; auch finden sich statt des einzelnen, dort doppelte, ja dreifache Punkte über einander.

Ueber die Männer, die in unserer Inschrift genannt sind, wage ich zwar nichts genaues zu bestimmen, da die Namen entweder zu unbekannt, oder auch zu gemein sind; doch wird die Bemerkung einen Platz verdienen, daß einer von ihnen, Onatas, als Pythagoreischer Schriftsteller bekannt ist. Es haben sich von seinem Werk περι θεου και θειου einige Fragmente beim Stobäus *) erhalten. Er war aus Kroton, sein Zeitalter aber ist ungewiß. Gewöhnlich nennt man ihn Onatus, aber mit Unrecht. Die Ursache ist, weil in den Handschriften des Stobäus sein Name sich blos am Rande erhalten hat.

*) *Stob.* Eclog. phys. I. p. 92.

Dort steht neben seinen Fragmenten Ουατου, woraus man den Nominativ Ουατος statt Ουατης oder Dorisch Ουατας formirt hat. Ob aber unser Onatas von dem Pythagoreer verschieden, oder ob er mit ihm einerlei Person gewesen sey; ob es in dem letzten Fall vielleicht überhaupt Pythagoreer waren, die diese Gastfreundschaft unter sich errichteten, darüber läßt sich nichts weiter bestimmen, wenn man nicht zu bloßen Vermuthungen seine Zuflucht nehmen will.

Nachschrift.

Die obige Inschrift hat nicht blos mehrere Antiquare beschäftigt, sondern auch eine größere Verschiedenheit der Erklärungen veranlaßt, als man nach ihrem Umfange und Inhalte *erwarten sollte*. Als ich im Jahr 1789 den mitgetheilten Aufsatz schrieb, waren mir dieselben entweder unbekannt, oder auch noch nicht erschienen. Ich habe es deßhalb für besser gehalten, den Aufsatz abdrucken, und die nöthig gewordenen Zusätze in einer Nachschrift folgen zu lassen. Die mir bekannt gewordenen Erklärer sind: Villoison in einer Epistola an den Cardinal Borgia; Barthelemy, gleichfalls in einem Schreiben an denselben; der Pater Fabricy, in seiner Diatribe ad illustranda capita aliquot bibliographiae an-

tiquariae, p. 238. Lanzi, in seinen Saggi Etruschi p. 108. Schow in der Charta papyracea p. 115. Siebenkees in einer eigenen Abhandlung, Expositio Tabulae Hospitalis etc. Romae 1789. Fea in Winkelmann's Storia etc. I. p. 258. Anmerkung; und in den Miscellaneis criticis p. XXIV.; endlich Welker in einer Anmerkung zu Zoëga's Abhandlungen S. 35. Mehrere derselben, wie noch eben jetzt *Raoul Rochette* Dissertations sur differens sujets d'Archéologie. Paris 1821. p. 62 sq. bei Erklärung einer ähnlichen, in Böotien gefundenen, und von Pouqueville bekannt gemachten Inschrift, haben jedoch nur gelegentlich davon gesprochen. Die Schreiben von Villoison und Barthelemy kenne ich nur aus Citaten.

Die Verschiedenheit der Erklärungen betrifft theils die Bestimmung und Beschaffenheit des Täfelchens im Allgemeinen; theils einzelne Namen und Worte.

Villoison hielt dasselbe für keine tessera hospitalis, sondern vielmehr für einen Kaufcontract; der durch den Ortsvorsteher oder Demiurgos und die Proxeni als Zeugen bestätigt sey; indem er das *διδοτι τὴν οἰκίαν καὶ τ' ἄλλα πάντα* übersetzte: Er überläßt das Haus mit aller Zubehör ꝛc. Dagegen aber streitet erstlich: daß der Name des Verkäufers fehlen würde; ferner daß das *καὶ τ' ἄλλα παντα*, und alles übrige, für einen Kaufcontract viel zu unbestimmt wäre; endlich die äußere Form;

da ein Kaufcontract wohl nicht auf ein so kleines Täfelchen geschrieben seyn würde.

Alle andern Erklärer kommen darin überein, daß es eine tessera hospitalis sey; aber sie sind darin nicht einstimmig, ob es eine öffentliche von der Stadt, oder eine von Privatpersonen gegebene Tessera sey. Der letztern Meinung sind Schow, und besonders Siebenkees; der andern die übrigen.

Die von Siebenkees angeführten Gründe sind, zuerst: weil die Formel dann anders seyn müsse; denn die öffentliche Gastfreundschaft werde durch ein Dekret des Senats und Volks bewilligt; das stets anfange: ἔδοξε τῇ συγκλήτῳ καὶ τῷ δήμῳ, oder auf eine ähnliche Weise. Ferner es fehle der Name der Stadt, die das Gastrecht bewilligte; der sonst darin hätte ausgedrückt werden müssen. — Diese Gründe scheinen mir allerdings so viel zu beweisen, daß die Gastfreundschaft nicht durch einen förmlichen Bürgerschluß dem Sicänias bewilligt ward; wenn man aber das Wort Demiurgos nicht für einen Namen, sondern den Titel einer Magistratsperson nehmen will, so könnte darum dennoch die Tessera unter öffentlicher Autorität gegeben seyn. Weßhalb ich dieser Meinung beitrete, wird das Folgende lehren. Die Gründe liegen in der Erklärung einzelner Wörter; worin die Interpreten auch so von einander abgehen, daß einige Erläuterungen darüber nothwendig sind.

Daß in dem Θεὸς τύχη eine Anrufung des Glücks liege; daß es ungefähr dasselbe sey, als

das: Quod felix faustumque sit der Römer, räumen Alle ein. Es ist also ein Ausruf; und wir brauchen nicht mit *Raoul Rochette* τυχαν zu lesen, was auch das folgende σαωτις nicht zuläßt. Aber in diesem Worte Σαωτις findet man Schwierigkeiten. Lanzi wollte darin den Namen der Stadt finden, welche die Tessera gab; aber nirgend kommt ein solcher Stadtname vor. *Plinius* H. N. II, 15., auf den er sich beruft, nennt nur eine Völkerschaft Sontini in Lukanien; deren Name also auch erst verändert werden müßte. Siebenkees nimmt es für den Namen des Mannes, der die Tessera dem Sicänias gab; und übersetzt: "Saotis giebt dem Sicänias Wohnung" rc. Aber Saotis als Name, zumal als Mannsname gebraucht, ist eben so ungewöhnlich; wie auch schon Fea gezeigt hat *); und auch Welker bemerkt **). Die natürlichste Erklärung bleibt also, daß Σαωτις die Dorische Form für σωτειρα ist (wie im Masculino Σαώτης als Beiwort des Dionysus und des Zeus beym Pausanias ***)); und das Wort also die Fortuna conservatrix bezeichnet, und mit zu der Anfangsformel gehört.

Indem ich nun dieser Meinung beitrete, nehme ich hinter σαωτις ein Colon an. Mit dem Worte διδοτι,

*) Miscellan. filolog. crit. p. XXIV sq.

**) In der Anmerkung zu Zoëga's Abhandlungen S. 34.

***) *Pausan.* II. cap. 31. und IX. cap. 26.

ohne Zweifel Dorisch für δίδωσι, beginnt dann die eigentliche Inschrift. Hier entsteht nun die Frage: ob Δαμιουργος (Dorisch für δημιουργος) der Name eines Mannes oder der Titel eines Amts ist? Ich glaube das Letztere annehmen zu müssen. Nie, so viel ich weiß, kommt δημιουργος als Eigenname vor; oft aber als Titel eines Magistrats. Ganz eigentlich aber hießen so die Vorsteher Dorischer Städte (wie auf Creta, und im Peloponnes) *); daß aber hier auch eine Dorische Stadt zu verstehen sey, lehrt der Dialekt.

Diesem zufolge ist es also der Magistrat der Stadt, Paragoras, der dem Sicánias die Gastfreundschaft zusichert; (nicht aber eine Zeitbestimmung, wie Siebenkees will; "in dem Jahre, oder zu der Zeit, als Paragoras Demiurg war", welche Erklärung nur dann gelten könnte, wenn Σαωτις für den Namen des Ausstellers genommen würde); und insofern geschieht also die Erklärung unter öffentlicher Autorität. Er giebt ihm τὰν οἰκίαν καὶ τ' ἄλλα πάντα, "das Haus und alles übrige", d. i. alle die übrigen Rechte und Ehren (πάντα τὰ τίμια, wie es sonst heißt), welche die Gastfreundschaft mit sich brachte; als freie Bewirthung in dem Fremdenhause (ξενοδόχῳ), einen ausgezeichneten Platz in dem Schauspiele, bei den Opfern, den öffentlichen Mahlzeiten, und so weiter.

*) *Demosth.* I. p. 280.

Dieß sichert ihm zu der Demiurg, und die Proxeni Minton, Armoridamus, Agatharchus, Onatas und Epikurus. Der Ausdruck προξενοι hat, wie das Lateinische Hospites, einen doppelten Sinn, und bezeichnet bald den Wirth, bald den Gast. Das letzte, wenn Der, dem man die Tessera ertheilt, so genannt wird (wie in den Inschriften bei *Raoul Rochette* p. 63 und 75.); das erste, wenn, wie hier, Die so heißen, die sie ertheilen. Doch sind es nicht, wie Siebenkees will, bloße Privatpersonen, gemeinschaftliche Hausfreunde des Sicánias und Paragoras; vielmehr wird das Wort πρόξενοι gewöhnlich nur von denen gebraucht, welche hospites publici waren; und denen von der Stadt dieß Amt förmlich übertragen war *). So verstehe ich es also auch hier; die fünf Namen sind die Namen derjenigen Bürger, denen in der Stadt, wo Sicánias das Gastrecht erhielt, das Amt der Proxe-

*) Es hieß die προξενία; *Demosth.* I. 475. Nach der Erklärung von *Reiske* Ind. ad *Demosth.* Honor vel munus Proxeni; cum respublica quaedam aliquem constituit penes aliam quampiam rempubl. rerum suarum procuratorem; cujusmodi homines hodie consules aut residentes usurpantur. In den Plätzen der Levante und andern entfernten Ländern bringt es noch jetzt das Amt der Consuls mit sich, wenn nicht für freie Bewirthung, doch für das Unterkommen der ihnen empfohlnen Fremden zu sorgen.

nia übergeben war. Daß es in Einer und derselben Stadt deren mehrere gab, kann nicht befremden, wenn man sich an das erinnern will, was von der großen Volksmenge der Griechischen Colonieen in Unteritalien, und ihrem großen wechselseitigen Verkehr, erzählt wird.

4.

Ueber die
Statue des Schleifers
nach einem Relief *).

(S. Tab. III. 2.)

Unter den Statuen, die aus dem Alterthum auf uns gekommen sind, ist nicht leicht eine, deren Deutung den Antiquaren mehr Mühe gemacht hätte, als die unter dem Namen des Schleifers (l'arrotino) in dem Museum zu Florenz befindliche Bildsäule, von der ein vortrefflicher bronzener Abguß eine der Zierden des Casselschen Museums ist. Die sonderbare Stellung und Handlung, nebst dem Ausdrucke, den man in dem Gesicht wirklich las, oder doch zu lesen glaubte, erregte die Neugier auch des ungebildeten Zuschauers; den Künstler aber und den Kenner zogen nicht weniger der innere Werth, und die Vor-

*) S. Welker Zeitschrift für alte Kunst. St. 1. S. 136.

trefflichkeit der Arbeit an sich. Man fing also an zu erklären; und suchte nach der Gewohnheit der damaligen Zeit die Deutung da, wo sie gewiß am wenigsten zu finden war, — in der Römischen Geschichte. Man glaubte darin den Sklaven zu sehen, der durch sein Lauschen die Verschwörung der Söhne des Brutus entdeckte; die Statue bekam nun den Namen des Kundschafters, oder Spion (esploratore); und so ging man die übrigen berühmten Kundschafter des Alterthums durch, bis auf diejenigen herunter, welche die Entdeckung der Verschwörung des Catilina, und nachmals die der Pisonen, gegen den Nero gemacht hatten. Alles schien nunmehr erklärt, nur das Messer und das Schleifen nicht; (denn ob es Sitte des Alterthums war, einen Spion durch eine Statue zu ehren, darum kümmerte man sich nicht). Doch auch hier fand sich Rath! Man war so glücklich, noch einen Lauscher zu entdecken, der seines Handwerks ein Barbier gewesen war; und Cäsar bei seinem Aufenthalt in Alexandrien die Verschwörung des Pothins und Achillas entdeckt hatte.

So wurde also aus unserm Schleifer ein Barbier! Die Gegner dieser gelehrten Erklärung wandten zwar nicht minder gelehrt dagegen ein, daß das Messer seiner Form und Größe nach unmöglich ein Barbiermesser seyn könne; allein die Erklärer, sicher daß an ihnen der Versuch damit nicht gemacht werden könne, leugneten dieß, und blieben bei ihrer Meinung.

Die erste Vermuthung der richtigen Erklärung hatte Leonardo Agostini *). Er suchte den Gegenstand nicht in der Geschichte, sondern in der Griechischen Mythologie; der reichen Quelle, aus der die Künstler des Alterthums gewöhnlich zu schöpfen pflegten. Er glaubte nämlich, daß die Statue zu einer Gruppe gehört habe, welche die Verurtheilung des Marsyas vorstellte; und daß sie der Sklave, oder, nach der gewöhnlichen Kunstsprache, der Scythe sey, der das Messer schleife, mit dem das Urtheil an Marsyas vollzogen werden sollte. Diese von Agostini als Vermuthung vorgebrachte Erklärung, die nicht nur der Statue selbst, und allen ihren Attributen völlig entspricht, sondern die auch dem Geist der alten Kunst vollkommen angemessen ist, führte Winkelmann weiter aus; und seitdem ist sie die allgemein angenommene geworden. Wahrscheinlich würde Winkelmann sie als die richtige anerkannt haben, wenn er auch keine weitere Beweise dafür als in der Statue selber gefunden hätte; denn sie kam mit seinen Hauptideen über die gelehrte Erklärung alter Kunstwerke, die er mit Recht immer am ersten in der Griechischen Mythologie zu suchen pflegte, zu gut überein. Allein er fand eine andere Bestätigung derselben, die keinen Zweifel übrig ließ, in einem Relief, das die Geschichte des Marsyas darstellte; und auf welchem unter den darauf befind-

*) *Winkelmann* storia delle arti T. II. p. 314. Not. B. ed. Fea.

lichen Figuren auch die des Schleifers in der bekannten Stellung, und mit allen seinen Attributen, vorkam. Dieß in der Villa Borghese befindliche erhobene Werk ist von ihm in seinen Monumenti inediti mit vieler Gelehrsamkeit und nicht minderm Scharfsinn erklärt; und auf der zwei und vierzigsten Kupfertafel abgebildet worden. Es enthält eine große Anzahl Figuren; die sämmtlichen Musen, viele Götter, als Zeugen und Richter des Streits; Marsyas selbst, nebst verschiedenen Sklaven; und ist eigentlich, welches Winkelmann unbemerkt geblieben ist, in zwei Gruppen abgetheilt, von denen die eine den Wettstreit des Gottes mit dem Marsyas, die zweite die Verurtheilung des bereits an den Baum gebundenen unglücklichen Besiegten darstellt.

Während meines Aufenthalts in Rom führte mich der Zufall bei einem meiner Excurse in die Gegend um diese Stadt zu einem andern erhobenen Werk, das eben diesen Gegenstand enthielt. Ich fand dasselbe in dem Portikus der Kirche S. Paolo fuora di mura; etwa eine halbe Deutsche Meile außerhalb den Thoren von Rom. Nicht sowohl die Arbeit, als vielmehr die Figur des Schleifers, die ich darauf wahrnahm, zog auch sogleich meine Aufmerksamkeit auf sich; und ein junger Künstler, der mein Begleiter war, hatte die Gefälligkeit, eine Zeichnung davon für mich zu entwerfen, welche ich hier, begleitet mit einigen erklärenden Anmerkungen, dem Publikum vorzulegen die Ehre habe. Es ist, so viel ich weiß, die erste Zeichnung sowohl als Beschreibung,

die von diesem Denkmal erscheint; auch war es in Rom selbst wegen der Entfernung des Orts sehr wenig bekannt, obgleich Winkelmann desselben in seiner angeführten Erläuterung mit einigen Worten gedacht hat. Die Aufmerksamkeit der Kunstliebhaber aber wird es um so mehr verdienen, da es vielleicht über die ganze Gruppe, zu der einst die berühmte Statue des Schleifers gehört hat, einige Auskunft geben kann.

Das Relief füllt die Nebenseite eines Sarkophags aus, auf dessen Vorderseite die neun Musen mit ihren Attributen, aber ohne alle weitere Gruppirung und Handlung, in einer Reihe neben einander gestellt sich finden. Die Verwandtschaft des Gegenstandes, mit dem, wovon hier die Rede ist, fällt in die Augen, und rechtfertigt die Wahl des Künstlers. Die entgegengesetzte Nebenseite enthält gleichfalls ein Relief; allein sie ist zu sehr beschädigt, als daß man die Vorstellung noch erkennen könnte. Auch unser Relief hat, wie die Zeichnung zeigt, sehr gelitten; die Figur des Marsyas allein und einige Nebensachen sind unbeschädigt geblieben. Das Gesicht des Apollo und des Schleifers sind unkenntlich geworden, und auch der andere Scythe hat den linken Arm und Bein verloren. Die Arbeit im Ganzen ist sehr mittelmäßig; man kann darnach nicht anders schließen, als daß das Werk aus den spätern Zeiten der Kunst sey.

Die Erklärung selbst ist keinen großen Schwierigkeiten unterworfen, sobald man sich der Fabel des Marsyas erinnert. Es ist bekannt, daß dieser Satyr

einen Wettstreit mit dem Apollo einzugehen wagte; und als er von diesem besiegt war, an einen Baum gebunden, verurtheilt wurde, lebendig geschunden zu werden. Denn persönliche Beleidigungen der Götter werden, nach den Begriffen der alten Welt, mit dem Tode, oft auch noch mit Martern nach dem Tode bestraft. Auf den ersten Blick scheint zwar dieser Gegenstand sehr wenig passend für die bildenden Künste zu seyn; allein das Genie der alten Künstler wußte dennoch Nutzen daraus zu ziehen; man wählte nicht die Darstellung der Strafe selbst, die abscheulich gewesen seyn würde; sondern die Augenblicke vorher, da schon Marsyas an dem Baum gebunden sein Schicksal erwartet; die Sklaven mit der Zubereitung beschäftigt sind, und Apoll als stolzer Sieger vor ihm steht. So verliert der Gegenstand wenigstens alles Ekelhafte und Empörende; ob man sich gleich dennoch schwerlich wird überreden können, daß er unter die vorzüglichsten und am glücklichsten gewählten gehöre, die die Kunst der Alten darzustellen versucht hat.

Die Hauptfigur ist Marsyas; er ist bereits gänzlich entkleidet und an den Baum gebunden, so daß er halb steht, halb schwebt, und nur mit den Zehen die Erde berührt, indem die Arme über dem Kopf in die Höhe gezogen sind. Der Künstler zog vielleicht diese Stellung vor, weil sie ihm Gelegenheit darbot, an dem langgestreckten Körper seine Geschicklichkeit zu zeigen, wie so viele neue Künstler bei den Kreuzigungen. Die hier gewählte Stellung ist für den

Künstler noch vortheilhafter, weil der Körper nicht gänzlich hängt, sondern noch auf den Spitzen der Füße ruht. Man sieht die Fesseln um die Füße; die um die Hände sind vielleicht nur in der Zeichnung vergessen, denn daß auch diese bereits gebunden waren, wird die Folge lehren. Das Gesicht scheint den Ausdruck von Angst und banger Erwartung zu verrathen. Der Baum ist, so wie in dem Winkelmannischen Relief, eine Italienische Fichte (pinus), auch bei Dichtern wird dieselbe Baumart angegeben.

Zu den Füßen des Marsyas sitzt der Sklave, der beschäftigt ist, das Messer zu wetzen, mit dem das Urtheil vollzogen werden soll. Den Sklaven erkennt man in ihm an der Kleidung, die nicht die Griechische, sondern die eines Barbaren ist. Er trägt die Asiatische oder Phrygische Mütze, lange Aermel, und weite Beinkleider, die auf die Füße reichen. Es wäre überflüssig hierüber mehr zu sagen, weil diese Dinge bereits hinlänglich bekannt sind.

Hier haben wir also völlig das Bild des Schleifers, wie es in der berühmten Statue dieses Namens erscheint. Nur daß der Künstler bei dieser die Kleidung wegließ, die sich hier nicht vortheilhaft würde ausgenommen haben. Uebrigens ist die Stellung unsers Schleifers von dem auf dem Borghesischen Relief verschieden, und nähert sich mehr der der Statue. Denn auf jenem erscheint er so, daß er dem Marsyas den Rücken zukehrt, und mit völlig umgewandtem Kopfe nach ihm heraufblickt. In der Statue ist der Kopf nur seitwärts gebogen; auf un-

serm Relief hingegen kniet er vor dem Marsyas, und blickt gerade zu ihm in die Höhe.

Ueber den Ausdruck im Gesicht — der ohnedem im Relief nicht groß seyn kann — läßt sich bei unserm Kunstwerk nichts sagen, da das Gesicht beschädigt ist. Es ist bekannt, daß man in der Statue den Ausdruck der gemeinen Natur und zugleich der Neugier hat finden wollen.

Die stehende männliche Figur an der linken Seite des Marsyas verräth sich nicht weniger leicht durch ihre Kleidung. Zwar fehlt ihr, vielleicht durch eine Nachlässigkeit des Künstlers, die Kopfbekleidung oder Phrygische Mütze; allein die übrige Kleidung, die völlig mit der des andern Sklaven übereinkommt, zeigt deutlich genug, daß die Figur zu demselben Stande gehöre.

Die Stellung dieses Sklaven kann auf den ersten Blick sonderbar und zweifelhaft scheinen, weil die Figur beschädigt ist; allein der Strick, den er in der Hand hält, giebt darüber Aufklärung. Es ist dieses das Ende des Stricks, der sich um die Hände des Marsyas schlang; und dieser Sklave ist also derjenige, der den Marsyas binden mußte. Er hatte das linke Knie gegen den Baum gestemmt, und den Fuß, der noch sichtbar ist, auf einen untern Ast gesetzt; die linke Hand hielt gleichfalls den Strick, und in dieser Stellung zog er ihn fester zusammen. Dieselbe Figur mit wenig veränderter Stellung findet sich auch auf dem Borghesischen Relief.

Es

Es bleibt die an der rechten Seite des Marsyas mehr im Hintergrunde stehende männliche Figur übrig; in der man, so sehr sie auch beschädigt ist, den Apoll nicht verkennen wird, der bei dieser Vorstellung unmöglich fehlen konnte. Er hat blos ein zurückhängendes Gewand; in der rechten Hand hält er einen Stab; in der linken ein anderes Attribut, das ohne Zweifel die Zitter seyn soll, mit der er den Marsyas besiegt hatte.

Dieß Werkzeug ist allerdings von dem Künstler nur dunkel angedeutet. Vielleicht blos eine Folge der Nachlässigkeit und Flüchtigkeit in der Bearbeitung, die ohnehin auf dem ganzen Werke unverkennbar ist. Dennoch aber ließe sich vielleicht eine Entschuldigung dafür finden, die der Belesenheit des Künstlers Ehre machen würde. Bei mehreren Dichtern nämlich findet man die Sage, Apollo habe den Marsyas auf der umgekehrten Zitter (cithara inversa) besiegt *). Allerdings eine sehr dunkele Angabe, von der man den Sinn kaum einsieht; obgleich im Ganzen kaum zu zweifeln ist, daß man dadurch die größere Geschicklichkeit des Gottes, und die Verachtung, mit der er seinen Gegner behandelte, habe andeuten wollen **). Wie also, wenn der Künstler hier eine umgekehrte Zitter hätte darstellen wollen, und eben dadurch die Abbildung dunkel geworden wäre? Allein dieses ist eine bloße Vermuthung, bei der sich länger aufzuhalten vergeblich wäre.

*) *Hygin. Fab.* 165 et ibi interpret.

**) *Apollod.* p. 13. et ibi *Heyne* in Not. p. 46.

Ungewöhnlich ist das andere, dem Gott gegebene Attribut, der Stab. Allein die ganze Scene ist ländlich, Marsyas selber war ein Satyr, und wird zugleich ein Hirt genannt *). Der Künstler hat diesen Umstand zugleich dadurch angedeutet, daß er einen Ziegenbock an den Fuß des Baums hinlagerte. Daher ist auch Apollo hier als Hirt vorgestellt, und der Stab in seiner Hand ist ein Hirtenstab. Man erinnert sich aus der Fabel des Admet's, daß diese Vorstellung des Gottes den alten Dichtern gar nicht fremd war. Gleichwohl weicht unser Relief hier von dem Borghesischen ab. Dort erscheint Apollo als Gott, blos mit seinem gewöhnlichen Attribut, der Lyra, auf einen Dreifuß gestützt. Es ist zu bedauern, daß das Gesicht des Apollo auf unserm Kunstwerk so gänzlich beschädigt ist, daß sich über den Ausdruck desselben gar nichts sagen läßt.

Wenn es nach den Beweisen, die diese erhobenen Werke darbieten (zu denen nach Winkelmann noch ein drittes in der Villa Altieri kommen soll, das ich aber nicht gesehen habe), keinem Zweifel unterworfen ist, daß die sogenannte Statue des Schleifers dieselbe Figur sey, die auf diesen Kunstwerken vorkommt, so wird es auch eben so wenig bezweifelt werden können, daß dieselbe zu einer Gruppe von mehreren Statuen dereinst gehört habe, die diese Verurtheilung des Marsyas vorstellten. Daß es bei den Alten nicht ungewöhnlich war, aus mehreren einzel-

*) *Hygin.* l. c.

nen Statuen historische Gruppen zu bilden, ist durch die Familie der Niobe in Florenz, die des Lycomedes in Potsdam, und andere Kunstwerke, außer Zweifel gesetzt; wie viel auch unsere Theoretiker, vielleicht nicht mit Unrecht, gegen diese Gewohnheit einwenden mögen. Auch ist es keinem Kenner alter Kunstwerke unbekannt, daß noch eine Statue des Marsyas selbst, in der Gallerie von Florenz, so wie auch in der Villa Albani, vorhanden ist, die vielleicht auch dereinst zu einer gleichen Gruppe gehörten. Was sich von den übrigen, zu dieser Gruppe des Schleifers gehörigen, Statuen sagen läßt, läuft freilich auf lauter Vermuthung hinaus; indessen müssen die wahrscheinlichen Data hiezu von Reliefs hergenommen werden, die dieselbe Geschichte vorstellen; uns also zeigen, wie die Phantasie der alten Künstler sie sich etwa dachten. Unser Relief ist dazu viel geschickter als das Borghesische; das eine solche Menge von Figuren enthält, daß der Künstler einen Wald von Statuen hätte machen müssen, wenn er diese alle hätte anbringen wollen. Auf unserm Relief sind dagegen nur die nothwendigen Figuren, von denen etwa höchstens noch der Sklave an der linken Seite des Marsyas fehlen konnte. Auch mußte dieser entweder fehlen, weil die Verbindung, die der Strick macht, nicht in zwei verschiedenen Statuen konnte ausgedrückt werden, oder die Statue hätte wenigstens mit der des Marsyas aus Einem Stück seyn müssen.

Ob Apollo in der Statuen-Gruppe als Hirt vorgestellt war, läßt sich zwar nicht mit Gewißheit

bestimmen, ist aber doch nach unserm Relief, und den oben angeführten Ursachen sehr wahrscheinlich. War er es, so war diese Vorstellungsart der Kunst gewiß in mehrerer Rücksicht sehr günstig.

Die Vorstellung des Marsyas konnte wohl von der im Relief um so weniger verschieden seyn, da die oben angeführte Statue desselben, in der Florentinischen Sammlung, hinreichend beweist, daß diese Figur von den Künstlern des Alterthums auf dieselbe Weise sey ausgeführt worden.

Die ganze Gruppe, zu der einst das Bild des Schleifers gehörte, enthielt also wahrscheinlich drei oder vier Statuen, wofern der andere Sklave, der den Marsyas band, auch mit abgebildet war. Man konnte ihr also nicht vorwerfen, daß sie zu überladen sey; und der Eindruck mußte um so viel vortheilhafter seyn, wenn sie, — was man immer bei Statuen-Gruppen annehmen muß, — für ein bestimmtes Lokal berechnet war. Zieht man nun zugleich die Vortrefflichkeit der Arbeit in der Figur des Schleifers in Betracht, die doch nur Nebenfigur war; und schließt davon auf die Schönheit der beiden Hauptfiguren, des alten Marsyas, und des jugendlichen, auf seinen erhaltenen Sieg stolzen Apollo, der aber doch nicht sowohl als Gott, sondern wahrscheinlich als schöner Hirt vorgestellt war, so findet der Freund der Kunst wohl Ursache, über den Zufall zu klagen, der uns diese Werke raubte, und nur jenes erhielt; wenn er nicht vielmehr ihm Dank

schuldig ist, daß er dieses noch dem Untergange entzogen hat.

Nachschrift.

Aus einem Nachtrage des Hrn. Prof. Welker zu meinem Aufsatze S. 147. ersehe ich, daß Zoëga in dem Apollo vielmehr habe den Merkur erkennen wollen, "unbärtig, nackt, den Petasus auf dem Kopf, die Chlamys auf den Schultern, den Caduceus in der Linken." Der Caduceus ist nach meiner Erklärung der Hirtenstab; von dem Petasus habe ich keine Spur entdecken können. Das Ganze scheint mehr eine Frucht des Skepticismus des verdienten Alterthumsforschers, als ein ernstlicher Einfall gewesen zu seyn. Entschieden auch die Figur und die Attribute nicht für den Apollo (da außerdem Merkur hier nicht einmal an seiner Stelle war), so thäte es die angedeutete Heerde. "Auf der andern Seite des Sarkophags", fährt Hr. Welker fort, "glaubte Zoëga den Orpheus zu sehen, nämlich einen unbärtigen Mann, mit auf den Nacken fallenden, nicht auf Griechische, sondern vielleicht Thrakische Weise geordneten Haaren, über dem Nacken einen Hut, fast wie den der Dioscuren; bekleidet mit einer tunica talaris mit langen Aermeln, und einer auf der rechten Schulter zugespangten und über die Brust fallenden Chlamys;

sitzend auf einem Stuhl, und in der Linken eine Chelys, in der Rechten ein Plektron haltend. Umher zwei Pinien, und neben dem Stuhl ein Greif sitzend. Gegenüber stehen zwei mit Tunika und Mantel bekleidete Männer, der eine unbärtig, der andere bärtig, welche den Sitzenden betrachten, wie auf seine Stimme aufmerksam". Ich kann gegen diese Erklärung um so weniger haben, da die Fabel des Orpheus ein passendes Gegenstück zu der des Marsyas seyn würde. Mir war es freilich nicht möglich, die Figuren zu erkennen; aber was bei einer kurzen Ansicht nicht möglich war, konnte allerdings bei fortgesetzter und wiederholter Betrachtung einem so geübten Beobachter, wie Zoëga, möglich seyn".

5.

Etwas
über das
vormalige Museum Borgia *).

Ich glaube mir den Dank der Freunde des Alterthums zu verdienen, wenn ich ihnen einige Nachrichten über das vormalige Museum des Cardinals Borgia mittheile. So viel ich weiß, giebt es keine allgemeine Beschreibung davon **); wenn gleich über einzelne Gegenstände desselben manche Abhandlungen erschienen sind. Freilich kann auch Ich eigentlich nur von dem sprechen, was es in dem Jahre 1786, in welchem ich es öfters besuchte, enthielt. Daß es seitdem noch manche Bereicherungen erhalten habe, läßt der immer thätige Sammlungsgeist seines Besitzers erwarten,

*) S. Böttiger's Amalthea. B. I. S. 311.

**) Auch die Nachrichten des P. Paullino v. Sct. Barthol. in der Synopsis vitae Steph. Borgiae, Romae 1805. geben Cap. VII. VIII. nur eine Uebersicht. Vergl. Böttiger Vorrede zu Th. 4. des Tagebuchs der Reisen von Fr. v. d. Recke.

und ist mir auch aus seinen Bribfen bekannt. Es ist aber nicht wohl möglich, von dem Museum Nachricht zu geben, ohne zugleich von seinem Besitzer zu sprechen; denn beide waren von einander gleichsam unzertrennlich. Ich hatte das Glück, zu den genauen Bekannten des ehrwürdigen Mannes zu gehören; auch nach meiner Abreise dauerte unser Briefwechsel fort; noch an dem Tage seiner Wallfahrt nach Paris, wohin er Pius VII. begleiten mußte, um Napoleon's Krönung zu verherrlichen, aber es nicht erreichte, da er in Lyon sein Leben endete, erhielt ich die letzten Zeilen von ihm *); und nie wird sein Andenken in meinem Herzen erlöschen. Der Wohnsitz der Familie Borgia, die aus Spanien herstammmte, war nicht in Rom, sondern in Velletri. Hier wohnte der Bruder des Cardinals, der Cavaliere Borgia, der Stammhalter des Hauses, vermählt mit einer Gräfin Baglioni aus Perugia, die ihm mehrere Söhne schenkte, von denen der älteste, Camillo, leider! vor kurzem gestorben ist, ehe er seine in Tunis angestellten Untersuchungen über das Lokal des alten Carthago, und die dort noch befindlichen Alterthümer, hat bekannt machen können. In Velletri war also auch das Museum, und wenn gleich der gewöhnliche Aufenthalt des Cardinals in Rom war, so pflegte er doch hier in der Mitte seiner Familie und seines Musei, begleitet von seinen Freunden, vorzüglich Ausländern, Deutschen und Dänen, die Tage zuzubringen, die jene Geschäfte

*) S. Historische Werke. B. I. S. XLVI.

ihm frei ließen. Nicht leicht fand man einen angenehmern Aufenthalt als hier in der Mitte dieser vortrefflichen Familie, wo kein Zwang des Ceremoniels drückte, und wo die heitersten Umgebungen der Kunst und der Natur die Stunden kürzten. Unvergeßlich sind sie gewiß Allen, die Theil daran genommen haben!

Die Familie Borgia gehörte zu den wohlhabenden, nicht zu den sehr reichen, Römischen Familien. Dieß bestimmte auch den Aufwand, der auf das Museum gemacht werden konnte. Es sollte keine Gallerie großer Kunstwerke der Skulptur oder der Malerei, wie die eines Borghese, Albani und Anderer, seyn; wenn gleich einige schätzbare Gemälde, unter andern ein kleiner Correggio, in dem Besitz des Hauses waren. Der Plan war auf eine wissenschaftliche, antiquarisch-ethnographische Sammlung angelegt. Die bloßen Kunstliebhaber wurden also auch wenig befriedigt; aber der Gelehrte, besonders der Antiquar, fand desto reichern Stoff für sich. Allein sie beschränkte sich auch nicht blos auf das Alterthum; auch ethnographische Merkwürdigkeiten lagen nicht außer dem Plan, sobald sie einen wissenschaftlichen Zweck hatten. Hierbei kam dem Cardinal sein Posten als Sekretär und Vorsteher der Propaganda, in der er auch in Rom seine Wohnung hatte, sehr zu Statten. Die über so viele Weltgegenden, besonders den Orient, zerstreuten Missionare wußten, welche Freude sie ihm machten, wenn sie Gegenstände dieser Art einschickten, und benutzten gern die Gele-

genheiten, sich ihm dadurch zu empfehlen. Doch war dieß das wenigste; und man glaube nicht etwa, daß er sein Museum umsonst gesammelt habe. Er hing daran mit ganzer Seele; es war seine Liebhaberei, wenn man diesen Ausdruck im edelsten Sinne nehmen will. Denn ich habe noch Niemand gekannt, der in einem solchen Grade, wie der Cardinal Borgia, von reinem und uneigennützigem Eifer für Litteratur und Kunst beseelt gewesen wäre. In seinen glücklichen Tagen suchte er in ihnen seine Erholung; und als harte Schicksale den Greis trafen, als er in der Verbannung in Padua schmachtete, fand er in ihnen und in der Religion den Trost, dessen er bedurfte. Seine eigenen alterthümlichen Kenntnisse waren, in Vergleich mit mehreren neuern gelehrten Antiquaren, allerdings beschränkt. Er hatte keinen solchen gebildeten Jugendunterricht genossen wie diese; er hatte sich durch sich selber bilden müssen. Aber aufgewachsen in der Mitte der Denkmäler Roms, hatte der tägliche Anblick ihm eine Menge anschaulicher Kenntnisse verschafft; dazu kam der Umgang mit unterrichteten Fremden, die er mehr wie irgend ein anderer Römer liebte und benutzte. Unter diesen vor Allen der mit Zoëga, seinem täglichen Gesellschafter und seinem vornehmsten Rathgeber *) bei der

*) Ein würdiges Denkmal ist diesem verdienten Gelehrten erst kürzlich durch seinen Freund, Prof. Welker, gestiftet; Zoëga's Leben; Sammlung seiner Briefe und Beurtheilung seiner Werke,

Vermehrung seines Musei. Ohne Zoëga's Gutachten ward nichts von Erheblichkeit von ihm erstanden, und der Rath dieses gebildeten Alterthumskenners sicherte ihn vor den in Italien so häufigen antiquarischen Betrügereien; wie er denn auch mit Recht darauf einen großen Werth legte, daß sein Museum durchaus nichts enthalte, dessen Aechtheit verdächtig seyn könnte.

Unter den einzelnen Abtheilungen desselben stand die Münzensammlung oben an. Auch konnte er sich nie von ihr trennen; sie war nicht in Velletri, sondern in seiner Wohnung in Rom, in der Propaganda. Er selber hatte durch die lange und tägliche Uebung sich hierin große Kenntnisse erworben; auch war es besonders hier, wo der damals anerkannt größte Kenner dieses Fachs, wo Zoëga ihm zur Seite stand. Sie umfaßte nicht blos das Griechische und Römische, sondern auch das Orientalische Alterthum. Aus den beiden Werken, welche über einzelne Abtheilungen dieser Sammlung erschienen sind, Adler's Museum Cuficum *), und Zoëga's Commentar der Aegyptisch-Römischen Münzen **), kann

1819. 2. B. worauf wir uns öfter werden berufen müssen. Es erhellt daraus, daß Zoëga, wenn gleich von dem Cardinal unterstützt, doch nie eigentlich in seinen Diensten war.

*) Museum Cuficum Borgianum, illustravit *J. G. Adler.* Romae 1782.

**) Numi Aegyptii Imperatorii prostantes in Museo Borgiano Velitris. Romae 1787.

man auf den großen Reichthum des Ganzen zurück- schließen. Die andern Abtheilungen waren verhältniß- mäßig eben so reich ausgestattet. Die Römischen Antiquare wußten, daß sie bei ihm einen Abnehmer fanden; daher strömte ihm alles zu. Ich war öfter Augenzeuge, wie ganze Haufen alter Münzen vor ihm und Zoëga lagen und durchgemustert wurden. Konnte man auch nicht von ihm sagen, was man von dem erblindeten Cardinal Albani erzählt, daß er durch das bloße Gefühl im Stande gewesen sey, über Aechtheit oder Unächtheit zu entscheiden, so war doch sein Auge so sicher, daß es fast nie einer langen Prüfung bedurfte; der erste Blick entschied. Welche Schätze auf diese Weise zusammenkamen, läßt sich leicht erachten, und mehrere Stellen in den nun bekannt gemachten Briefen von Zoëga geben genauere Nachweisungen. Bereits 1783, als dieser Gelehrte zuerst in die Bekanntschaft von Borgia kam, und die Anordnung und das Verzeichniß der Sammlung übernahm, fand er nach seinem eigenen Ausdruck Säcke voll alter Münzen *); und doch ging erst von diesem Zeitpunkt an das Ankaufen der alten Münzen recht ins Große. Einen ungefähren Maaßstab kann die Klasse der Aegyptischen Kaisermünzen geben. Als Zoëga das Verzeichniß derselben begann, bestand sie nach seiner eigenen Angabe aus etwa vierhundert Stück; während der Verfertigung seines Catalogs

*) Zoëga's Leben II. S. 18.

wuchs sie bis auf zwölfhundert *). Mochte auch vielleicht diese Klasse, eben wegen der angefangenen Beschreibung, mit einiger Vorliebe behandelt werden, so standen doch gewiß die andern deßhalb nicht zurück. Der Pater Paullino **) schätzt die Zahl der Griechischen Münzen über fünftausend Stück. Zoëga ordnete das ganze Münzkabinet und machte ein Verzeichniß davon. Als in der Periode der Revolution Borgia verbannt ward, wurde zwar die Münzsammlung gerettet, aber alles durcheinander geworfen; in diesem Zustande wird sie wahrscheinlich sich noch jetzt befinden.

Die Sammlung der geschnittenen Steine war, so wie die Münzsammlung, wenn auch Anfangs in Velletri, doch nachmals in Rom. Bereits 1784 hatte Zoëga ein Verzeichniß davon gemacht. Dieß wurde nachmals fortgesetzt bis zum Jahre 1800, wo die Zahl vierhundert und vierundfunfzig Stücke betrug ***). Der Cardinal ließ sie abzeichnen, um sie demnächst mit dem Catalog bekannt zu machen. In diesem letztern war die Steinart, Größe, Art der Arbeit und Inhalt sehr genau angegeben. Das Ganze zerfiel in drei Abtheilungen. Die erste, Aegyptische Arbeit; die zweite, Persische, Persisch-Aegypti-

*) Zoëga's Leben II. S. 11.

**) *Paullino* Synopsis vitae Borgiae. II. p. 57.

***) Zoëga's Leben II. S. 440. Die zum Druck fertige Abschrift des Catalogs von Zoëga's Hand betrug zweiundzwanzig Bogen. Ebend.

sche und Persisch-Griechische; die dritte Griechische, Griechisch-Aegyptische und Römisch-Aegyptische Arbeit. — Es ist zu bedauern, daß der Catalog mit den Abbildungen nicht ins Publikum gekommen ist. Wenn auch ihr Werth für die Kunst vielleicht geringer war (um die Zeit wenigstens, als ich mich in Rom aufhielt, schien der Besitzer noch keinen so großen Werth darauf zu legen, und sie mag ihre größten Bereicherungen erst später erhalten haben), so war er gewiß desto größer für die Alterthumskunde; besonders für die Aegyptische Mythologie, wie aus den wenigen Nachrichten erhellt, die sich in Zoëga's Briefen darüber finden. Ob sie auch Persische Cylinder mit Keilschrift enthielt, die jetzt so viel Aufmerksamkeit erregen, ist mir nicht bekannt.

Zunächst nach den Münzen und Gemmen kam die Sammlung von Idolen und Geräthschaften; meist aus Bronze. Sie war sehr bedeutend und füllte in Velletri mehrere Schränke aus. Es waren theils Griechische und Römische, theils Etruskische und Aegyptische Idole; außerdem auch von andern Völkern des Orients. Selbst Mexikanische kamen noch hinzu *). Unter den erstern zeichnete sich vor allen ein kleiner Harpokrates aus; gleich interessant durch seine Schönheit und die Vollständigkeit seiner Attribute. In der Rechten hält er das

*) Auch ein großes, fünf und vierzig R. Palmen langes, historisches Hieroglyphen-Gemälde. *Paullinus* l. c. p. 43.

Sistrum, und legt den Zeigefinger auf den Mund, in der Linken das Füllhorn. Er ist geflügelt; zwischen den Flügeln ein umgekehrter Köcher; um die linke Lende windet sich eine Schlange; über Brust und Rücken fällt ein leichtes Gewand, das in einem Haken zum Aufhängen endet. Das schöngelockte Haar trägt einen leichten Kopfputz. Der Cardinal ließ es in der Größe des Originals (fast vier Zoll) in Kupfer stechen *). Ist es Eros als Harpokrates dargestellt? Wohl verdiente es eine genauere Erörterung. Es ist ein Griechisches, kein Aegyptisches Kunstwerk. Die Zahl der Aegyptischen Idole von Bronze war beträchtlich; Osiris mit seinen Attributen; Isis bald sitzend, bald mit, bald ohne den Orus. Besonders merkwürdig schien mir ein Basrelief von Holz, Sycomorus, einen Fuß hoch, den Osiris sitzend vorstellend. Mehrere Etruskische Pateră, von denen zwölf in Kupfer gestochen **), mit Figuren und Schriften, von denen besonders eine, die Geburt des Bacchus vorstellend, sich auszeichnet.

Bereits als ich das Museum sah, enthielt es mehrere Indische Idole, und auch Indische

*) Sind dieß die in Zoëga's Leben II. S. 442. erwähnten Tavole Arpocratee? Es ist nur ein Blatt, auf dem aber der junge Harpokrates von drei Seiten dargestellt ist. Ich besitze noch Abdrücke davon.

**) Zoëga's Leben II. S. 442. Ich besitze drei davon; die im Text erwähnte; eine zweite, Herkules und Omphale; eine dritte mit drei Figuren; beide letztere ohne Schrift.

(von Indischen Malern verfertigte) Gemälde; Scenen aus dem Mahabarat, besonders den Krieg mit den Affen und ihrem König Hanuman darstellend. Aber diese Indische Sammlung ward erst nach meinem dortigen Aufenthalt recht bedeutend; seitdem der Cardinal 1790 in den Umgang mit dem bekannten Indischen Missionar, Pater Paullino, kam. Die Verdienste dieses Mannes um Indische Alterthumskunde sind oft zu tief herabgesetzt. Wir haben seitdem größere Fortschritte gemacht; aber absprechen kann man es ihm doch nicht, daß das Studium des Sanscrit außer den Britten durch ihn den ersten großen Anstoß erhielt. Er wurde der Freund und Begleiter des Cardinals, und verließ ihn auch während seines Exils in Padua nicht. Durch ihn ward die Indische Sammlung vorzüglich bereichert; die meisten Stücke derselben, so wie auch die oben erwähnten Gemälde, sind hinter seinem Systema Bramanicum in Kupfer gestochen.

Wenn gleich die Sammlung keine großen Griechischen Kunstwerke enthielt, so fanden sich doch mehrere kleinere Stücke, die theils für die Kunst, theils für die Alterthumskunde wichtig waren. Zu den ersten gehörte ein Relief aus Parischem Marmor, etwa einen Quadratfuß groß, das während meiner Anwesenheit erstanden ward, eine Apotheose des Herkules darstellend. Es enthielt nur zwei Figuren: dem in den Olymp aufgenommenen und in sitzender Stellung ruhenden Heros bietet Hebe den Nectar dar. Die Idee war eben so schön ausgeführt als würdig

und

und einfach gefaßt. Es schien aus der besten Periode der Griechischen Kunst zu seyn. Leider! ist es nicht in Kupfer gestochen. Von den kleinern für die Alterthumskunde lehrreichen Stücken ist von mir selber ein Fragment einer Marmortafel, in dieselbe Klasse mit der Tabula Iliaca gehörend, und kleine Reliefs mit Inschriften, zum Unterrichte, wie es scheint, in der Mythologie enthaltend, erläutert worden *).

Einen der wichtigsten Theile der Sammlung bildeten die Handschriften. Griechische und Lateinische Codices fanden sich freilich darin nicht. Ihr Platz ist in den großen öffentlichen Bibliotheken, und bei dem Ueberfluß, den diese daran besitzen, kann bei einem Privatmanne nicht so leicht der Geist des Sammlens dafür rege werden. Der Cardinal beschränkte sich hier fast allein auf Aegypten. Durch einen der Missionare war er in den Besitz der merkwürdigen Papyrusrolle gekommen, die von Hrn. Schow erläutert ist; die einzige, die von einer bedeutenden Anzahl der Barbarei der Türken entrissen ward **). Ist sie auch durch ihren Inhalt nicht sehr wichtig (sie enthält ein Namenverzeichniß der Arbeiter und ihrer Aufseher, die bei den Nil-Kanälen in Arsinoe angestellt waren, aus der Römischen Periode), so ist sie es doch für die Paläographie. Der eigentliche Schatz dieser Abtheilung des Musei bestand aber

*) S. oben S. 150.

**) Charta Papyracea graece scripta, edit. a *Nic. Schow.* Romae 1789.

in den Coptischen Handschriften, worin wohl keine andere Privatsammlung, schwerlich auch eine öffentliche, ihm gleich kam (ihre Zahl beläuft sich auf vierhundert); verdoppelt wurde aber der Werth derselben durch den davon gemachten Gebrauch. Auch hier war es Zoëga, der die Sprache erlernte, die vielen aus Aegypten zerstreut angekommenen Blätter ordnete, sie durcharbeitete, und einen räsonnirenden Catalog mit Auszügen und Proben dem Druck übergab *), dessen Kosten der Cardinal trug, mit dem Vorsatz, die ganze Auflage, wie es auch mit dem Aegyptischen Münzwerk geschehen war, dem Verfasser zu schenken. Nach seinem Tode ward das Werk aber von der Propaganda in Beschlag genommen; und erst im Jahre 1809 gelang es, es den Erben zu verschaffen. Zoëga's Leben und Briefe von Welker enthalten das Weitere darüber **). Bei der immer wachsenden Vorliebe für das Aegyptische Alterthum wird auch der Nutzen dieses Werks immer größer werden. Ist auch die Coptische Sprache von der der Pharaonen sehr ausgeartet, so bleibt sie doch in gewisser Rücksicht ein Hauptschlüs-

*) Catalogus Codicum Copticorum Musei Borgiani, opus posthumum; Romae 1818. Kurz darauf erschienen auch vom Hrn. Probst Engelbreth, dem Schüler Zoëga's im Coptischen: Fragmenta Basmurico-Coptica V. et N. Testamenti, quae in Museo Borgiano asservantur. Hafniae 1811. Der Basmurische Dialekt des Coptischen wurde durch diese Bruchstücke zuerst bekannt.

**) Th. II. S. 300 fg.

sel zur Aegyptischen Alterthumskunde; wie das Werk des Hrn. Champollion, "Aegypten unter den Pharaonen", davon unzweifelhafte Beweise gegeben hat.

Die vielen einzelnen, nicht unter allgemeine Klassen zu bringenden Merkwürdigkeiten, welche das Borgianische Museum enthält, lassen sich nicht wohl aufzählen; auch sind manche derselben durch Monographieen theils Italienischer, theils reisender Gelehrten erläutert; wie z. B. die sogenannten Volskischen Reliefs (weil sie in oder bei Velletri gefunden wurden, Wettrennen zu Wagen und Pferde darstellend) durch den Pater Becchetti; einige tesserae hospitales durch Siebenkees, und andere. Der Cardinal war immer bereit, die Kosten zum Stich und zum Druck herzugeben, wenn es der Erklärung von Denkmälern seines Musei galt. Nur auf zwei, für die Geschichte der Astronomie und Geographie höchst merkwürdige, Stücke will ich aufmerksam machen; für jene den vortrefflich erhaltenen Arabischen Globus coelestis, den Simon Assemanni in einem eigenen Aufsatz beschrieben hat; für diese die metallene Welttafel mit Schmelzwerk eingelegt, aus der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, mit ihren Inschriften und Abbildungen; theils wahrer, theils fabelhafter Merkwürdigkeiten der Welttheile und Länder; wie die Nomadenläger in Mittelasien; der Caravanenzüge in Nordafrika; der Wunderthiere u. s. w. Da sie erst nach meiner Zeit in das Museum kam, so habe ich das Original nicht gesehen; meine Er-

klärung derselben im sechzehnten Bande der Commentationes der hiesigen Societät, ist nach dem sehr genauen Kupferstich, den der Cardinal unter seinen Augen verfertigen ließ, und der mir von ihm geschenkt wurde, gearbeitet.

Die Schicksale einer so reichen Sammlung nach dem Ableben ihres Besitzers, das auf seiner Reise nach Paris im Nov. 1804 zu Lion erfolgte, können den Freunden der Alterthumskunde nicht gleichgültig seyn. Es fehlt aber bisher noch immer an hinlänglichen Nachrichten. Ungeachtet der harten Schicksale, die den Cardinal bei den politischen Umwälzungen vom Jahr 1798 trafen, und seines Exils, wurde doch damals das Museum erhalten. Münzen und Gemmen in Rom wurden zwar bei seiner Verhaftung gerettet, aber wie schon oben bemerkt, in völliger Unordnung. In seinem Testament in Lion hatte er die Propaganda zu seinem Erben eingesetzt; das Museum aber seiner Familie vermacht. Nun aber entstand ein Streit, ob zu dem Museum, das immer Museum Veliternum hieß, auch die in Rom befindliche Sammlung der Münzen, Gemmen, und Coptischen Handschriften gehöre *)? Es ist zu hoffen, daß dieser zu Gunsten der Familie wird entschieden seyn. Spätern Nachrichten zufolge ist das Museum von der Familie nach Neapel verkauft, und macht einen Theil der großen königlichen Sammlung agli studi aus. Hier soll es, wie mir erzählt ist, noch unausgepackt stehen. Aber

*) Zoëga's Leben II. S. 328.

umfaßt es alle Theile der alten Sammlung, auch die Münzen, Gemmen und Coptischen Sachen? Und wird es, ausgepackt, dort mit den übrigen Schätzen vermischt werden? Oder wird es zur Erhaltung des Andenkens seines ehrwürdigen Sammlers eine eigene und abgesonderte Sammlung bilden? Dieß sind Fragen, welche außer mir gewiß noch mancher Andere, dem das Andenken des edlen Mannes theuer ist, wünschen wird, zuverlässig beantwortet zu sehen.

6.

Ueber die Entstehung und Entwickelung des Begriffs von Strafen und Belohnungen nach dem Tode, unter den Griechen *).

Wenn man die mancherlei Vorstellungsarten, die unter verschiedenen Völkern von dem Zustande und Leben nach dem Tode herrschten, nicht selber genau untersucht hat, verfällt man sehr leicht in den Fehler, zu glauben, daß mit dem Begriff von einem künftigen Leben immer die Vorstellung von Belohnungen und Strafen verbunden seyn müsse. Unsere ganze Erziehung, unsere Religionsbegriffe, die uns von Jugend auf eingeflößt werden, lehren uns diese

*) S. Berlinische Monatsschrift 1785. B.V. S. 421. Der folgende Aufsatz ist der erste in der Muttersprache, den der Verfasser der Presse übergab. Die von ihm darin, wie er glaubt zuerst, aufgestellte Hauptidee, ist seines Wissens ohne Widerlegung geblieben.

beiden Vorstellungen immer mit einander verknüpfen; und verführen uns daher so leicht, ebendieselben auch andern Völkern als unzertrennlich unterzuschieben. Dieser Irrthum hat sich auch selbst in die Sprache eingeschlichen: man sieht den Tartarus der Griechen und unsere Hölle, ihren Olympus und unsern Himmel, gewöhnlich als gleichbedeutende Wörter an. Allein die Geschichte lehrt, daß der Begriff von einem Leben nach dem Tode schon lange da gewesen, und schon ziemlich ausgebildet und bestimmt worden war, als der von Belohnungen und Strafen in dem künftigen Leben kaum zu entstehen anfing. Der Ursprung des erstern steigt weit über die Zeiten hinauf, von denen wir zuverlässige Nachrichten haben, und wird eben deswegen wahrscheinlich nie mit Gewißheit erwiesen werden. Die Entstehung des letztern scheint mir aus der ältesten Mythologie ziemlich erläutert werden zu können.

Homer's Gedichte sind es vorzüglich, die uns bei dieser, wie bei so vielen andern wichtigen philosophischen Untersuchungen, in den Stand setzen, den Strom der menschlichen Begriffe bis nahe an seine Quelle zu verfolgen, und den Ursprung derselben auch im entferntesten Alterthum zu erforschen. Vielleicht trägt diese Untersuchung auch etwas dazu bei, den Nutzen zu zeigen, den man für die Philosophie aus der Griechischen Fabellehre ziehen kann, die so selten aus dem rechten Gesichtspunkte betrachtet wird.

Bei Homer findet sich die Vorstellung von einem künftigen Leben sehr häufig; eigentliche Haupt-

stellen aber darüber, wo er in der Beschreibung desselben am weitläuftigsten ist, sind folgende zwei: das ganze elfte Buch und der hundert bis zweihundertste Vers des letzten Buchs der Odyssee. Die erste enthält die Reise des Ulysses ins Reich der Todten, die letzte Stelle die Ankunft der Freier der Penelope daselbst, die Ulyß getödtet hatte. Homer beschreibt das Reich der Todten auf folgende Weise: an der äußersten westlichen Grenze der Erde, die sich der Dichter als eine Fläche denkt, welche der Oceanfluß umfließt (denn ein Oceanmeer oder einen Meerbusen dieses Namens kennen weder Homer noch Hesiod), ist das Land, in welchem die Schatten wohnen. Um dahin zu gelangen, muß man über den Oceanfluß schiffen *). Am jenseitigen Ufer sind hohe Wälder, eine Wiese und ein Fels, bei dem sich der Cocyt und Acheron vereinigen **). Mit diesen Vorstellungen verbindet der Dichter noch einige andere, z. B. das Land ist gegen Westen, gegen Untergang der Sonne; also herrscht dort ewige Finsterniß. Ueberdem scheint er sich die Erde an ihren Grenzen abhängig gedacht zu haben.

In dieses Land nun kommen die abgeschiedenen Seelen aller Menschen ohne Unterschied; sowohl die Seelen der Helden, der größten Menschen nach den Begriffen jenes Zeitalters, als die Seelen von Gottesverächtern und Ruchlosen, wie z. B. die Freier

*) Od. X, 508. XI, 156. 157.

**) B. X, 510 ꝛc.

der Penelope waren. Sie führen hier alle dieselbe Lebensart fort, die sie auf Erden geführt hatten: Achill, der angesehenste unter den Griechen, ist es auch unter den Schatten; wer als Greis stirbt, bleibt Greis, wer als Jüngling stirbt, bleibt Jüngling. Alle Verhältnisse, in denen sie auf der Oberwelt standen, bleiben auch in der Unterwelt. Die Gefährten des Agamemnon, die mit ihm zugleich ermordet waren, begleiten ihn auch dort; Ajax ist dort ein eben so unversöhnlicher Feind des Ulysses, als er es auf der Oberwelt war. Darin aber sind sich alle gleich, daß ihr Zustand höchst traurig, wenigstens weit trauriger, als auf der Oberwelt ist. "Lieber will ich", sagt Achill, "Tagelöhner auf der Oberwelt, als König unter den Schatten seyn" *). Offenbar also hatte Homer noch gar nicht die Idee, daß das Glück oder Unglück unsers Zustandes im künftigen Leben von unserm Betragen im gegenwärtigen abhange. Zwar ist bei ihm Minos auch Richter der Todten; allein die Idee ist hier ganz anders gefaßt, als bei den spätern Dichtern. Minos nämlich, der Freund Jupiter's **), durch seine Gesetze und Gerechtigkeit auf der Oberwelt berühmt, schlichtet auch die Streitigkeiten der Schatten. Spätere Dichter lassen ihn über das Verhalten der Menschen in der Oberwelt urtheilen, und ihr Schicksal in der Unterwelt darnach bestimmen.

*) Odyss. XI, 487.

**) Od. XIX, 178.

Aber höchst merkwürdig ist es, daß wir beim Homer einzelne Beispiele von solchen antreffen, die auch in der Unterwelt Strafen dulden; dahin gehören die Erzählungen vom Tityus, Tantalus, Sisyphus und andere *). Tityus, sagt Homer, wollte der Latona Gewalt anthun, dafür leidet er die Strafe, daß die Geier seine Brust zerreißen. Vom Tantalus und Sisyphus erzählt er blos die Strafen, ohne die Ursachen anzuführen, warum sie sie geduldet. Allein wir wissen sie aus andern Dichtern. Tantalus war der Freund der Götter, sie nahmen ihn sogar an ihre Tafel, und speisten auch bei ihm. Aber er ward übermüthig, raubte Nectar und Ambrosia, und gab es den Sterblichen **). Neuere Dichter lassen ihn daher den Göttern die Becher stehlen, wie Nonnus ***). Er ward dafür in der Unterwelt bestraft; seine Strafe wird aber verschieden bestimmt. Das Verbrechen des Sisyphus erzählt der Scholiast über den Apollodor †) und Pausanias ††). Er verrieth dem Aesopus, daß Jupiter seine Tochter geraubt habe. In der ältesten Fabel ist er überhaupt eben so, wie Prometheus, wegen seiner List berühmt †††). — Zu diesen kann man noch die Fabel vom Ixion hinzufügen, die zwar

*) Od. XI, 575 sq.

**) *Pind.* Ol. I, 98 sq.

***) *Nonn. Dionys.* I. p. 16. v. 24.

†) *Apollod.* III, 12. 16.

††) *Pausan.* p. 121. Ed. *Kuhn.*

†††) Il. VI, 153.

nicht Homer und Hesiod, aber doch Pindar *), erzählt. Er war eben wie Tantalus ein Vertrauter der Götter, aber auch er konnte sein Glück nicht ertragen, und verliebte sich in die Juno. Zur Strafe ward er in der Unterwelt ans Rad geflochten.

Wenn man diese Fabeln mit einander vergleicht, so wird es klar, daß die älteste Vorstellungsart diese war: persönliche Beleidigungen und Frevelthaten gegen die Götter werden von ihnen auch noch in der Unterwelt gestraft. Also kein hoher Begriff von der Gerechtigkeit der Götter, vermöge welcher sie alles Böse bestrafen, und alles Gute belohnen, brachte die Menschen zuerst auf die Vorstellung von Belohnung und Bestrafung nach dem Tode; sondern sie floß aus den Begriffen, die man sich von dem Charakter der Götter machte. Dieser war ganz nach dem Charakter der Helden, der größten Menschen jenes Zeitalters, gebildet. Rachsucht war Hauptzug in ihrem Charakter, also auch in dem Charakter der Götter.

Die Ursache, warum die ältesten Dichter die Strafen solcher Ruchlosen in die Unterwelt versetzten, war gewiß nur die, das Fürchterliche der Strafen auffallender zu machen. Nebenbegriffe von Ewigkeit der Strafen und dergleichen muß man gar nicht damit verbinden. Es war blos genauere Bestimmung des Orts, nichts weiter. Daher giebt es auch eben so viele Fabeln, nach welchen Ruchlose und Verrä-

*) *Pind.* Pyth. II, 40 sq.

cher der Gottheit auf der Oberwelt ähnliche Strafen dulden, wie jene in der Unterwelt. Dahin gehören die Fabeln vom Prometheus, der an den Kaukasus geschmiedet ward; vom Atlas, der nach der ältesten Fabel zu den Titanen gehörte, die den Himmel stürmten; und viele andere.

Daß man sich aber die Unterwelt als einen Ort der Qual dachte, dazu trug nichts mehr bei, als daß man zwei Begriffe, die ursprünglich ganz verschieden waren, mit einander verwechselte, die vom Tartarus, und vom Reich der Todten. Der Tartarus ist ursprünglich ein großer Schlund *unter* der Erde, in dem Kronos und die Titanen *ihre* Wohnung haben, nachdem Jupiter sie aus dem Himmel vertrieben hatte. So beschreibt ihn Homer an vielen Stellen *). Aber nie macht ihn Homer zur Wohnung der Todten. Auch Hesiod, in der Hauptstelle über den Tartarus **), erwähnt kein Wort davon, daß hier das Reich der Schatten sey; *allein an einer* andern Stelle ***) scheint auch er diese beiden Begriffe schon verwechselt zu haben. Nachher wurden Tartarus und Reich der Todten gleichbedeutende Wörter; man trug also alle die Vorstellungen, die man von jenem hatte, auf dieses über; und so mußte nothwendig die Unterwelt zu einem Orte der Qual werden.

*) Z. B. Il. VIII, 477.

**) Theog. 717—820.

***) *Ασπ.* 254.

Eben so, wie der Begriff von Strafen nach dem Tode entstand, bildete sich auch der Begriff von einem künftigen glücklichen Leben. Freunde und Verwandte der Götter werden von ihnen entweder in den Olymp aufgenommen, oder in die elysischen Gefilde und in die Inseln der Seligen versetzt. Eine der deutlichsten Stellen hierüber findet sich beim Homer *). "Es ist dir nicht bestimmt", sagt Proteus zum Menelaus, "in Argos zu sterben. Ins elysische „Gefilde, wo die Grenzen der Erde sind, werden die „Götter dich senden, weil du der Helena Gemahl „und Jupiter's Schwiegersohn bist. Dort wohnt der „blonde Rhadamanth; ein Leben ohne Mühe führen „dort die Menschen; dort giebt es keinen Schnee, „keine Kälte, keinen Regen; kühle Westwinde, vom „Ocean her, erfrischen die Menschen."

Diese Stelle lehrt uns, daß Menelaus deßwegen dorthin soll versetzt werden, weil er ein Verwandter Jupiter's war. Rhadamanth, dessen der Dichter erwähnt, ist gleichfalls ein Sohn Jupiter's **). Wir lernen ferner daraus, daß die älteste Vorstellungsart nicht die war, daß die Menschen nach ihrem Tode dahin gelangen, sondern daß sie lebendig dahin versetzt werden.

Beim Hesiodus finden wir diese Vorstellungsart schon erweitert. Er versetzt in die Inseln der Seligen, die ihm eben das sind, was dem Homer die

*) Od. IV, 561 — 570.

**) Il. XIV, 322.

elysischen Gefilde, das ganze Geschlecht der Helden, die vor und zu den Zeiten des Trojanischen Kriegs lebten *). Die Idee des Homer's, daß sie, ohne zu sterben, dahin kommen, ist schon bei ihm verschwunden. In der Folge ging man weiter, und bestimmte jene Gegenden allen großen Männern, besonders den Errettern und Befreiern des Vaterlandes, zum Aufenthalte; so werden z. B. in dem Skolion des Kallistratus **) Harmodius und Aristogiton, die Athen von der Herrschaft der Pisistratiden zu befreien suchten, dahin versetzt. "Geliebter Harmodius, du bist „nicht gestorben: in den Inseln der Seligen bist du, „wo der schnelle Achill und Diomed, der Sohn des „Tydeus, wohnt." Noch andere Vorstellungsarten finden sich beim Pindar †), worauf ich hernach zurückkommen werde.

Die Idee von den elysischen Gefilden und den Inseln der Seligen ward besonders dadurch ausgeschmückt, daß man Schilderungen des goldenen Zeitalters, wie wir sie noch beim Hesiod finden, und wie sie bei unzähligen Andern mögen gewesen seyn, auf jene übertrug. Dahin gehört zum Beweise, wenn Pindar ††), ganz der ältesten Fabel entgegen, den Kronos zum Beherrscher der Inseln der Seligen macht. Nach den Erzählungen des Homer's und Hesiod's

*) Epy. V, 166 sq.

**) Brunk's Anal. T. I. p. 155.

†) Ol. II, 105 sq.

††) Ol. II, 128.

wohnt er mit den übrigen Titanen im Tartarus; allein ehe er dahin verstoßen ward, hatte er während des goldenen Zeitalters geherrscht *).

So wenig die ältesten Dichter den Ort, wo die Gottesverächter gestraft werden, blos auf die Unterwelt einschränkten, eben so wenig schränkten sie auch den Ort der Belohnung auf die elysischen Gefilde ein. Es ist sehr alte und vielleicht die älteste Vorstellungsart: daß Menschen, die von den Göttern aus besondern Ursachen geliebt werden, entweder lebendig oder auch nach ihrem Tode in den Olymp selbst aufgenommen werden. Dieß beweisen die Fabeln vom Herkules, Pelops **) und Ganymed.

Andere wohnen an andern Orten, wo sich Götter aufhalten, wie Melicertes im Meer; eben so bieten Circe und Kalypso dem Ulyß die Unsterblichkeit an, wenn er bei ihnen in ihren Inseln bleiben will. Alle diese Fabeln zusammen genommen beweisen es deutlich, daß Strafen und Belohnungen im künftigen Leben nach den ältesten Begriffen nur Folge der persönlichen Liebe, oder des persönlichen Hasses der Götter sind.

Hätten wir die Reihe von Dichtern noch, die zwischen dem Homer und Aeschylus lebten, so würden wir sehen, wie sich dieser Begriff immer mehr entwickelte, bis man zuletzt zu der Ueberzeugung gelangte, daß unser künftiges Schicksal von unserm

*) *Hesiod.* Epy. 110.

**) *Pind.* I, 64 sq.

moralischen Betragen abhange. Allein die wenigen Fragmente, die uns von ihnen allen noch übrig geblieben sind, leisten uns in dieser Rücksicht gar keine Dienste. Man könnte vielleicht glauben, daß die Gesetzgeber Griechenlands, die in diesem Zeitraume lebten, viel zur Ausbildung und Ausbreitung dieses Begriffs beigetragen hätten. Aber dieß geschah nicht. Solon drohte zwar den Uebertretern der Gesetze Strafen der Gottheit, aber er schränkte sie nur auf das gegenwärtige Leben ein. Dieß lehrt ein beträchtliches Fragment dieses Gesetzgebers, das sich beim Demosthenes findet *).

Aeschylus geht schon einen Schritt weiter, als Homer und Hesiod. Große Verbrechen, Meineid, Verletzungen des Gastrechts, vornämlich aber Mord, werden, nach seinen Begriffen, sowohl in diesem Leben, als auch jenseit des Grabes bestraft. Hades ist bei ihm der Richter der Menschen **). "Hades, „ein strenger Richter der Sterblichen, wohnt unter „der Erde. Alles schreibt er ins Buch seines Her„zens." Und Vers 335 sagt der Chor der Furien: „Uns ist das Amt gegeben, den Mörder zu verfol„gen, bis ans Grab. Aber auch nach dem Tode „ist er nicht frei." Eben das wird von denen gesagt, die das Recht der Gastfreundschaft verletzen ***). Von Belohnungen nach dem Tode findet sich bei ihm keine

*) *Demosth.* de fals. legat. Op. T. I. p. 422. Ed. R.

**) Eumenid. 273 sq.

***) Supl. 421.

keine Spur. Auch die Seelen der Helden und Könige, wie des Agamemnon's und Darius, sind im Reiche des Hades, und steigen, wenn sie erscheinen, aus ihren Gräbern hervor. Der Tartarus ist bei ihm ein tiefer Schlund unter dem Reiche des Hades *).

Ganz verschiedene Vorstellungen von allen bisherigen finden sich im Pindar. Der Begriff vom künftigen Leben und von bevorstehenden Strafen und Belohnungen war schon vor den Zeiten des Dichters von Philosophen behandelt worden; und die Ideen derselben trägt Pindar in seine Gedichte hinein. Hauptstellen über diesen Gegenstand sind Ol. II, 102-148. und ein Fragment, das uns Plato in seinem Menon erhalten hat **). Die erste Stelle lehrt uns, daß Pindar allerdings glaubte, daß das künftige Schicksal der Menschen von ihrem Betragen im gegenwärtigen Leben abhange. Die Rechtschaffenen gelangen gleich nach ihrem Tode in einen Zustand, wo sie ohne alle Mühe und beschwerliche Arbeit ein glückliches Leben führen; die Bösen hingegen werden gestraft.

Mit diesen Begriffen aber verbindet Pindar noch andere, die aus der Philosophie der damaligen Zeit geschöpft sind. Die Seelen der Verstorbenen kehren mehrmals in menschliche Leiber zurück. Halten sie sich gut, und führen dreimal ein tugendhaftes Leben,

*) Prometh. vinct. 152.

**) Op. T. IV. p. 350. 351.

so gelangen sie zu den Inseln der Seligen. Die Beschreibung derselben ist, wie ich schon oben bemerkt habe, theils von den elysischen Gefilden Homer's, theils von dem goldenen Zeitalter Hesiod's kopirt.

Pindar sieht überdieß das Leben in der Unterwelt als einen Stand der Reinigung von den noch anklebenden Schwachheiten an. Dieß lehrt das eben angeführte Fragment. "Welche Proserpina", heißt es, "für ihre alten Vergehungen büßen läßt, deren Seelen schickt sie im neunten Jahre wieder „auf die Oberwelt zurück. Aus diesen werden edle „Könige, furchtbar an Macht, und Männer groß „an Weisheit. In der Zukunft aber werden sie „von den Menschen heilige Heroen genannt" (wenn sie nämlich auf den Inseln der Seligen wohnen). Die Vorstellung ist also diese: die Seelen aller großen Männer sind dadurch zu einer so hohen Stufe der Vollkommenheit gelangt, daß sie nach der Trennung von ihrem ersten Körper in der Unterwelt gereinigt worden sind.

Allein dergleichen Meinungen blieben blos Meinungen einzelner Leute, wurden nie Volksbegriffe. In den Mysterien scheinen sie vornämlich fortgepflanzt und ausgebildet worden zu seyn; dies lehrt uns eine Stelle in Plato's Phädon *). Daß aber das Glück unsers künftigen Lebens von unserm Wohlverhalten im gegenwärtigen abhange, ward vornämlich durch die Gesänge der folgenden Dichter

*) Op. T. I. p. 157.

allgemeiner Volksglaube. Eine schöne Stelle hierüber findet sich in Plato's Apologie, am Ende. Ich halte es aber für unnöthig, diese Materie durch die spätern Dichter zu verfolgen, da das, was sie verändern und hinzusetzen, fast allein auf poetischen Schmuck hinausläuft.

7.

Bemerkungen über die dramatische Kunst des Aeschylus.

Die dramatischen Werke des Aeschylus sind aus dem Zeitalter, wo das Griechische Drama ungefähr in der Mitte zwischen seiner völligen Ausbildung und seiner ursprünglichen Roheit stand; sie füllen daher in der Geschichte desselben eine der wichtigsten Lücken aus, und würden noch immer ihr Interesse behalten, wenn sie auch weniger poetisches Verdienst hätten, als sie wirklich haben. Ohne sie würden wir zwar wissen, was das Griechische Drama geworden sey; aber wir würden nicht wissen, wie es das ward, was es ward. Aeschylus lebte, so wie Shakespear, in einer Periode, wo seine Nation erst anfing sich zu bilden; in den Werken beider Dichter findet man die deutlichsten Spuren davon; und würde sie bei dem Griechen wahrscheinlich noch deutlicher finden, wenn er so wie der Britte zugleich Liebling der komischen Muse, wie der tragischen, gewesen wäre. Für die Geschichte des

Griechischen Drama wird es vielleicht kein überflüssiger Beitrag seyn, wenn wir bei diesem Zeitpunkt etwas stehen bleiben, um zu sehen, was das Griechische Drama unter Aeschylus war, und durch Aeschylus ward. Bis der gelehrte Bearbeiter des Aeschylus uns ausführlicher darüber belehrt, werden diese einzelnen Bemerkungen immer ihren Werth haben; die Abhandlungen, besonders Französischer Gelehrten, über diesen Gegenstand sind bekannt; aber ich kenne keinen derselben, der ein tiefes Studium des Dichters verriethe; die meisten schöpften aus andern Quellen, und oft einer aus dem andern.

Die Kindheit der dramatischen Kunst verräth sich unter allen Völkern weit mehr in der Anlage des Plans als in der poetischen Behandlung. Diese letzte hängt vorzüglich von dem richtigen Gefühl des Dichters ab, und richtiges Gefühl ist keine nothwendige Frucht der höhern Cultur; — aber Anlage des Plans ist nicht Sache des Gefühls, sondern Sache der Kunst. Darin unterscheidet sich der dramatische Dichter sehr von dem epischen. Der letztere, der blos erzählt, kann dem Faden der Begebenheiten folgen; der erstere, der darstellt, nicht immer; denn nicht alles, was sich erzählen läßt, läßt sich darstellen, und was sich darstellen läßt, nicht immer, aus mancherlei Ursachen, in der natürlichen Ordnung. Erfindung eines dramatischen Gegenstandes ist daher bei weitem keine so schwere Aufgabe, als die glückliche Vertheilung desselben, oder Durchführung durch eine Reihe von Scenen oder mehrere Acte; und es giebt dramatische

Dichter; die zwar wohl große Dichter, aber noch keine große dramatische Dichter waren.

Ich kenne keinen Dichter, der hiervon ein so lehrreiches Beispiel gäbe, als Aeschylus. Wäre es möglich den Punkt genau anzugeben, auf dem das tragische Drama der Griechen stand, als Aeschylus anfing zu dichten, so würde dieses sich noch besser entwickeln lassen; aber da Alles, was vorher gedichtet wurde, sich verloren hat, und wir von dem Karren des Thespis bis auf die Bühne des Aeschylus auch gar keine sichere Data für die Geschichte des Griechischen Dramas haben, so läßt sich unmöglich bestimmen, wie groß die Verdienste des Aeschylus vor seinen Vorgängern hier seyn mögen. So viel wissen wir indeß im Ganzen (und dieß muß erwähnt werden, wenn das nachfolgende verständlich seyn soll), daß das tragische Drama bei den Griechen von bloßem Chorgesange ausging. Heilige Hymnen wurden von dem versammelten Volke zum Lobe der Götter abgesungen; sie enthielten die Erzählung ihrer Thaten und ihrer Geschichte, und gaben schon dadurch für die Darstellung Stoff. Sie wurden wirklich dargestellt; Einer vom Chor sonderte sich von dem Haufen ab, und versuchte eine nachahmende Darstellung der Begebenheiten durch Worte und lebhafte Gestikulation. Er sprach bald für sich, bald zum Chor, und nach geendigter Handlung fiel der Chor wieder ein. Auch mochte dem ersten Schauspieler ein anderer sekundiren, aber es blieb Ein Hauptacteur. So bildete sich zuerst das tragische Drama, das in seiner ersten frühern Ge-

stalt daher auch nothwendig ein Gemisch von Komischem und Ernsthaftem seyn mußte; und ein ganzes Drama bestand in einem Chorgesange, einer Handlung in der Mitte, und einem zweiten Schlußgesange des Chors. Diese eingeschobene Handlung nennt der Grieche Episodium, denn der Chor war noch immer Hauptsache, die dargestellte Handlung Nebensache.

Daß dieß letzte bis auf die Zeiten des Aeschylus dauerte, daß der Chorgesang Hauptsache blieb, wissen wir; denn Aeschylus war der erste, sagt Aristoteles, der die Gesänge des Chors abkürzte, und in einem seiner Stücke, den Supplices, ist der Chor sogar Hauptperson. Ob aber vor Aeschylus nur immer Ein Episodium statt fand, oder schon ein früherer Dichter es versuchte, die Handlung durch mehr als Ein Episodium fortzuführen, wissen wir nicht. Lehrreich wäre es, zu wissen, wie man zuerst auf diesen Einfall mag gekommen seyn? Aber wir können unsern Dichter hier nur aus sich selbst beurtheilen.

Legt man diesen Begriff von Episodiis zum Grunde, nach dem sie eben das sind, was wir Acte nennen (denn der Unterschied besteht blos darin, daß diese durch den herunter gelassenen Vorhang, und jene durch Chorgesänge von einander getrennt werden), so bemerken wir bei Aeschylus folgende Eigenheiten. Alle seine sieben uns noch übrigen Stücke enthalten drei solche Episodia oder Zwischenhandlungen zwischen zwei eigentlichen Chorgesängen. In meiner Abhandlung über den tragischen Chor der Grie-

chen habe ich dieses durch eine Zergliederung der Dramen des Aeschylus bewiesen, indem ich dort, wenn gleich in anderer Absicht, den Plan derselben vorlegte. Aeschylus versuchte es also schon, durch mehrere Acte eine Handlung durchzuführen, wenn er es gleich für unnöthig hielt, oder vielleicht daran verzweifelte, dieß schon durch fünf Acte zu thun. — Aber wie führte er seine Handlung durch?

Aristoteles, der seine Regeln von den vollendeten Werken eines Sophocles oder Euripides abstrahirte, verlangt von der Fabel eines jeden dramatischen Stücks, daß sie Schürzung und *Auflösung* des Knotens, *δεσιν* und *λυσιν* enthalte; daß *auf die letztere* alles vorhergehende abzwecke, und das ganze Stück nicht nur nichts überflüssiges in sich fasse, sondern auch so angelegt sey, daß der Knoten sich eben so allmählig wieder auflöse, als er vorher geschürzt worden. — Aber so weit reichte die Kunst des Aeschylus noch nicht! Darstellung *einer genau zusammenhängenden* Geschichte, die eine Reihe von Scenen liefert, die unter einander in einer engen und natürlichen Verbindung stehen, von denen die erste nicht nur auf die letzte aufmerksam macht, sondern auch alle mittlere die Verwickelung befördern, und die Auflösung allmälig herbeiführen — dieß war nicht sein Endzweck. Er ging nicht zunächst darauf aus, Neugier zu erregen und zu befriedigen, sondern seine Absicht war Darstellung einer großen und einfachen Begebenheit in den letzten Scenen seines Stücks; der Ermordung eines Königs, eines Brudermords

u. s. w. Wie diese Begebenheit vorbereitet wurde, darum bekümmerte er sich wenig. In seinem Agamemnon ist der Ausgang, wenn man einige dunkle Winke der Cassandra ausnimmt, wenig, und durch Handlung gar nicht vorbereitet. Neugier zu erregen oder zu unterhalten war so wenig sein Zweck, daß in den Persis sogar durch einen Boten der Ausgang schon vorher gesagt wird.

Wenn aber gleichwohl, wird man einwenden, der Dichter seine Stücke in drei Acte abtheilte, womit füllte er denn die beiden erstern aus? Mußten sie nicht ganz leer von Handlung bleiben, und dem Zuschauer lange Weile machen? Allerdings mußten sie das, wenn das Genie des Dichters sich nicht zu helfen gewußt hätte. Für den ersten Act konnte es ihm nicht leicht an Stoff fehlen. Der Zuschauer mußte doch im Ganzen wissen, wovon die Rede sey? Das Lokal und die Zeit mußten bestimmt, und die Handlung dadurch individualisirt werden. Sollte Agamemnon ermordet werden, so mußte der Zuschauer doch erfahren, daß er von Ilium zurück erwartet würde, wenn gleich der Knoten auch dadurch noch nicht geschürzt war; denn man erwartete nur den rückkehrenden, aber nicht den ermordeten Agamemnon zu sehen. — Aber schwer ward dem Dichter erst der zweite Act. Eigentlich war mit dem Ende des ersten schon alles reif für den dritten und letzten; es blieb dem Dichter daher nichts übrig als sich durch Episoden zu helfen, und dergleichen finden wir in fünf Stücken des Dichters von den uns noch übrig

gebliebenen sieben. In diesen fünf Stücken könnte der zweite Act unbeschadet der Handlung ganz wegfallen. Im gefesselten Prometheus besteht diese Episode in der Ankunft der Io, und der Unterredung derselben mit ihm. — In den Persis in der Todtenbeschwörung des Darius, und seiner Hervorrufung aus der Unterwelt, eine Scene, die, so schön und feierlich sie ist, doch immer Episode bleibt, und mit der Haupthandlung in keiner nothwendigen Verbindung steht. Im Agamemnon und den sieben Heerführern ist der zweite Act ganz ohne Handlung, und wird durch bloße Erzählung ausgefüllt; in dem ersten, durch die Erzählungen des Herolds von dem Trojanischen Kriege; in dem andern, durch die Beschreibung des Bothschafters von dem Argivischen Heere. In den Supplices wußte sich das Genie des Dichters gar nicht zu helfen; das ganze zweite Episodium besteht daher nur aus wenigen Versen, die dem alten Danaus in den Mund gelegt werden.

Die zwei noch übrigen Stücke, die Choephoren und Eumeniden, unterscheiden sich in Rücksicht auf Anlage des Plans sehr von den übrigen. Sie sind reicher an Handlung, und die Handlung läuft ununterbrochen von Anfang bis zu Ende fort. Sollen wir dieß den bessern Einsichten und der Vervollkommnung des Dichters zuschreiben? — Schwerlich! — Die genaue Verbindung, in der sie mit einander stehen, und der ganz simple und natürliche Gang der Handlung, der gerade so ist, wie man erzählen würde, läßt mich kaum zweifeln, daß wir in diesen beiden

Dramen ein dramatisirtes Stück eines alten epischen Gedichts vor uns haben, aus dem der Dichter nicht nur den Stoff, sondern auch den Plan seiner Dramen hernahm. — Daß es die Gewohnheit der tragischen Dichter war, ihren Stoff aus epischen Gedichten herzunehmen, sagt Aristoteles ausdrücklich, wenn wir es auch sonst nicht wüßten; und in der Kindheit der dramatischen Poesie, die aus epischer Poesie, nämlich aus historischen Hymnen entstand und sich bildete, war nichts natürlicher, als daß der dramatische Dichter sich genauer an seinen Vorgänger anschloß. Die langen Erzählungen, die man bei den Griechischen Tragikern antrifft, flossen, wenn ich nicht irre, aus dieser Quelle. Die Geschichte des Orest's gehörte unter die von den epischen Dichtern am häufigsten behandelten Gegenstände. — Auch ist es bekannt, daß die beiden angeführten Stücke unsers Dichters nebst dem Agamemnon, der dem Inhalte nach mit ihnen in unmittelbarer Verbindung steht, zu einer und derselben Tetralogie gehörten, woraus man nicht ohne Wahrscheinlichkeit schließen darf, daß diese drei Stücke eine ganze dramatisirte Epopöe ausmachen.

Bis zu drei Acten oder Episodien dehnte Aeschylus also, obwohl mit Mühe, den Plan seiner Stücke aus. Sonderbar aber ist es, daß Aeschylus es sich zur Pflicht gemacht zu haben scheint, in jedem dieser drei Episodien eine neue Person auftreten zu lassen. So in den Persis, im ersten Act Atossa, im zweiten den Schatten des Darius, im dritten Xerxes. — Im Agamemnon, in dem ersten Clytämnestra, in dem

zweiten den Boten aus Troja, in dem dritten Agamemnon selbst. — In den sieben Heerführern, im ersten Eteocles, im zweiten den Boten aus dem Lager der Argiver, im dritten einen zweiten Boten. — Im gefesselten Prometheus, im ersten den Oceanus, im zweiten die Io, im dritten Hermes. — In den Supplices, im ersten den König der Argiver, im zweiten Danaus; im dritten den Herold von den Söhnen des Aegyptus. — Endlich in den Choëphoren, im ersten Orestes, im zweiten Clytämnestra, im dritten Aegisth. Sollte diese Anordnung blos Werk des Ungefährs seyn, oder hatte der Dichter besondere Absichten dabei? Das letztere ist wenigstens zu vermuthen, und es ist wohl Niemanden leicht glaublich, daß dieß immer hätte von ungefähr treffen sollen. — Es scheint mir, daß man sich diese Eigenheit aus der fortschreitenden Bildung des Griechischen Dramas sehr gut erklären kann. Es bestand, wie wir schon wissen, zuerst aus einem einzelnen Episodio zwischen zwei Chorgesängen. Als man aber Eine Handlung durch mehrere Episodien durchzuführen versuchte, blieb doch die Vorstellung anfangs noch sehr natürlich, jedes Episodium als ein für sich bestehendes Ganze anzusehen, an die man vorher gewöhnt war; und so behielten die Episodien, die jetzt nur Theile eines Dramas waren, noch dieselbe Form, die sie vorher gehabt hatten, da jedes ein ganzes Drama ausmachte.

Einheit der Zeit und des Orts konnte, nach dem was wir von der Entstehung des Dramas wissen, in

den frühesten Dramen der Griechen unmöglich beobachtet werden. Aristoteles sagt dieses auch ausdrücklich. Wenn das Drama sich nach der Epopöe bildete, so hatte es auch mit ihr gewiß die Aehnlichkeit, daß man mehr auf die Einheit der Hauptperson als der Handlung sahe, und daraus floß die Vernachlässigung der Einheiten der Zeit und des Orts von selbst. Ueberhaupt können diese nicht eher Bedürfniß werden, als bis ein wohl eingerichtetes Theater da ist, und man durch die Täuschung, die dieses befördert, die Darstellung zu vervollkommnen sucht. — Auch unser Dichter hielt daher die Beobachtung von keinem von beiden für nothwendig, und in seinem Agamemnon verletzte er die Einheit der Zeit; so wie in seinen Eumeniden, in denen die Scene zuerst in Delphis, nachher in Athen ist, die Einheit des Orts.

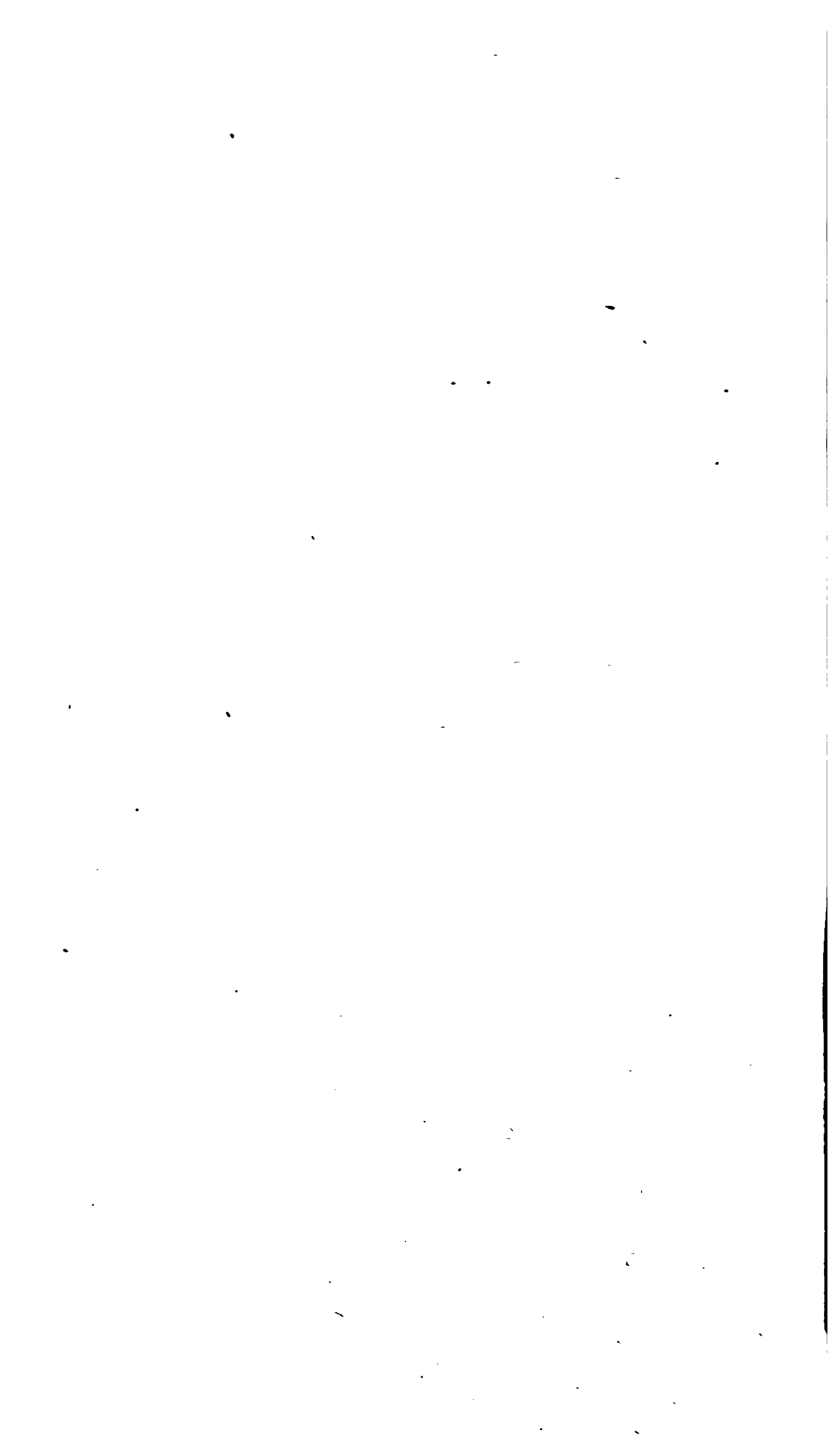
Das Trauerspiel ward erst spät von allen burlesken Zusätzen gereinigt, ὄψε ἀπεσεμνώϑη, sagt Aristoteles. Und wer wird daran zweifeln, wenn man sich an eine Menge Götter- und Helden-Scenen erinnert, in denen etwa der hinkende Vulkan oder der verschmitzte Ulysses Hauptpersonen waren. Die Gestalt, in der Xerxes bei unserm Dichter in den Persis erscheint, scheint auch mehr darauf abzuzwecken, Verachtung und Lachen, als Mitleid zu erregen.

Wenn Aeschylus, wie Aristoteles versichert, der erste war, der die Gesänge des Chors abkürzte, so kann man sich aus seinen Stücken einen deutlichen Begriff von der Beschaffenheit der Stücke seiner Vorgänger machen. Noch bei ihm machen die Chorge-

sänge die Hälfte des Stücks aus; offenbar also waren noch bei seinen Vorgängern die Episodien der kleinste Theil des Stücks. Unter den uns noch übrigen Werken des Aeschylus nähern sich seine Supplices jener frühern Einrichtung des Trauerspiels am meisten. Hier ist der Chor sogar die Hauptperson, um die die ganze Handlung sich dreht, und seine Gesänge sind der beträchtlichste Theil des Stücks. Ueberhaupt nimmt bei Aeschylus der Chor weit mehr Theil an der Handlung, und steht in genauerer Verbindung mit den handelnden Hauptpersonen, als bei den spätern tragischen Dichtern.

IV.

Historische Miscellen.



I.

Mitylene und Lion *).

Gewisse Abschnitte der Geschichte waren bisher dunkel und weniger verständlich, nicht sowohl aus Mangel an Nachrichten, als vielmehr weil unser Zeitalter nichts aufzuzeigen hatte, was den damaligen Begebenheiten ähnlich gewesen wäre. Europa sah in den letzten Jahrhunderten keinen demokratischen Freistaat, der an Macht und Umfang den gleichzeitigen monarchischen Staaten irgend hätte an die Seite gesetzt werden können. Die Geschichte dieser Periode ist daher fast ausschließend die Geschichte von Monarchieen; wo

*) Der folgende Aufsatz ward im Jahr 1794 durch den Beschluß des damaligen Französischen Nationalconvents veranlaßt, daß das widerspenstige Lion nach seiner Eroberung zerstört werden sollte; der auch zum Theil ausgeführt ward. Er erschien damals in den Girtannerschen politischen Annalen Februar 1794 S. 330 ꝛc. und wird hier verbessert und mit den Beweisstellen abgedruckt. Die Erzählung ist genommen aus *Thucydides* III. cap. 36—50.

der letzte Faden der Begebenheiten sich in dem Innern der Cabinette verliert; wo politische Parteien viel weniger entstehen, oder, wenn sie entstehen, doch nicht so zügellos ihr Spiel treiben können; und wo es also unmöglich wird, sich von großen Volksbewegungen und den damit verbundenen schrecklichen Erscheinungen einen anschaulichen Begriff zu bilden. Die Verschwörung eines Catilina, die Achtserklärungen der Römischen Triumvirs, die Agrarischen Gesetze der Gracchen und anderer mächtiger Demagogen, wie so manche andere Begebenheiten des Römischen Freistaats und der Griechischen Republiken, erscheinen uns daher in einem zweideutigen Lichte. Und wenn man es auch gleich nicht wagen konnte, an ihrer Zuverlässigkeit im Ganzen zu zweifeln, so frug man sich doch oft vergeblich, mit welcher Wahrscheinlichkeit des Erfolgs man so weit aussehende Plane entwerfen konnte; wo man die Hülfsmittel zu ihrer Ausführung fand; und wie es möglich war, daß ein einziger, oder wenige ehrsüchtige Menschen, denen man oft nicht einmal ausgezeichnete Talente beilegen kann, einem ganzen Volke imponiren, und dasselbe als Werkzeug zur Beförderung ihrer Privatabsichten brauchen konnten? Die großen Begebenheiten unserer Zeit lösten diese Zweifel; und die Geschichte der alten Freistaaten wird dadurch gleichsam verjüngt.

Während des heftigsten politischen Sturms, den Griechenland erlitt, während des siebenundzwanzigjährigen Kriegs zwischen Athen und Sparta und den

beiderseitigen Verbündeten *) (dem sogenannten Peloponnesischen Kriege), waren dieselben politischen Formeln, über die man in der neuesten Zeit stritt, auch das Stichwort der damaligen Parteien. Gründung der Demokratie war das Losungswort der Athenienser; und wohin nur ihre Flotten und Heere kamen, ließen sie das Aufdringen dieses politischen Glaubensbekenntnisses sich nicht weniger angelegen seyn, als die Franzosen in den von ihnen eingenommenen Ländern es nur immer zu thun im Stande waren. Ihre Feinde, die Spartaner, schenkten ihnen dagegen nichts, und erlebten endlich sogar den Triumph, das Idol der aristokratischen Verfassung in Athen selbst aufstellen zu können. Freilich aber spielten beide dabei eigentlich nur mit dem Namen; denn Einführung der Demokratie oder Aristokratie hieß am Ende nichts weiter, als Begünstigung derjenigen Partei, die jeder von beiden schon in den verschiedenen Staaten von Griechenland hatte, und Unterdrückung der gegenseitigen.

Nichts desto weniger stieg die Erbitterung damals auf einen Grad, den sie kaum wieder erreicht hat. Fast jede Seite des Thucydides enthält die Beweise davon. Es kann uns nicht befremden, daß unter so ähnlichen Umständen auch ähnliche Auftritte wieder zum Vorschein kommen; aber zuweilen ist in der That diese Aehnlichkeit so überraschend, daß selbst die

*) Von 431 bis 404 vor Chr.

Entfernung der Zeit und des Orts kaum noch den Unterschied bemerkbar macht.

Eine der schrecklichsten Begebenheiten der Französischen Revolution ist ohne Zweifel die Eroberung und beschlossene Zerstörung von Lion*); würde auch das Dekret des Nationalconvents darüber nur zum Theil ausgeführt. Gleichwohl, so unerhört jener Beschluß zu seyn scheint, findet sich in der Geschichte des vorher erwähnten Griechischen Kriegs eine sehr ähnliche Begebenheit, die einen auffallenden Beweis giebt, daß der Atheniensische Pöbel und seine Heerführer um nichts besser, sondern wo möglich noch wilder und blutdürstiger war, als der Pariser. Denn ein noch grausameres Schicksal, als von diesem Lion zugedacht war, ward von jenem aus gleicher Ursache der Vaterstadt der Sappho, Mitylene, auf der Insel Lesbos, zuerkannt; einer Stadt, die durch ihren Umfang, ihren Reichthum und ihre Volksmenge, einen ähnlichen Rang unter den Griechischen Städten behauptete, als Lion unter den Französischen.

Fast alle Inseln des Archipelagus, zu denen auch Lesbos gehörte, standen damals in der Abhängigkeit von Athen; und ihre Bewohner waren im Grunde nicht viel mehr als Unterthanen; wenn sie auch den ehrenvollern Namen von Verbündeten trugen; denn an Namen hing auch schon größtentheils die Griechische Politik. Die mächtigen Flotten, mit denen

*) Durch das Dekret des Nationalconvents vom 12. Oct. 1793.

Athen das benachbarte Meer bedeckte, sicherten ihm diese Herrschaft; und erleichterten ihm die Erpressung von Beiträgen an Geld oder Schiffen; die von Zeit zu Zeit mit unerbittlicher Strenge eingetrieben wurden. Daß dergleichen Bedrückungen mit der demokratischen Verfassung, die auf diesen Inseln gleichwohl eingeführt war, sehr gut bestehen konnten, wird jetzt für Niemand etwas Befremdendes haben; aber eben so natürlich wird man es finden, daß dort nicht jedermann mit dieser Art der Freiheit zufrieden war; und also, ungeachtet der Aufrechthaltung der Demokratie, doch von ihren Stiftern selbst der Saame zu einer Opposition, oder aristokratischen Partei, ausgestreut wurde; der um so sicherer und schneller aufkeimte, je mehr eine solche Partei gewiß seyn konnte, an den Feinden der Athenienser, den Spartanern, eine feste Stütze zu finden. Es hing gewöhnlich von dem Kriegsglück der beiden kämpfenden Republiken ab, welche von beiden Parteien in jedem der verbündeten Staaten die Oberhand erhalten sollte.

Auch in Mitylene hatte die Aristokratie auf diese Weise Wurzel gefaßt; man war der Bedrückungen müde geworden; man hatte sich unter der Hand gerüstet, und Schiffe und Truppen zusammengebracht, um sich der Herrschaft des Atheniensischen Pöbels und seiner Anführer zu widersetzen. Die Atheniensischen Demagogen faßten aber den Entschluß, diese aufkeimende Partei bei Zeiten zu unterdrücken; und die rebellische Stadt lieber zu zerstören, als zuzugeben, daß sie sich

ihrer Herrschaft entzöge *). Eine Flotte von vierzig Triremen segelte aus dem Piräeus, unter der Anführung des Paches, landete auf Lesbos, und die Belagerung der unglücklichen Stadt nahm sofort ihren Anfang, nachdem ein vergeblicher Versuch zur Aussöhnung gemacht war.

Die Mitylener wehrten sich tapferer und hartnäckiger, als die Lioner. Sie gingen anfangs den Belagerern entgegen; und es erfolgten mehrere Gefechte, in denen der Sieg wenigstens zweifelhaft war. In Hoffnung auf baldige auswärtige Hülfe, — sie hatten sich an die Spartaner gewandt — zogen sie sich indeß in ihre Stadt zurück; und die Athenienser verwandelten die Belagerung in eine Blokade.

Allein die erwartete Hülfe kam nicht! Eine Spartanische Flotte war zwar ausgelaufen, sie hielt sich aber unterwegs mit andern Unternehmungen auf. Die Blokade zog sich indeß in die Länge bis ins nächste Jahr; die Lebensmittel in Mitylene fingen an zu mangeln; und mit dem einreißenden Hunger zeigten sich auch die Meutereien, die davon die unzertrennlichen Gefährten sind. Einer der Häupter, Saläthus, wagte es, den Pöbel zu bewaffnen, dem man bisher nicht getraut hätte, um einen verzweiflungsvollen Angriff zu versuchen. Allein der Pöbel empörte sich gegen ihn; beschuldigte ihn und die andern Magistrate, daß sie heimlich Getreide versteckt hielten; verlangte die Auslieferung davon; und drohte

*) *Thucydides* III, cap. 2—6.

widrigenfalls die Stadt selbst dem Feinde zu übergeben.

Jetzt blieb den Häuptern der aristokratischen Partei nichts mehr übrig, als selbst diesen Schritt zu thun, wenn sie von der Gnade ihrer Feinde noch einige Rettung hoffen wollten. Sie wandten sich also an den Attischen Feldherrn, den Paches, und verlangten zu kapituliren. Die Uebereinkunft war bald unter der Bedingung geschlossen, daß sich Mitylene auf Gnade und Ungnade ergeben; daß die Atheniensische Armee sogleich einrücken sollte; daß gleichwohl bis zur Zurückkunft einer Gesandtschaft, die die Mitylener nach Athen schicken durften, Paches keinen ihrer Bürger sollte fesseln oder hinrichten lassen dürfen.

Die Thore wurden also geöffnet; und die Atheniensische Armee rückte ein. Die vornehmsten Aristokraten indeß, welche die Wuth der erbitterten Soldaten fürchteten, flüchteten zu den Tempeln und Altären, wo sie Paches greifen, und in sichere Verwahrung bringen ließ. Es waren ihrer über tausend an der Zahl; und unter ihnen auch Salästhus, den man noch in der Stadt, wo er sich versteckt hielt, aufgefunden hatte. Sie wurden sämmtlich in Schiffe gepackt, und als Gefangene nach Athen geschickt.

Die Nachricht von der Einnahme von Mitylene erregte bei dem Pöbel und seinen Anführern in Athen nicht sowohl die Freude, als den Uebermuth und die Wildheit, welche der beständige Charakter dieser

rohen Volksklasse ist. Der unglückliche Saläthus ward bald nach seiner Ankunft von dem rasenden Haufen ermordet; ein Schicksal, das bald nachher auch seine übrigen Mitgefangenen mit ihm theilen mußten.

Aber die Hauptfrage, welche jetzt die aufgeblasenen Athenienser beschäftigte, betraf das Schicksal der rebellischen Stadt selbst, die man so glücklich gedemüthigt hatte. Um diese Frage, um das Loos des noch vor kurzem so blühenden Mitylene zu entscheiden, ward jetzt eine Volksversammlung, oder was damals fast dasselbe war, eine Pöbelversammlung zusammengerufen.

Den größten Einfluß auf die Atheniensischen Angelegenheiten hatte damals ein gewisser Cleon, seines Handwerks ein Gerber und Lederhändler; dessen Andenken außer den Geschichtschreibern auch der Spötter Aristophanes verewigt hat. Seit dem zwei Jahre vorher erfolgten Tode des Perikles — vielleicht des einzigen Demagogen, der sich, trotz aller Kabale, vierzig Jahre lang in gleichem Ansehen zu erhalten wußte, — war die Atheniensische Verfassung mit schnellen Schritten zu einer wilden Pöbelherrschaft fortgegangen. Nur wer sich vordrängen konnte, kam an die Spitze, und dahin führten nicht sowohl wahre Talente, als vielmehr eine wilde Geschwätzigkeit, verbunden mit einer eisernen Stimme; eine kriechende Schmeichelei gegen den Pöbel; und eine unverschämte Stirn im Verläumden aller derer, die etwa durch wahre Verdienste sich zu heben suchten.

Alle diese Eigenschaften besaß Cleon in einem hohen Grade *); und daneben noch eine Aufgeblasenheit, die seine eigenen Anhänger zuweilen über ihn lachen machte.

Mitylene hatte das Unglück, eine reiche Handelsstadt zu seyn; ihre Plünderung eröffnete also den Atheniensischen Demagogen eine Aussicht, die sie nicht reizender wünschen konnten! Cleon bot in der Versammlung seine ganze Beredsamkeit auf, das Volk mit seinen Ansichten einstimmig zu machen. Er bewieß den Atheniensern, daß ihre Freiheit und Sicherheit nicht bestehen könne, wenn Mitylene fortdaurere; daß es kein anderes Mittel gebe, ihre Verbündeten in Furcht zu halten, als wenn man hier ein Exempel der äußersten Strenge aufstellte; und daß es die Nothwendigkeit erfordere, gegen alle Anerbietungen schlechterdings taub zu seyn, welche die Mitylener etwa machen möchten. Denn es reiche nicht hin, setzte er ausdrücklich hinzu, blos die Aristokraten in Mitylene auszurotten, sondern die ganze Volksmasse müsse dasselbe Schicksal treffen, weil sie sich von der Gegenpartei habe anstecken lassen.

Cleon fand zwar einen Gegner an einem billiger denkenden Mann Diodotus; allein die Stimme der Leidenschaft fand bei dem erhitzten Pöbel leichtern Eingang als die Stimme der Vernunft. Cleon's Vorschläge gingen durch, und es ward ein Dekret gefaßt; wogegen man das gegen Lion noch

*) *Thucyd.* III, 36.

gelinde nennen kann *), Mitylene sollte zerstört; alle erwachsene Mannspersonen sollten niedergemacht; alle Weiber und Kinder zu Sklaven verkauft werden.

Diesen Schluß faßte das Atheniensische Volk in der Periode seiner höchsten Cultur; in eben den Zeiten, da es einen Sokrates und Euripides in seiner Mitte hatte; und noch an eben dem Tage, wo das Dekret gefaßt war, ward auch schon das Eilschiff abgefertigt, das den Befehl zum Blutbade dem Atheniensischen Feldherrn sofort überbringen sollte.

Das Loos über Mitylene war also geworfen. Der grausame Volksschluß empörte *gleichwohl* jeden nicht ganz verwilderten Bürger von Athen. Die Magistrate selbst gaben den anwesenden Gesandten von Mitylene den Rath, sogleich darauf anzutragen, daß die Sache noch einmal verhandelt werde, um die Zurücknahme des Dekrets zu bewirken. Die Menschheit selber sprach zu laut für sie; so heftig sich auch Cleon widersetzte, so drangen sie doch durch; die Sache ward gleich den nächsten Tag wieder vorgetragen.

Cleon erschöpfte seine ganze Beredsamkeit, um seinen Plan durchzusetzen **). Er bewies aufs neue die Nothwendigkeit der Zerstörung von Mitylene; warf den Atheniensern ihre Weichherzigkeit und ihren Wankelmuth vor; und setzte die Wahrheit hinzu, die viel-

*) *Thucyd.* l. c.

**) Man sehe seine Rede beym *Thucyd.* III. cap. 37—40.

leicht nur Er in Athen sagen durfte: es ekele ihn überhaupt der Demokratie, weil es unmöglich sey, einen festen Plan bei ihr durchzusetzen.

Der edle Diodotus antwortete ihm! Seine Rede beim Thucydides *) ist ein Meisterstück, nicht sowohl der Beredsamkeit, als vielmehr der Klugheit. Er wagt es nicht, das Betragen der Mitylener zu entschuldigen, oder ihnen irgend das Wort zu reden; noch weniger untersteht er sich, gegen den mächtigen Cleon den Kläger zu machen. Er räumt ein, die Mitylener haben die Strafe völlig verdient; — aber er sucht zu beweisen, daß eine solche Strenge gegen das Interesse des Athenienischen Staats sey; und daß man wenigstens die Volkspartei in Mitylene schonen müsse. Er kannte vollkommen die Versammlung, zu der er redete; und wußte, von welcher Seite er sie fassen mußte. Die Stimmen wurden gesammelt, und mit einer geringen Ueberzahl hatte er das Glück, den Sieg davon zu tragen.

So schien also Mitylene gerettet! Aber schon vor 24 Stunden war der frühere Befehl abgesandt, die schnelle Ausführung war darin befohlen; und wie sollte man ihr noch zuvorkommen? Geschwindigkeit mußte hier Alles entscheiden. Ein neues Eilschiff mußte noch selbigen Tags aus dem Hafen laufen; die Gesandten der Mitylener munterten die Ruderknechte durch die größten Versprechungen auf; sie selber brachten ihnen Brod und Wein, um sich während

*) *Thucyd.* III. cap. 42 — 48.

des Ruderns damit zu laben; und da Wind und Wetter günstig waren, so schien der Himmel selbst ihre Hoffnung zu beleben, daß ihre Vaterstadt dem Blutbade entgehen würde.

Allein obgleich die Ruderknechte ihre äußersten Kräfte anstrengten, so kam das erste Ruderschiff doch früher an. Paches erhielt die blutige Ordre; es wurden schon alle Anstalten zur Ausführung gemacht, und die Todesbotschaft lief durch alle Gassen der Stadt; als gerade vor dem Moment der Ausführung das zweite Schiff mit ausgespannten Segeln in den Hafen einlief.

So war Mitylene zwar dem Untergange entzogen; aber die Pöbelwuth wollte doch ihre Opfer haben! Die Mauern der Stadt wurden niedergerissen; alle ihre Schiffe wurden weggenommen; und alle aristokratisch gesinnten Bürger, welche Paches gefangen nach Athen gesandt hatte, wurden dort ums Leben gebracht; denn für diese zu sprechen, hatte selbst Diodot nicht gewagt!

2.

Die
Majores Domus
und die
Emirs al Omrah *).

Die Erscheinung der Hausmeier (Majores domus) ist eine, im Ganzen genommen, in der Weltgeschichte oft wiederkehrende Erscheinung. Denn was ist gewöhnlicher, als daß in Reichen, wo eine Reihe schwacher oder unfähiger Fürsten den Thron besteigt, ihnen nur der Schatten der Macht bleibt; indem neben ihnen unter irgend einem Titel Stellvertreter sich erheben, welche die wahre Gewalt in Händen haben, bis es ihnen gefällt, auch zuletzt jenen Schatten verschwinden zu machen, und selber die Krone sich zuzueignen, welche die rechtmäßigen Besitzer nicht mehr zu tragen vermochten. Nirgend indeß ist dieses Schauspiel gewöhnlicher, ja allgemeiner, als in

*) Aus der Vorrede zu D. Pertz Geschichte der Merowingischen Hausmeier. Hannover 1819.

den großen Reichen des Orients, wo die meisten Dynastieen durch solche Stellvertreter ihrer Gewalt beraubt, und bald gänzlich von dem Thron heruntergestürzt worden sind.

Es fällt bei einer genauern Kunde des Orients allerdings bald in die Augen, daß die dortigen Sitten, die Einrichtungen der Höfe und der Verfassungen, solche Unternehmungen begünstigen mußten. Wo bei der Vielweiberei keine Sicherheit der Nachfolge ist, stehen die Throne schon um deswegen weniger fest; und wo die, welche sie besteigen, in dem Innern des Harems erzogen, oder aus Gefängnissen hervorgeholt werden, kann man es nur als seltene Ausnahme betrachten, wenn sie dennoch die Kraft und die Talente besitzen, welche zur Selbstherrschaft in großen Reichen erforderlich sind. Je unumschränkter aber die Herrschergewalt ist, um desto gewisser geht sie alsdann auch in fremde Hände über.

Wenn man die Geschichte der Hausmeier in universalhistorischem Lichte betrachten will, scheint es keineswegs überflüssig zu seyn, sie mit einer jener ähnlichen Erscheinungen des Orients in Vergleichung zu stellen, nicht etwa blos um Aehnlichkeiten aufzufinden, sondern auch zu zeigen, worin sie verschieden sind. Kein anderes der dortigen großen Reiche scheint dazu so passend, als das Arabische unter den Kaliphen, wo während der Herrschaft des Hauses der Abbassiden, die zu Bagdad ihren Sitz hatten, die Emirs al Omra, oder Großemirs, die Gewalt in die Hände bekamen. Sie erinnern so unwillkürlich an

die Hausmeier in der Fränkischen Monarchie, daß es kein unpassender Stoff zu einer Vorrede der Geschichte jener zu seyn scheint, einige Züge zu ihrer Vergleichung zu entwerfen, der wir jedoch eine kurze Uebersicht der Geschichte des Großemirats voraus schicken zu müssen glauben.

Das Großemirat entstand unter dem Kaliphen el Rhadi, dem zwanzigsten dieser Herrscher aus dem Hause der Abbassiden, das in Bagdad seinen Sitz aufgeschlagen hatte. Das vormalige Weltreich der Kaliphen, von Marokko bis Indien reichend, war damals im Begriff, ganz auseinander zu fallen. Schon sein unermeßlicher Umfang hätte dieß herbeiführen müssen; innere Ursachen trugen nicht weniger dazu bei. Der in der Reihe jener Herrscher so berühmte Harun al Raschid, der Zeitgenosse Karl's des Großen, war der letzte, der es, mit Ausnahme der westlichsten Provinzen in Spanien und Afrika, zusammengehalten hatte. Nach seinem Tode, im Jahr 809, wurde der Verfall bald allgemein. Die Kaliphen standen nicht mehr selbst an der Spitze der Heere; sie lebten im Innern ihres Harems. Ihre Sicherheit vertrauten sie fremden Söldnern an; Leibwachen, meist aus Türken gebildet; aber ihre seynsollenden Beschützer wurden bald ihre Tyrannen. Die Statthalter in den Provinzen kümmerten sich immer weniger um die Befehle ihrer Oberherren; sie machten sich unabhängig; zumal da es Sitte wurde, daß man die Einkünfte, die sonst die Kaliphen selber erhoben hatten, ihnen verpachtete. So entstanden die

meisten jener Dynastieen in den verschiedenen Provinzen des Reichs; zum Theil Türkischer Herkunft; da die Befehlshaber der Leibwache leicht die Mittel in Händen hatten, sich Provinzen zur Verwaltung — das hieß zur Beherrschung — geben zu lassen. Zwar hatten jene Kaliphen ihre Veziers; und auf den ersten Blick kann es befremdend scheinen, daß nicht diese schon die Rolle spielten, wie nachmals die Großemirs. Aber sie hatten nicht die Mittel dazu, entfernte Statthalter im Zaum zu halten; und schon die Türkischen Leibwachen hätten ihre Macht nicht aufkommen lassen. Unter dem oben erwähnten el Rhadi war es schon so weit gekommen, daß das wirkliche Gebiet des Kaliphen sich wenig über die Hauptstadt erstreckte. Unter diesen Umständen ernannte er einen schon für sich mächtigen Mann, Mohammed, den Sohn des Rajek, Beherrscher der Stadt Waleth und ihres Gebiets am Tigris, im Jahr 935 zum Emir al Omrah (Fürsten der Fürsten); setzte ihn über alle Statthalter; und die bisherige Stelle des Veziers hörte sofort auf. Der neue Großemir sollte also durch seine Macht der Wiederhersteller des Reichs werden. Wie schwierig und gefahrvoll aber seine Stelle war, geht schon daraus hervor, daß in den ersten zehn Jahren nicht weniger als sechs Großemirs, alle durch gewaltsame Revolutionen, einander folgten. Gleichwohl hatte die Stelle doch einen Reiz für diejenigen, welche die Mittel hatten, oder zu haben glaubten, sich in ihr zu behaupten; es war also nicht sehr zu verwundern,

wenn

wenn eins der schon mächtig gewordenen Häuser dieselbe an sich riß. Dieß war das Haus der Buiden, wie sie von ihrem Stammvater Bujah hießen, welches in einem großen Theile von Persien bereits seine Herrschaft gegründet hatte. Schon im Jahr 945 bemächtigte sich ein Fürst aus diesem Hause — sein Name oder vielmehr Titel, der bei diesen Fürsten immer die Stelle des Namens vertrat, war Mozed ed Daula (Säule des Reichs) — indem er die Türkische Leibwache des Kaliphen Mostacfi aus Bagdad trieb, und der Kaliphe selber sich ihm in die Arme warf, der Stadt, und des Großemirats, das von diesem Zeitpunkt an bei dem Hause der Buiden bis zu dessen Untergange blieb. Elf Großemirs hat dieß Haus dem Reiche gegeben; es fehlte aber viel daran, daß sie ruhig auf einander gefolgt wären. Gleich der erste konnte sich nur unter fortdauerndem Kampf mit seinen nächsten Verwandten halten. Sein Sohn und Nachfolger, ein Wollüstling, sah sich genöthigt, zu Gunsten seines Vetters Adad ed Daula seine Stelle niederzulegen, der ihn 977 tödten ließ. Er hatte in Persien schon länger geherrscht, und wird als ein Fürst geschildert, der auch Sinn für die Künste des Friedens hatte; aber das Großemirat bekleidete er nur wenige Jahre bis zu seinem Tode, der schon 982 erfolgte. Er hatte das Reich zwischen seinen beiden Söhnen getheilt, von denen der eine den andern stürzte und blenden ließ; aber bald darauf 989 starb. Ihm folgte sein Sohn Bahad ed Daula, unter beständigen Unruhen, der

im Jahr 1012 sein Leben an der fallenden Krankheit, wie sein Vater, endete. Sein Sohn und Nachfolger Soltan ed Daula mußte vor seinem eigenen Bruder flüchten, der bereits 1021 seinen Platz einnahm, aber schon 1025 starb. Noch war ein dritter Bruder übrig, Dschalal ed Daula, der auf Verlangen der Truppen mit dem Großemirat bekleidet wurde, und bis zu seinem Tode 1043, aber unter fast beständigen Stürmen, in seinem Platze blieb. Neben diesen Großemirs sind die Kaliphen selbst unbedeutende Personen, denen man nur den Titel und die religiöse Würde ließ; die aber, wenn ihre Tyrannen unzufrieden mit ihnen waren, sie keineswegs vor groben Mißhandlungen schützen konnten. Aber diese hatten wieder ihre gefährlichsten Feinde an den Türkischen Leibwachen in Bagdad, die nur durch große Geschenke, und auch dadurch nicht immer, im Gehorsam erhalten werden konnten. Um die Zeit, als Dschalal ed Daula starb, war das Haus der Buiden schon seinem gänzlichen Falle nahe. Denn in den Ländern am Orus hatte bereits eine neue Herrschaft, die der Seldschucken, angefangen sich zu bilden. Diß Nomadenvolk, dessen Sitze östlich von dem Caspischen Meer gewesen waren, war, wie andere ähnliche Völker, nach Süden gewandert, und hatte in dem fruchtbaren Chorasan sich festgesetzt. Unter ihrem Sultan Tagrul Bek — 1037 — wurden sie mächtige Eroberer, drangen nach Westen vor, und im Jahr 1055 fiel Bagdad in ihre Hände. Das Haus der Buiden ward nun gänzlich mit dem elften

Emir aus demselben, Malek Rahim, vernichtet, und die Seldschucken traten, als Gründer eines weiten Reichs, an ihre Stelle.

Nach dieser kurzen Uebersicht bieten die Aehnlichkeiten wie die Verschiedenheiten des Großemirats und des Instituts der Hausmeier leicht sich von selber dar.

Allerdings kommen beide darin überein, daß hohe Reichsbeamte, die untergeordnet seyn sollten, die Macht ihrer Herrscher ausüben. Auch ihrer Dauer nach waren beide sich ähnlich. Die Periode des Großemirats bis auf den Fall der Bujden (denn bei ihren Nachfolgern, den Seldschucken-Sultanen, war der Titel, wenn sie ihn auch führten, eine bloße Form) dauerte 120 Jahre; die der Hausmeier, von dem Regierungs-Antritt von Clothar II., wo mit Pippin dem Aeltern ihre Größe begann, bis zur Thronbesteigung Pippin's des Dritten 752, ist nur um 19 Jahre länger.

Aber doch waren beide schon in ihrem Ursprunge ungleich. Das Institut der Hausmeier ging hervor aus dem innern Wesen der Fränkischen Monarchie. Die Könige waren hier die größten Landeigenthümer und Güterbesitzer; sie zogen ihre Einkünfte und ihren Unterhalt fast allein von diesen Besitzungen, die sie selber bewirthschafteten. Diese Güter mußten verwaltet werden; es bedurfte dazu eines Oberaufsehers; dieser war der Hausmeier. Er war der Erheber wie der Verwalter der königlichen Einkünfte, zugleich sein Rathgeber, und sein Beistand in seinen Geschäften; seine Stelle war also an sich betrachtet nicht militäri-

scher Art; allerdings aber wurden Feldherren aus ihnen, weil sie die ersten unter den königlichen Leuten waren, und es in den damaligen Verhältnissen lag, daß diese, sobald die Natur sie zu Kriegern und Feldherren gestempelt hatte, auch ihre Anführer wurden.

Ganz anders war der Ursprung des Großemirats. Die Kaliphen waren nicht Güterbesitzer und Landeigenthümer in dem Sinn wie die Merowinger; sie zogen ihre Einkünfte nicht aus Ländereien, sondern aus den Tributen der Provinzen oder den Pachtgeldern ihrer Statthalter. Sie brauchten keine Hausbediente zu ihrer Verwaltung, sondern Feldherren zu ihrer Erhebung und Beitreibung. Dieß sollte das *Geschäft* der Emirs al Omrah seyn; ihre Stellen waren also schon in ihrem Ursprunge militärischer Art.

Daraus ergiebt sich von selbst eine zweite Verschiedenheit. Die Macht der Hausmeier war eine langsam und allmählig sich bildende Macht; die Großemirs wurden gleich von Anfang auf die Stuffe gestellt, auf der sie stehen sollten. Beide kamen zwar darin überein, daß sie ihren Herrschern untergeordnet seyn sollten; aber die Großemirs standen doch zu den ihrigen in einem andern Verhältniß, als die Hausmeier. Ihre Namen wurden gleich bei dem ersten mit dem des Kaliphen in die öffentlichen Gebete aufgenommen, das eine Art von Mitherrschaft bezeichnete. Seitdem vollends die Buiden in den Besitz des Großemirats kamen, waren sie zwar als solche scheinbar dem Kaliphen untergeordnet, blieben aber doch in ih-

rem Gebiet in Persien unabhängig, und schlugen Münzen, das Zeichen der Souveränität.

Die Stelle der Hausmeier ferner wie die der Großemirs ward zwar erblich; aber doch auch wieder auf verschiedene Weise. Die der Hausmeier ward es sehr langsam im Verlaufe der Zeit; das Großemirat ward es schon zehn Jahre nach seiner Errichtung in dem Sinne, als überhaupt erbliche Herrschaft im Orient statt findet, wo zwar wohl ein herrschendes Haus, aber in diesem keine fest geregelte Nachfolge ist. Schon darin lag ein Hauptgrund, daß das Großemirat nie die Festigkeit erhalten konnte, welche das Fränkische Institut der Hausmeier erhielt.

Wie verschieden ferner erscheinen sowohl die Hauptcharaktere als die innern Verhältnisse in dem Hause der Karolinger und der Buiden! Das erste stellt seit dem ersten Pippin eine Reihe ausgezeichneter Männer auf, die alle als Feldherren, mehrere auch als Staatsmänner und Herrscher, glänzen. Das Haus der Buiden war keineswegs an den letztern reich. Der einzige Adad ed Daula, den uns die Annalisten der Araber als einen Freund der Wissenschaften, als Wiederhersteller und Erbauer von Städten, überhaupt als Beschützer der Künste des Friedens schildern, scheint davon eine Ausnahme zu machen; aber es ist schon oben gezeigt, daß, wenn er gleich eine längere Herrschaft in Persien hatte, er doch dem Großemirat nur wenige Jahre vorstand. Aber auch die innern Verhältnisse der beiden Häuser, wie verschieden! In dem der Karolinger eine nur selten und vorübergehend unter-

brochene Einigkeit; in dem der Buiden ewiger Familienzwist und blutige Fehden, wo der Neffe den Oheim, der Bruder den Bruder bekriegt.

Die größte Verschiedenheit endlich zeigt sich in dem Fortschreiten zum Ziel, und der letzten Entwickelung der Schicksale beider Häuser. Die Hausmeier wurden Herren der ganzen Monarchie, und blieben es. Die Großemirs sollten zwar nach ihrer Bestimmung Herren des gesammten Kaliphats und seiner Provinzen werden. Aber wie viel fehlte, daß sie sich diesem Ziel auch nur genähert hätten! Außer ihren ältern Persischen Besitzungen haben sie ihre Herrschaft über die Grenzen von Bagdad und seinem Gebiet nie beträchtlich erweitern können; ja selbst der Besitz der Hauptstadt ward ihnen mehrmals streitig gemacht. Kann also auch die Verschiedenheit der endlichen Entwickelung ihrer Schicksale verwundern? Die Karolinger setzten sich zuletzt auf einen Thron, von dem sie die Scheinkönige herunter steigen ließen; die Buiden, wenn auch die letzten derselben den Königstitel (Malek) führten, endeten doch mit einem schmähligen Untergange, während das Karolingische Haus erst auf dem eingenommenen Thron den größten seiner Fürsten sah.

3.

Die Feldherren alter und neuer Zeit.

(Aus dem Kriegskalender. Leipzig 1810.)

Ein großer Monarch und Feldherr unserer Tage soll einem berühmten Schriftsteller die Frage vorgelegt haben: ob den Feldherren der alten oder der neuen Zeit der Vorrang gebühre? Vermuthlich hätte man hier die Antwort am liebsten von dem gehört, der die Frage that; kann der Gelehrte sie geben, ohne sich dem Vorwurf der Anmaßung auszusetzen? Eher möchte wenigstens mancher Feldherr über Gelehrte kompetenterer Richter seyn, als der Gelehrte über Feldherren. Auch wir wollen uns also wohl hüten, kühn zu entscheiden; nur zu sagen, was uns dünkt, wird uns frei stehen.

Die Stimme aller Völker und Zeiten ist kaum in etwas Anderm sich so gleich geblieben, als in den Lobpreisungen großer Heerführer. Die Größe und der Erfolg ihrer Thaten mag daran einen großen Antheil haben; er giebt aber doch den Maaßstab nicht allein. Hannibal und Daun glänzen neben Scipio und Friedrich, wenn sie gleich unterlagen; und Luxemburg's Siege haben den Ruhm von Wilhelm dem Oranier

nicht verdunkeln können. Daß, unabhängig von dem Erfolg einzelner Schlachten, nur der sehr überlegene Mensch der würdige Führer eines Heers seyn könne, fühlt jeder; und wie schwer auch der kriegerische Ruhm zu erringen seyn mag, so hat der Feldherr doch nicht wenig dadurch voraus, daß er schon durch seine Stelle so weit über Tausende hervorragt.

Sollten wir auf jene Frage eine Antwort ertheilen, so würden wir weder unbedingt den Feldherren des Alterthums noch denen der neuern Zeit den Vorrang einräumen; aber wir würden sagen: die erstern bedurften mehr des Genies und des persönlichen Muths, die andern mehr der Kenntnisse und der Geistesstärke.

Die Feldherren des Alterthums bedurften zuerst mehr des Genies, weil sie als Menschen und Bürger ihren Kriegern um vieles näher blieben. Sie bildeten sich meist in Republiken; die des neuern Europas, mit Ausnahme der Söhne der Revolution, in Monarchieen. In den Staaten Griechenlands und Roms hatte der Rang nicht, ehe sie zum Kommando gelangten, zwischen ihnen und ihren Mitsoldaten eine Kluft befestigt. Sie waren Bürger gewesen so gut wie jene, sie hatten mit ihnen gedient, sie traten nach niedergelegtem Kommando wieder in die Masse der bloßen Bürger zurück. Dieß mußte, wie groß auch ihre Macht als Feldherren, ja wie unumschränkt sie auch seyn mochte, doch ein ganz anderes Verhältniß gründen, als da, wo die Geburt und der Stand schon lange vorher eine Scheidewand

gezogen hatten. Das Commilitones des Bürgerkonsuls war bedeutungsvoller, als das Kameraden des fürstlichen Feldherrn der neuern Zeit; jenes floß aus der Natur, dieses aus der Herablassung des Augenblicks. Wenn die Römischen Legionen ihren siegenden Heerführer mit dem Zuruf Imperator begrüßten, so gaben sie ihm einen Titel, den die neuern Zeiten nicht gestatten, weil in ihnen kein Titel von unten herauf kommen darf. Der Feldherr blieb also moralisch gewissermaßen immer mehr in der Abhängigkeit von seinem Heer, wie sehr er auch militärisch über alle hervorragte. Wer das römische Alterthum kennt, weiß, wie keck und laut die Urtheile der Soldaten über ihre Feldherren waren; ja wie selbst ein Cäsar an seinem Ehrentage es sich mußte gefallen lassen, daß seine Legionen neben den Siegsliedern des Triumphs ihre Spottlieder sangen.

In dem Verhältniß des Befehlshabers zu dem Heer lag also etwas von Gleichheit bei der Ungleichheit, das in den neuern Zeiten daraus verschwand; und eben daraus mußte das Bedürfniß hervorgehen, nicht blos auf die Masse als solche, sondern auf die Individuen zu wirken, die die Masse bildeten. Jenes mag durch Befehle geschehen, dieses vermag kein Kommando; es kann nur die Folge der Ueberlegenheit, und nicht etwa blos der des Muths, sondern vielmehr der des Geistes seyn.

Die Feldherren des Alterthums bedurften daher besonders einer Fertigkeit, um welche die der neuern Zeit sich wenig bekümmert haben, sie mußten sprechen

können. Die Kunst zu fluchen, die zwar auch eine Art von Genie erfordern, und sogar auch eine Art von Enthusiasmus hervorbringen soll, kann doch nur augenblickliche Wirkungen erzeugen, und scheint im Alterthume wenig kultivirt worden zu seyn. Ein stummer Feldherr wäre dort so gut wie gar kein Feldherr gewesen. Wir verstehen hier aber unter Sprechen nicht blos eigentliche Beredsamkeit. Allerdings durfte zwar auch diese nicht fehlen; der Heerführer, der vor dem Anfange einer Schlacht oder bei andern Gelegenheiten seine Truppen zu haranguiren hatte, mußte auch in einem gewissen Grade Redner seyn. Aber die Kunst gut zu sprechen schließt unstreitig noch viel mehr in sich, als die Kunst zu haranguiren. Diese mochte dem Imperator Achtung und Gehorsam bei der Masse verschaffen; jene verschaffte ihm das Zutrauen der Einzelnen.

Ob die alte oder die neue Taktik mehr Genie erfordere? ist eine vielleicht schwierigere Frage. Verstehen wir unter Taktik die Anordnung der jedesmaligen Stellung und Bewegung des Heers, insofern sie durch die Umstände und das Lokal bestimmt werden, so behauptet das Genie, unabhängig von der Zeit, ohne Zweifel jedesmal seine Rechte. Soll aber die Theorie dieser Wissenschaft, insofern sie allgemeine Vorschriften geben kann, darunter gedacht werden; so scheint es hat das Alterthum der neuern Zeit hier wenig zu erfinden übrig gelassen. Die Eine große Aufgabe der Taktik, eine Truppenlinie zugleich möglichst fest und auch möglichst beweglich zu machen,

ist im Alterthume auf so vielfache Art zu lösen versucht worden, daß man alle Mittelstufen von den Extremen der tiefsten bis zu denen der leichtesten Schlachtordnung durchgegangen zu seyn scheint. Während die Macedonische Phalanx die möglichst tiefste Stellung nach Maaßgabe der damaligen Bewaffnung bildete, ward bei der Römischen Legion so lange experimentirt, bis das Genie des ältern Scipio Afrikanus jenes Problem befriedigend aufgelöst zu haben schien. Die zweite Hauptaufgabe aber, durch die geschickte Stellung und Bewegung den Mangel der Zahl zu ersetzen, mußte im Alterthum um so fühlbarer werden, da die Griechischen und Römischen Feldherren fast immer mit sehr mäßigen Heeren einer weit überlegenen Macht sich widersetzen mußten. Das war es wohl hauptsächlich, was sie so groß machte, indem es sie nöthigte, ihr Genie zu entwickeln und Erfinder zu werden. So lernte Miltiades bei Marathon, die Flügel vor der Persischen Reuterei zu decken. So wurde Epaminondas, der dreifach stärkern Macht Spartas gegenüber gestellt, aus Noth der Erfinder jener schiefen Schlachtordnung, durch welche zweitausend Jahre nach ihm noch Friedrich auf den Feldern von Leuthen Neunzigtausend mit Dreißigtausend schlug. So sieht man nicht ohne Verwunderung, wie die Römer schon in ihrer zweiten Seeschlacht unter dem Konsul Lutatius gegen die Karthagische Uebermacht, durch die Durchbrechung der feindlichen Flotte an Einem Punkt, statt Linie gegen Linie zu stellen, dieselbe Taktik gebrauchten, welche

die Britten erst seit Rodney anwenden. In der Tiefe ihres Genies mußten jene Männer ihre Hülfsmittel suchen; waren aber die großen Erfindungen nicht immer desto schwerer zu machen, je einfacher sie sind?

Die furchtbaren Wirkungen des Pulvers, welche dem Geist des Kriegers eine neue Bahn eröffneten, scheinen unserer Geschützkunst einen großen Vorrang vor der der alten Welt zu geben, und allerdings steht nicht zu erwarten, daß wir wieder zum Gebrauch der Ballisten und Katapulten zurückkehren werden. Aber sagen wir zu viel, wenn wir behaupten, daß die Erfindung des Pulvers, indem sie die ganze Geschützkunst auf den Gebrauch Eines Mittels zurückgeführt hat, zugleich dem Genie seine Bahn äußerst beschränke? Fällt es nicht in die Augen, daß die alte Geschützkunst der mechanischen Erfindungskraft einen viel größern Spielraum ließ? Man bedarf nur einiger Kenntnisse ihrer Werkzeuge, um sich zu überzeugen, daß die bewegenden Kräfte bei derselben von sehr verschiedener Art waren, und daraus eine Mannigfaltigkeit des Geschützes theils wirklich hervorging, theils hervorgehen konnte, welche die neuere Kriegskunst nicht zuläßt. Die Beweise davon liegen besonders in den berühmten Belagerungen des Alterthums. Nur der Kenner des Fachs mag hier eine genaue und ausführliche Vergleichung anstellen. Aber welche neuere Belagerungsgeschichte, die von Antwerpen im sechzehnten und die von Gibraltar im achtzehnten Jahrhundert nicht ausgenommen, könnte

wohl die Vergleichung mit der des alten Syrakus aushalten, das das Genie des unsterblichen Archimedes zwei Jahre lang gegen die Römischen Mauerbrecher und Wurfmaschinen vertheidigte?

Behauptete so in der alten Kriegskunst das Genie vor der neuern den Vorzug, so bedurften die Feldherren jener Zeit auch des persönlichen Muths mehr, als die der neuern. Gehen wir in die frühern Perioden zurück, etwa in die der Homerischen Helden, so fällt es in die Augen, daß es hier gerade der Vorzug des persönlichen Muths und der persönlichen Stärke war, welcher den Anführer machte. Allerdings ward eben dadurch noch das Zeitalter der Barbarei bezeichnet, und die Zeiten sollten kommen, wo der hinkende Agesilaus, der neben einem Achill und Agamemnon eine schlechte Figur gemacht hätte, der erste Heerführer der Griechen heißen konnte. Allein auch in dieser Periode der gebildeten Kriegskunst blieb der persönliche Muth doch für den Feldherrn unentbehrlicher, als in den neuern Jahrhunderten. Mußte dieß nicht schon daraus hervorgehen, daß jener, wie wir oben zeigten, dem gemeinen Krieger immer näher blieb? Es lag aber auch in dem Zustande der Kriegskunst. Wo die Gefechte nie in der Ferne, nur in der Nähe entschieden wurden, wo Mann gegen Mann focht, wo es also immer zum Handgemenge kam; stand es nicht so in der Macht des Befehlshabers, sich den Gefahren der Schlacht zu entziehen. Er mußte oft Theil nehmen, und der Verzagte hätte auf einmal sein Ansehen verloren. Daher konnten

auch im Alterthum noch in den Zeiten der sehr gebildeten Kriegskunst einzelne Feldherren so gewaltig durch ihren Heldenmuth wirken. Von dieser Art war König Pyrrhus von Epirus. Er hieß der erste Krieger seiner Zeit, und darum hing sein Heer an ihm, wenn auch sein Ruf als Feldherr und noch mehr als Herrscher sehr zweideutig war. So konnten allerdings damals oft die Fälle vorkommen, wo der Befehlshaber, sich vergessend, als gemeiner Krieger auftrat, und, von seinem Muth fortgerissen, wie Pelopidas im Handgemenge seinen Tod fand; oder es konnte sich auch ereignen, daß er nach langer vergeblicher Anstrengung endlich, wenn das Genie des Feldherrn alles erschöpft hatte, zuletzt noch versuchen konnte, was der persönliche Angriff vermochte. So fiel ein Epaminondas, an der Spitze der heiligen Schaar durch seinen Tod den Sieg bei Mantinea erringend.

Wenn wir Genie und persönlichen Muth als die ersten Erfordernisse der Feldherren des Alterthums schildern, so wird man uns darum nicht die Behauptung beilegen, sie seyen denen der neuern Zeit entbehrlich. Es ist nur von dem größern oder geringern Bedürfniß die Rede. Sollten aber die obigen Bemerkungen noch einen Zweifel hieran übrig lassen, so bleibt noch eine andere Betrachtung zurück, die ihn heben würde. Der Feldherr des Alterthums mußte sich überhaupt unendlich mehr auf sich selbst verlassen; er ward in der Ausübung seiner hohen Pflichten weit weniger von andern unterstützt, als der der neuern Zeit. Griechen so wenig als Römer kannten

das, was wir einen Generalstab nennen. Eine Ahnung davon scheint Alexander's Genie gehabt zu haben; bei seinem Heere zeigen sich einige Einrichtungen, die einen Anfang davon zu verrathen scheinen; aber auch nicht mehr als dieses. Was in der neuern, vor allem aber in der neuesten Kriegskunst der Generalstab sey, wie seine Ausbildung als einer der größten Gegenstände betrachtet ward, ist Niemanden unbekannt. Kenner mögen es beurtheilen, ob diese hohe Vervollkommnung eines Instituts, das ganz darauf berechnet ist, dem Feldherrn seine Geschäfte zu erleichtern, nicht endlich wieder das Sinken der Kriegskunst herbeiführen kann; wenn es dahin kommen sollte, daß der Befehlshaber, von seinen nächsten Umgebungen abhängend und auf sie sich verlassend, nichts weiter als der Routine bedarf. Wie ganz anders war es im Alterthum! Hier ruhte alles auf dem Oberfeldherrn. Nicht nur die Entwerfung der Pläne, sondern auch weit mehr die Ausführung war seine Sache. Von dieser Seite betrachtet scheint es uns, daß Cäsar einzig in der Geschichte ist. Kein anderer Feldherr hat so mittelmäßige und schlechte Unterfeldherren gehabt. Wie tief stehen selbst die ersten derselben, ein Antonius und Lepidus, unter ihm! Auch mißlang gewöhnlich alles, wo er nicht selber zugegen war. Sein Curio ward mit den Legionen in Afrika niedergehauen; sein Labienus ging zum Pompejus über; es war immer Cäsar selber, der kam, sah, und siegte.

Bedurfte aber der Feldherr des Alterthums auch dieser Vorzüge in einem höhern Grade, wer wird es

leugnen, daß dagegen andere dem der neuern Zeit unentbehrlich sind?

Bedarf er vielleicht weniger des Genies, so bedarf er dagegen desto mehr der Kenntnisse. Zwar behält der richtige Blick, der auf der Stelle sieht was zu thun ist, dieß Geschenk der Natur, nicht des Studiums, in allen Zeitaltern seinen Werth; aber wenn der Feldherr des Alterthums damit ausreichen konnte, so muß er bei dem der neuern Zeit durch viele und vielfache Einsichten unterstützt werden. Welche Kenntnisse erfordert nicht die Aufnahme des Terrains, so wie der zweckmäßige Gebrauch des groben Geschützes? Welche die neuere Befestigungskunst der Läger und Städte, und welche wiederum der auf sie gerichtete Angriff? Es mag seyn, daß der Befehlshaber für alle diese Geschäfte seine Leute hat, aber muß er nicht ihre Arbeiten beurtheilen können?

Ist endlich dem Feldherrn der neuern Zeit der Muth des gemeinen Kriegers *entbehrlicher*, so bedarf er dagegen desto mehr einer andern ungleich größern und seltenern Eigenschaft, jener Ruhe und Unerschütterlichkeit des Geistes, die durch den Anblick furchtbarer Scenen, ja selbst des herannahenden Verderbens, nicht aus ihrem Gleichgewichte gebracht wird. Die Bewegungen des Heers *während* der Schlacht zu leiten, mußte in eben dem Maaße eine höhere Forderung werden, als die Kriegskunst mehr Kunst wurde. In den Schlachten der alten Welt konnte, hätte das Handgemenge einmal begonnen, das Kommando wahrscheinlich viel weniger ausrichten. Von

dem

dem Feldherrn der neuern Zeit fordert man, daß er die Bewegungen aller einzelnen Theile des Heers bis zur Entscheidung leiten solle. Er allein soll kalt und besonnen bleiben, wenn die Tausende um ihn sich ihrem Muthe überlassen. Er allein soll nicht erschüttert werden, wenn der Freund, der Bruder, der Sohn an seiner Seite fällt; er allein soll selbst über das Glück sich erheben, und, wenn dieses ihm untreu wird, gerade die schwerste seiner Pflichten ausüben, durch die Anordnung des Rückzugs die Flucht zu vermeiden. Diese tiefe innere Ruhe des Gemüths, während der gewaltigsten Stürme von außen, kann nur das Eigenthum großer Menschen seyn; und könnte der Feldherr der neuern Zeit ungestraft an Genie hinter dem des Alterthums zurückbleiben, so würde er sich durch diesen Vorzug allein schon wieder über ihn erheben.

---

leugnen, daß dagegen andere dem der neuern Zeit unentbehrlich sind?

Bedarf er vielleicht weniger des Genies, so bedarf er dagegen desto mehr der Kenntnisse. Zwar behält der richtige Blick, der auf der Stelle sieht was zu thun ist, dieß Geschenk der Natur, nicht des Studiums, in allen Zeitaltern seinen Werth; aber wenn der Feldherr des Alterthums damit ausreichen konnte, so muß er bei dem der neuern Zeit durch viele und vielfache Einsichten unterstützt werden. Welche Kenntnisse erfordert nicht die Aufnahme des Terrains, so wie der zweckmäßige Gebrauch des groben Geschützes? Welche die neuere Befestigungskunst der Läger und Städte, und welche wiederum der auf sie gerichtete Angriff? Es mag seyn, daß der Befehlshaber für alle diese Geschäfte seine Leute hat, aber muß er nicht ihre Arbeiten beurtheilen können?

Ist endlich dem Feldherrn der neuern Zeit der Muth des gemeinen Kriegers entbehrlicher, so bedarf er dagegen desto mehr einer andern ungleich größern und seltenern Eigenschaft, jener Ruhe und Unerschütterlichkeit des Geistes, die durch den Anblick furchtbarer Scenen; ja selbst des herannahenden Verderbens, nicht aus ihrem Gleichgewichte gebracht wird. Die Bewegungen des Heers während der Schlacht zu leiten, mußte in eben dem Maaße eine höhere Forderung werden, als die Kriegskunst mehr Kunst wurde. In den Schlachten der alten Welt konnte, hätte das Handgemenge einmal begonnen, das Kommando wahrscheinlich viel weniger ausrichten. Von

dem

dem Feldherrn der neuern Zeit fordert man, daß er die Bewegungen aller einzelnen Theile des Heers bis zur Entscheidung leiten solle. Er allein soll kalt und besonnen bleiben, wenn die Tausende um ihn sich ihrem Muthe überlassen. Er allein soll nicht erschüttert werden, wenn der Freund, der Bruder, der Sohn an seiner Seite fällt; er allein soll selbst über das Glück sich erheben, und, wenn dieses ihm untreu wird, gerade die schwerste seiner Pflichten ausüben, durch die Anordnung des Rückzugs die Flucht zu vermeiden. Diese tiefe innere Ruhe des Gemüths, während der gewaltigsten Stürme von außen, kann nur das Eigenthum großer Menschen seyn; und könnte der Feldherr der neuern Zeit ungestraft an Genie hinter dem des Alterthums zurückbleiben, so würde er sich durch diesen Vorzug allein schon wieder über ihn erheben.

4.

Bürgergarden, Miethtruppen, stehende Heere,

universalhistorisch angesehen.

(Aus dem Kriegskalender. Leipzig 1811.)

Seitdem Hogarth die Londoner Stadtmiliz durch seine Karrikaturen zum Gegenstande des Gespöttes machte, brauchte man nur den Namen von Bürgermilizen zu erwähnen, um Lachen zu erregen. Wenige indeß wußten, worüber sie lachten; noch Wenigere mochten es einsehen, daß hier von etwas die Rede sey, das sie sehr nahe betreffe; wodurch das Schicksal der Völker und Reiche, wodurch auch ihr Schicksal entschieden werden kann, und seitdem vielleicht entschieden worden ist.

Es ist klar, daß der Ausdruck Bürgermilizen im Gegensatz gegen stehende Heere gebraucht wird. Wenn wir unter der Masse, welche diese letztern bilden, uns stets einen abgesonderten Stand denken, der den Krieg zu seinem einzigen Berufsgeschäft macht; der

auch im Frieden unter den Waffen, völlig organisirt, stets zum Zuschlagen bereit bleibt, und ausdrücklich vom Staat dazu besoldet wird: — so erwachsen dagegen Bürgermilizen aus Bürgern, die, friedlichen Beschäftigungen ergeben, nur für den Augenblick die Waffen ergreifen; die, wenn auch vielleicht während dieser Zeit vom Staat bezahlt, doch aus dem Kriege kein Gewerbe machen; die die Waffen nur tragen, so lange es gerade die Umstände erfordern, mit dem Vorsatz, sofort zu ihren friedlichen Beschäftigungen zurückzukehren, sobald die veränderte Lage es verstattet. Es mag seyn, daß hier gewissermaßen Mischungen Statt finden können; der Hauptcharakter von Beiden kann keiner Veränderung unterworfen seyn.

Erst durch die Ausbildung der stehenden Heere in dem neuern Europa konnte der Contrast zwischen ihnen und den Bürgermilizen sich bilden; konnte die Scheidewand zwischen ihnen so gezogen werden, wie geschah. Indem der Grundsatz sich immer mehr befestigte, daß in dem stehenden Heere die eigentliche Kraft des Staats liege; seitdem ein Soldatenstand sich völlig absonderte, konnte das, was nicht zu ihm gehörte, und doch Soldat seyn wollte, schwerlich gedeihen. Man nehme hinzu den äußern Glanz, der das stehende Militär umgab, der eine Bürgermiliz nicht auf diese Weise umgeben konnte, — und die Erscheinung wird vollkommen erklärt seyn.

Stehende Heere sind zwar in der Art, wie das neuere Europa sie sah, auch nur diesem eigen gewesen; indessen neu ist diese Einrichtung nicht; sie kehrte

nur unter etwas veränderten Formen, und vielleicht in einem größern Umfange, wieder.

Das Institut stehender Truppen fand sich schon bei den ersten civilisirten Völkern, welche die Weltgeschichte kennt, bei Indern und Aegyptern; und selbst noch mit schärferer Absonderung als in Europa, weil hier der Kriegerstand nicht blos getrennt von den übrigen, sondern selbst erblich, weil er Caste war. Das Castenwesen gehört bei uns zu den verrufenen Einrichtungen; auch sind wir eben nicht gewillet, etwa um ein Paradoxon aufzustellen, seinen unbedingten Vertheidiger zu machen. Daß gleichwohl dieses Institut, auf das Militär angewendet, — vorausgesetzt, daß dieses einmal einen abgesonderten Stand bilden soll, — gar nicht so durchaus verwerflich sey, scheint doch in die Augen zu fallen. Denn erstlich kann doch hier die Erziehung das meiste thun. Wer von Jugend auf weiß, er sey nur zu diesem Stande und zu keinem andern bestimmt, kann am besten dafür gebildet werden. Die Eltern, eben diesem Stande angehörend, werden dazu die geschicktesten seyn. Aber noch mehr! Es scheint, daß in keinem andern Corps ein Gemeingeist so sich müsse bilden, und so sich erhalten können wie in einer Kaste. Sie war, sie ist, sie bleibt abgesondert von dem übrigen Menschengeschlecht; und dieß nicht blos als Ganzes, sondern auch in den Familien, in jedem ihrer einzelnen Mitglieder. Das leistete selbst in einem solchen Grade die Gesellschaft Jesu nicht! Auch neuere Staaten, wenn gleich ohne Casteneintheilung, schei=

nen doch eine ähnliche Ueberzeugung zu haben. Die Söhne der Soldaten werden in der Regel als die besten Soldaten angesehen; im Regiment geboren zu seyn, ist gleichsam ein Lobspruch; und wir sehen in einem großen Reiche militärische Colonieen gründen, wo den Veteranen die Verpflichtung aufgelegt wird, ihre Söhne den Waffen zu bestimmen. Scheint es nicht, man wolle nach langen Umwegen endlich wieder auf Casteneinrichtungen zurückkommen?

Das Institut stehender Heere ist also etwas sehr altes; schon der ersten Ausbildung der Staatsgesellschaft scheint es eigen gewesen zu seyn, einen Theil der Staatsbürger ausschließend zur Vertheidigung zu bestimmen. Aber, was wohl gemerkt werden muß, auch nur zur Vertheidigung, nicht zum Angriff. Eroberer sind jene Völker durch Hülfe ihrer Kriegscaste selten oder nie geworden. Wann hätten die Inder fremde Länder eingenommen? Als aber die Aegyptischen Herrscher es versuchten, versuchten sie es durch Hülfe fremder Söldner, und mit schlechtem Erfolg. Von dieser Seite betrachtet hat die Castenverfassung etwas sehr Ehrwürdiges. Oben an steht die gebildetste, die am meisten unterrichtete Klasse; ihr allein ist die Verwaltung des Staats anvertraut; weil es dazu der Kenntnisse, der Bildung bedarf. Ihr zunächst steht die Klasse der Krieger, denn die Kraft soll von dem Geiste beherrscht, von ihm geleitet werden. Aber nur zum Schutz soll sie dienen, nicht zur Befehdung, nicht zur Unterdrückung schuldloser Nachbaren. Ihre innere Einrichtung aber er-

schwert den Mißbrauch, und macht ihn fast unmöglich.

Gleichwohl müssen diese Institute doch fehlerhaft gewesen seyn, denn — sie erfüllten ihre Bestimmung nicht. Keine Staaten sind nach dem Verhältniß ihrer Größe und Volksmenge schwächer gewesen, als Staaten, wo Casteneintheilung herrschte; keine Völker sind mehr, sind leichter unterjocht worden; keine waren weniger fähig, das ihnen einmal aufgelegte Joch wieder abzuschütteln.

Manche Ursachen mögen dabei zusammen gewirkt haben; aber Eine Hauptursache, die *allein* schon alles aufklären kann, springt doch bei einigem Nachdenken bald in die Augen: es war eine widernatürliche Einrichtung.

Es war eine widernatürliche Einrichtung! Wir alle sind mit den Kräften und Mitteln ausgerüstet, unser Daseyn, unsere Freiheit, und unser Eigenthum zu vertheidigen, sobald und so lange es unsere Jahre erlauben. Vielleicht lag in dem Widernatürlichen auch schon der Grund, weßhalb so wenige Völker diese Einrichtung annahmen, und sie nur bei einem Paar derselben zur vollen Reife gedieh. Clima, Religion, und andere Lokal- und Zeitverhältnisse mögen indeß mit eingewirkt haben. Einer abgesonderten Klasse unsere Vertheidigung zu übertragen, kann unter gewissen Umständen manche Vortheile gewähren; an und für sich bleibt es widernatürlich; und was widernatürlich ist, straft am Ende immer sich selbst. Die Verhältnisse ändern sich, unter denen es Vor-

theile gewähren konnte; die Nachtheile aber sind dauernd, weil sie in der Natur selber liegen; und sie treten nun bei veränderten Umständen in ihrer ganzen Stärke hervor, leider! meist dann, wenn es zu spät ist zu helfen.

Gleichwohl ist es unleugbar, daß in den Fortschritten der Civilisation selber etwas liegt, was jene Trennung der Stände befördert. Der friedliche Bürger verläßt ungern sein Gewerbe; noch ungerner sein Haus, seine Familie. Heilige Gefühle ketten ihn daran; es ist nicht bloßer Eigennutz, nicht Feigheit, die ihn bindet; gern wird er es sehen, wenn Andere seine Vertheidigung übernehmen, willig wird er dafür sich Aufopferungen gefallen lassen.

Diese Erscheinung kehrt daher auch in der Geschichte der meisten civilisirten Staaten wieder; wenn auch nicht gleich allenthalben stehende Armeen die Folge davon waren. Gewöhnlich sind es Miethtruppen, Söldner, sey es aus dem eigenen, sey es aus fremden Völkern, oder aus beiden, denen die große Masse der Nation ihre Vertheidigung überträgt; Schaaren, die auf eine Zeitlang in Dienst genommen werden, so lange man ihrer bedarf, um sie demnächst wieder zu entlassen. Dieses System ist nicht etwa einer einzelnen Staatsform eigen, es ist in Republiken wie in Monarchieen, in freien wie in despotischen Staaten, bald in einem größern, bald in einem geringern Umfange, angenommen und ausgeübt worden. Manches trug dazu bei, vor allem jedoch die herrschende Lebensart und Beschäftigung

der Bürger. Daher ist es vorzugsweise Eine Klasse von Staaten, in der es befolgt und ausgebildet wurde, die der Handelsstaaten. Die Pflugschaar wird auf einige Zeit leicht mit dem Schwerdte vertauscht; nicht so leicht der Markt mit dem Feldlager. Die Leichtigkeit des Gewinns ist für die große Zahl der Bürger von Handelsstaaten zu groß, als daß der spärliche Sold des Kriegers sie reizen, oder sie hinreichend belohnen könnte. Daher ward in den Handelsstaaten, die Kriege führten, es vor allen andern herrschende Maxime, sie, so viel man konnte, für sein Geld durch Andere führen zu lassen. Schon Tyrus hielt sich Miethsoldaten, die seine Mauern und Thürme bewachten. Carthago, in einem höhern Sinn erobernder Staat, gab diesem System auch einen viel größern Umfang. Die Völker zweier Welttheile standen in seinem Solde. Als in dem mittlern Zeitalter in Italien die Handelsrepubliken aufblühten, gediehen auch von selbst die Condottieri, Anführer, die sich mit ihren geworbenen Schaaren demjenigen vermietheten, der am meisten bot. Auch in den großen Handelsstaaten des neuern Europas zeigten sich, selbst bei der Ausbildung des Systems der stehenden Heere, dennoch dieselben Erscheinungen, nur auf etwas andere Weise. Man lieh entweder Corps stehender Truppen gegen Bezahlung, damit man sie selber nach Gutdünken gebrauchte; oder man gab fremden Mächten Subsidien, damit sie ihre Heere nach unsern Wünschen und nach unsern Zwecken agiren ließen. Wer

weiß nicht, zu welchem Umfange dieß getrieben worden ist!

Das System der stehenden Heere ward zwar nicht erst in dem neuern Europa erfunden und befolgt; aber niemals war es doch vorher in einem gleichen Grade ausgebildet. Es scheint unter zweierlei Umständen zu entstehen; erstlich: in einem großen und cultivirten Reiche, das seine Gränzen fortdauernd gegen die Angriffe roher Völker schützen muß: zweitens: in einem System ungleichartiger, sich begränzender, cultivirter Staaten.

Auf dem ersten Wege bildete es sich in dem Römischen Reiche unter den Imperatoren aus. Allerdings war schon seit den Zeiten, wo einzelne mächtige Männer, wie Sulla, Cäsar, sich ihre Armeen hielten, der Anfang dazu gemacht; aber seine Reife erhielt es doch erst, seitdem unter August der Rhein, die Donau, und der Euphrat die bleibenden Grenzen wurden. Jenseit dieser Ströme hauseten rohe kriegerische Völker, stets zu Einfällen und Streifzügen in die reichern Provinzen bereit. So ward ein stehender Cordon nothwendig; man errichtete bleibende Läger (castra stativa), die bald zu Städten erwuchsen, und brauchte also stehende Truppen. Auf demselben Wege ist diese Einrichtung in China entstanden. Die große Mauer deckte nicht allein gegen die Horden der streifenden Tartaren und Mongolen; man brauchte ein zahlreiches Heer, gehörig vertheilt, und stets auf seinem Posten. Daß dieses Heer eines der zahlreichsten auf der Erde ist, läßt sich nicht bezweifeln; daß

es, dennoch überwältigt, das Reich nicht hat schützen können, giebt im voraus einen Beweis von dem, was weiter unten gezeigt werden wird, daß stehende Heere ihrer Natur nach zerbrechliche Schutzwehren sind.

Auf dieselbe Weise sehen wir in unsern Tagen in einem andern Welttheil und in einem ganz anders geformten Staat dennoch den Anfang zu einem stehenden Heere, in dem Nordamerikanischen Freistaat. Das Bedürfniß, die Grenzen fortdauernd gegen die Indianischen Völkerschaften zu schützen, war es, welches gleich vom Anfange an, auch wie der Kampf für Freiheit und Unabhängigkeit beendigt war, und keine Macht mit einem disciplinirten Heer die neue Republik bedrohte, dennoch wenigstens den Stamm einer stehenden Armee unentbehrlich machte, wie unbedeutend diese auch bisher geblieben ist.

In dem vormaligen Europäischen Staatensystem ging das Institut der stehenden Heere aus den wechselseitigen Verhältnissen dieser Staaten, in Verbindung mit dem Zustande der Civilisation, hervor. Es ist eine zu beschränkte Ansicht, dasselbe ohne Rücksicht auf diese blos an und für sich selbst betrachten zu wollen; denn erst dann erscheint es in seinem wahren Lichte, wenn wir es in seinem Verhältniß zum ganzen Zustande der Gesellschaft ansehen. Policirte Staaten, die durch ihre Nähe und sich durchkreuzende Interessen in dem eben bemerkten Sinne ein Staatensystem bilden, sind im Ganzen immer zu einer Absonderung des Kriegerstandes von dem Bür-

gerstande gekommen; eben weil die fortschreitende Civilisation dahin führte. So war es schon in dem Macedonischen Staatensystem, das aus der zertrümmerten Monarchie Alexander's des Großen hervorging, und seinem Umfange und seinen Bestandtheilen nach mit dem des neuern Europas so manche Aehnlichkeiten hatte. Die Heere der Ptolemäer (wie hätte in dem gewerbreichen Aegypten der Bürger selber das Schwerdt tragen sollen?), der Seleuciden und Anderer, waren stehende Heere, und einem künftigen Geschichtschreiber bleibt es noch vorbehalten, die Folgen, die daraus sich entwickelten, in einem großen Gemälde darzustellen. Aber in dem Europäischen Staatensystem kam dies Alles zu einem weit höhern Grade von Reife. Es ging in einzelnen Staaten, namentlich in Frankreich, zuerst aus der reinsten Quelle hervor, aus dem fühlbar gewordenen Bedürfniß der Erhaltung der innern Ruhe zur Betreibung der Künste des Friedens. Es ward in eben diesem Staate zuerst auf einen solchen Grad getrieben, und auf eine solche Weise gemißbraucht, daß die gegründetsten Besorgnisse bei den Nachbaren entstanden. Was blieb übrig, als darin nachzufolgen? Nun war der Eifersucht die Laufbahn eröffnet! daß es von Andern noch weiter über die Grundkräfte ihrer Staaten hinausgetrieben sey, ist allgemein bekannt, und bedarf hier keiner weitern Erläuterung.

Das System der stehenden Heere hat seine Vortheile, wie seine Nachtheile gehabt; aber im Ganzen paßte es für das Staatensystem von Europa,

sowohl für den Zustand der Civilisation, als für die herrschende Politik.

Noch niemals und nirgend ist ein solcher Werth auf bürgerlichen Gewerbfleiß gelegt worden, als in den Staaten des neuern Europas. In den ältern Staaten sah man die Industrie der Bürger *blos als ihre Privatsache* an; in dem neuern Europa als *eine Sache des Staats.* Nur damit der Staat seine Bedürfnisse befriedigen konnte, sollte Industrie seyn; nur nach dem Maaße seiner Abgaben, inwiefern er deren mehr zahlte oder zahlen konnte, galt der reichere Bürger; und wenig würde man sich um die ganze Industrie gekümmert haben, hätte man neben dem Thron eine Goldgrube gehabt, aus der man nach Gutdünken hätte schöpfen können. So nahm der Staat die Privatindustrie unter seine Obhut und unter seine Aufsicht. Er wollte sie nach s e i n e n Zwecken lenken und leiten; wenig darum bekümmert, inwiefern diese mit den *Vortheilen und den Zwecken* der Bürger übereinstimmten. Es darzulegen, welche Reihe verderblicher Folgen daraus hervorging, wäre hier nicht an seinem Platz; wer von uns fühlt sie nicht auf seine Weise? Aber bei dieser Lage der Dinge mußte das Halten stehender Truppen schon deßhalb für den Staat Bedürfniß werden, um der Industrie, wie Er sie wollte, nicht zu schaden. Man wollte die Handwerker nicht aus ihren Werkstätten, die Arbeiter nicht aus den Fabriken abrufen; nicht damit die Eigenthümer nicht litten, sondern damit der Staat nichts an baarem Gelde, nichts an seinen Einkünf-

ten verlöre. So entstand also das Bedürfniß einer abgesonderten Klasse, die, keine bürgerlichen Gewerbe treibend, das Handwerk der Waffen allein zu dem ihrigen machte.

Aber auch für den herrschenden Geist der Politik paßte die Sitte der stehenden Heere nicht weniger. Das alte Staatensystem von Europa ruhte auf dem praktisch anerkannten Grundsatz der Heiligkeit des rechtmäßigen Besitzes. Für Eroberer, wenigstens für große Eroberer, war in demselben kein Platz. Wurden Versuche der Art gemacht, so empfand man das Bedürfniß, zusammen zu halten, um sie zu vereiteln. Dieß gelang im Ganzen fast über alle Erwartung! Wie wenig sind die Grenzen der Hauptstaaten Europas in den drei Jahrhunderten, die der ersten polnischen Theilung vorangingen, ungeachtet so vieler, so gewaltiger, und so ausgebreiteter Kriege, verändert worden? Ließ von menschlicher Weisheit, von menschlicher Kraft, bei der ewigen Gebrechlichkeit aller menschlichen Dinge, sich ein größeres Resultat erwarten, als jene Erhaltung des politischen Gleichgewichts, wie es die einfache Sprache der Vorzeit nannte?

Für diese politische Form von Europa paßte aber vollkommen das System der stehenden Heere. Sie sind am wenigsten dazu geschickt, mit ihnen große Eroberungen zu machen; noch weniger, diese auf die Dauer zu behaupten. Das ganze Institut beschränkt sich zu sehr und zu mannichfaltig durch sich selber; sowohl in Rücksicht der Zahl als auch der Kosten, die es erfordert. Bei dem Zustande der Civilisation

konnte nur ein verhältnißmäßig geringer Theil der Eingebornen für den Kriegsdienst bestimmt werden, wenn man nicht mit sich selbst in Widerspruch kommen, und die Industrie zu Grunde richten wollte. Es blieb also nichts anders übrig, als zur Annahme von Fremden seine Zuflucht zu nehmen, und die auswärtigen Werbungen entstanden mit allen ihren Greueln. Allein auch diese hatten ihre natürlichen Grenzen; und bittere Erfahrungen haben es gelehrt, was es heiße, diese Grenzen zu überschreiten. Man wird sobald nicht wieder dahin kommen, geworbene Fremdlinge im Frieden in den Festungen zu hüten, damit sie im Felde davon laufen.

Man hat lange und oft gefürchtet, daß durch die stehenden Heere die innere Freiheit der Staaten zu Grunde gerichtet werde, indem die Fürsten sich ihrer als Instrumente ihrer Macht willkührlich bedienten. Wer weiß nicht aus der neuern Geschichte, welchen Widerwillen diejenigen Nationen Europas, die auf ihre bürgerliche Freiheit am eifersüchtigsten waren, Holländer und Britten, gegen die Vermehrung der stehenden Truppen bewiesen haben? Gleichwohl, so wie man das fürchtete, ist diese Besorgniß nicht in Erfüllung gegangen. Es kann Staaten gegeben haben, in denen der Soldatenstand sich zu viel anmaßte, dadurch drückend wurde; aber es geschah nicht nach der Absicht, mit der Billigung der Fürsten; viel weniger, daß sie selber ihn zum Werkzeug einer Tyrannei gemißbraucht hätten, wie es einst einige der Römischen Imperatoren sich erlaubten. Aber die Völker selber

reiften allerdings für die Unterdrückung, weil sie es gänzlich verlernten, selber das Schwerdt zu führen. Diese Folge entwickelte sich aus den Fortschritten der Civilisation, und mußte sich, wie es scheint, fast nothwendig daraus entwickeln. Dieß zu verhindern, war die schwerste, vielleicht unauflösliche Aufgabe für die Politik. Von jeher war es unendlich schwerer, Halbbarbaren, als sehr gebildete Nationen zu unterjochen und zu beherrschen; worin lag aber sonst der Grund davon, als in jener Entwöhnung dieser Letztern von den Waffen und ihrem Gebrauch? Es hat Politiker gegeben, die sich einbildeten, sie würden die unumschränkte Gewalt nicht sicherer und ruhiger ausüben können, als wenn sie die Völker wieder zur Barbarei zurückführten. Eine kurzsichtigere, eine falschere Berechnung ist wohl nie gemacht worden! Ist etwa das Türkische Reich dasjenige, was am leichtesten zu beherrschen ist?

Es scheint also unläugbar: stehende Heere waren eine sehr passende Einrichtung für das vormalige Staatensystem von Europa. Es ist aber auch nicht zu verkennen, daß eben diese Heere einen Keim des Verderbens in sich tragen, der sich desto gewisser entwickeln muß, je mehr durch sie der Hauptzweck erreicht wird, den man durch sie erreichen will, Erhaltung eines dauernden Friedenszustandes. Erwarten, daß ein stehendes Heer in einem langen Friedenszustande sich gleich bleibe, heißt das Unmögliche erwarten; dieß zu bewirken vermag keine menschliche Kraft; auch das Genie eines Cäsar und eines Friedrich nicht.

Es bedarf kaum einer Generation, — und das Heer muß meist aus Neulingen bestehen, die vortrefflich auf dem Exerzierplatz geübt seyn mögen, die aber den Krieg nur vom Hörensagen kennen. Unter einem Anführer, der es verdient an der Spitze zu stehen, wird allerdings das Heer im Kriege sich wieder vervollkommnen können; vorausgesetzt, daß man ihm Zeit dazu läßt, und daß sich ein solcher Anführer findet. Beides aber ist nicht immer der Fall. Dieser Mangel an Uebung ist aber nicht das einzige, was hier in Betrachtung kommt; es giebt noch andere tiefliegende moralische Ursachen, welche die Ausartung eines stehenden Heers so leicht herbeiführen, die hier nicht auseinander gesetzt werden können. Diese innere Ausartung ist aber eine fast unsichtbare Ausartung; sie geschieht allmählig; es ist nicht schwer, durch äußern Schein die Mängel zu verstecken; es gehört der Blick des tiefen Beobachters dazu, sie wahrzunehmen. Der Ausspruch Friedrich's: *auf einem solchen Heer ruhe der Staat so sicher als die Welt auf den Schultern des Atlas*, — hat seine vielen Ausnahmen. Das System der stehenden Heere paßt für gewisse Zeiten und gewisse Verhältnisse; nicht für alle und überall. Man mochte damit ausreichen, so lange es bei allen Staaten Sitte blieb, nur mit stehenden Heeren das Kriegsspiel zu spielen, während die große Masse der Einwohner ruhig bei ihren Gewerben gelassen ward. Man mochte damit ausreichen, so lange das Verhältniß nicht blos der Volksmenge, sondern auch der

Staatswirthschafte beobachtet ward. Es mußte von selber fallen, als diese Bedingungen aufhörten.

Die stehenden Heere hatten in dem neuern Europa den Glanz der Bürgermilizen verdunkelt; desto schwerer ist es, ihren ganzen Werth, ihre volle Wichtigkeit darzulegen. Aber doch ist es keinem Zweifel unterworfen, daß durch sie weit mehr ausgerichtet werden kann, weit mehr ausgerichtet ist, als durch stehende Heere.

In wohleingerichteten Bürgermilizen ruht eigentlich die wahre Stärke des Staats. Diese Wahrheit ist an sich so einleuchtend, daß man sich wundern müßte, wie sie hätte verkannt werden können, gäben nicht die oben bemerkten Umstände den Aufschluß dazu. Sie ist die natürlichste Einrichtung, und deßhalb die beste. Sie giebt dem Staat die größte Anzahl von Streitern, nach dem Verhältniß der Volksmenge. Sie erhält das Bewußtseyn, daß man sich selber vertheidigt, und dadurch jenen militärischen Geist in der Nation, der nicht leicht ausarten kann, weil diejenigen, die von ihm belebt werden, nicht aufhören Bürger zu seyn, ja, der ein Volk in einem solchen Grade unüberwindlich machen kann, daß Unterjochung und Ausrottung fast nur eins und dasselbe sind.

Nirgends findet man die Bestätigung dieser Wahrheiten auffallender und häufiger, als in der alten Geschichte, dieser großen Lehrerin, weil in ihr die persönlichen Verhältnisse und die Leidenschaften schweigen, die so oft unsere Ansichten der Zeitgeschichte trüben. Die Staaten der damaligen Zeit waren groß und mächtig

durch Bürgermilizen, und sanken gewöhnlich in gleichem Grade, so wie diese ausarteten.

Athen kannte in seinen glänzenden Zeiten, in den Tagen des Themistokles und des Perikles, keine andere Krieger als seine eigenen Bürger. Jeder von diesen war zum Kriegsdienst verpflichtet; auch ein Sokrates entzog sich ihm nicht. Die Miliz war eingetheilt nach den Zünften; jede Zunft hatte ihren Anführer, der jährlich gewählt ward; sie hießen zusammen die Feldherren, und waren an Macht einander gleich; Talente, Muth und Glück, gaben unter ihnen dem das Uebergewicht, der sich dadurch verherrlichte. Mit dieser so einfachen Einrichtung, die unsern Begriffen so wenig entspricht, bestand Athen den Kampf gegen die Persische Uebermacht; und behauptete bis gegen Ende des großen innern Kriegs, gewöhnlich sehr uneigentlich der Peloponnesische genannt, jenen Prinzipat über die verbündeten Staaten, zuerst die Grundlage seiner politischen Größe; nachmals durch den Mißbrauch, der damit getrieben wurde, seines Sturzes. Seit diesem Kriege ward bei den Griechen der Krieg zum Handwerk. Es entstanden Schaaren von Menschen, die von ihm leben wollten, sich denjenigen verdingend, gleichviel ob Griechen oder Barbaren, ob dem Vaterlande oder Fremden, die sie am theuersten bezahlten. Der edle kriegerische Geist, der nichts anders als die Erhaltung, die Freiheit, den Ruhm des Vaterlands wollte, artete aus. Denn diejenigen, die hätten kämpfen sollen, zogen sich zurück; und diejenigen, die kämpften, kämpften nicht mehr für das gemeine Beste, und für ihr eigenes, ins-

sofern es mit jenem zusammenhing; sondern nur für den Lohn, der ihnen gegeben ward; sehr gleichgültig dabei, nicht nur wer ihn ihnen gab, sondern auch wie dieser dabei fuhr. Bei solchen Menschen schwanden die alten heroischen Tugenden gänzlich; Raub und Beutemachen war ihr Ziel, selbst oft auf Kosten der Freunde, der Verbündeten; so daß diejenigen, denen sie helfen sollten, sich nicht selten mehr vor ihnen als vor dem Feinde fürchteten. An die Stelle der bescheidenen Tapferkeit trat die Großprahlerei; der Miles gloriosus, wie ihn uns Plautus nach Griechischen Mustern so lebendig geschildert hat, ward ein Theatercharakter. Diese Sitte, in Verbindung mit dem unauslöschlichen Haß der Völkerschaften gegen einander, verursachte die vielen Kriege, und verlängerte sie; denn wer nur Geld hatte, die Miethtruppen zu bezahlen, konnte auch Kriege führen. So arteten die Staaten aus, und der Zeitpunkt des Untergangs ihrer Freiheit nahete furchtbar. Wer fühlte dies tiefer als Demosthenes? Nicht ohne tiefes Mitgefühl kann man jene donnernden Invektiven lesen, in welche sich sein Unwille ergießt; jene Aufrufe, durch welche er seine Mitbürger aus ihrer Indolenz aufzuschütteln, sie zu bereden strebt, sich auf sich selbst, nicht auf Andere zu verlassen. Zwar nicht ganz umsonst! Aber die Beredsamkeit, selbst eines Demosthenes, wirkte nur für einzelne Momente; Philipp's Gold und Ränke wurden bei einem schon gesunkenen Volke dadurch furchtbar, daß sie fortdauernd wirkten.

Das größte Beispiel indeß, was Bürgersoldaten vermögen, hat unstreitig Rom gegeben. Die ganze Rö-

mische Bürgerschaft war nur eine Miliz. Jeder, sobald und so lange es ihm die Jahre erlaubten, war zum Dienst verpflichtet, ohne darum bleibend im Dienst zu seyn. Die Legionen, so viel man deren bedurfte, wurden jährlich errichtet und auch wieder aufgelöst. Die Entlassenen kehrten nach ihren Aeckern zurück, und bauten wieder ihr Feld, um demnächst, wenn das Loos oder die Reihe sie traf, wieder in Dienst zu treten, bis sie aufs neue entlassen wurden. Mit dieser Bürgermiliz war aber Rom nicht nur selbst unüberwindlich; sondern war durch sie der Schrecken der Welt. Durch sie wurden die großen Eroberungen gemacht; ward Carthago, das nur auf seine Söldner, wurden die Macedonischen Reiche, die auf ihre regelmäßigen Heere zählten, gestürzt. Als Sylla und Cäsar sich ihre Armeen bildeten, und dadurch der Uebergang zur neuen Einrichtung der stehenden Heere gemacht ward, war die Römische Weltherrschaft bereits gegründet. Die Legionen unter den Imperatoren haben wenig neue Eroberungen gemacht; es war Mühe genug, das Eingenommene zu behaupten; auch ging, was etwa noch hinzu kam, meist bald wieder verloren. So giebt Rom das einzige Beispiel, daß die Bürgermiliz einer Stadt die Welt unterjochte, und, was noch schwerer zu erklären scheint, diese Herrschaft behauptete. Kehrte aber auch gleich diese Erscheinung nachmals nicht wieder, so führt doch auch die neuere Geschichte nicht minder zu dem Resultat, daß Bürgermilizen, gut angeführt, bei längerm Ausdauern fast immer die Meister stehender Heere geworden sind.

Das erste große Beispiel dieser Art gab die entstehende Republik der vereinigten Niederlande. Philipp der Zweite schickte eine Armee, bestehend aus dem Kern seiner Truppen, abgehärtet und geübt durch die Kriege in Italien, unter dem Besten seiner Feldherren. Was hatten die Niederländer als sich selbst? Aber die bisher friedlichen Bürger ergriffen das Schwerdt; sie bestanden einen fast vierzigjährigen Kampf, bis sie zum erstenmal die Waffen aus der Hand legten (1609), die sie nach einem zwölfjährigen Zwischenraume dennoch wieder ergreifen mußten. Doch errangen sie den Sieg; und durch diese Bürgermilizen ward ein Staat gegründet, der nachmals mehr seinen Verhältnissen und Verbindungen und seiner Marine, als seinen stehenden Truppen seine Erhaltung verdankte.

Ein anderes, vielleicht noch folgenreicheres, Beispiel sah das letzte Viertheil des achtzehnten Jahrhunderts in Nordamerika. Auch hier eilten Landleute und Bürger zu den Waffen. Umsonst schickte man die geübtesten Truppen Europas; sie schlugen sie, sie nahmen sie gefangen, und sieben Jahre reichten hin, hier die große Sache zur Entscheidung zu bringen. Aber auch nach dem Frieden blieb Amerika dem Grundsatz treu, daß Bürgermilizen die wahre Stärke des Staats sind. Seine stehenden Truppen sind unbedeutend, aber eine Million streitbarer Bürger, wohl geübt und organisirt, ist ohne Zweifel mehr als hinreichend, jeden Angriff abzuschlagen, den eine auswärtige Macht versuchen möchte.

Das Beispiel Amerikas wirkte auf Europa zurück. Als die Bewegungen in den Oesterreichischen Nieder-

landen ausbrachen, war die Errichtung von Bürgermilizen die erste Maaßregel. Auch hier sah man erstaunt zu eben der Zeit, wo stehende Heere für allmächtig galten, diese Truppen durch sie aus ihren Städten herausschlagen. Wenn dagegen die Holländischen Patrioten in einem ähnlichen Kampfe erlagen, so geschah es offenbar, weil sie keinen Anführer hatten, der es verdiente, an ihrer Spitze zu stehen. Aber der Wahn, daß Bürgergarden nicht gegen stehende Truppen ausdauern können, ward dadurch wieder befestigt; die Zeiten waren nahe, wo man ihn leider! nur zu theuer bezahlen mußte.

Bedürfte es aber noch mehrerer Beispiele, was Bürgergarden ausrichten können? Noch mehrerer Bestätigung, daß sie gewöhnlich Meister der regulirten Truppen werden? Aber auf Eine Bemerkung führen eben jene Beispiele, die wir nicht außer Acht lassen dürfen.

Kriege mit Bürgergarden gegen regelmäßige Heere geführt, laufen im Anfange fast immer unglücklich. Wie ließe sich auch erwarten, daß sie im Treffen, wo die Taktik mehr als der persönliche Muth entscheidet, dieser sofort gewachsen seyn könnten? Aber die Erfahrung hat auch gelehrt, daß das Ausdauern desto sicherer belohnt worden ist. Mit jedem Feldzuge wurden Bürgergarden auch furchtbarer. Die Uebung bildete sie aus; sie lernten gewöhnlich bald die schwache Seite ihrer Feinde kennen und benutzen. Vor den ihnen entgegengesetzten regelmäßigen Truppen haben sie verschiedene wichtige Vortheile voraus, zuerst den: daß ihre Kriegskunst ihrer Natur nach keine Künstelei ist; und

nicht leicht darin ausarten kann. Nur auf das Wesentliche wird bei ihnen gesehen, und kann bei ihnen gesehen werden. Sie werden nicht von dem Zwange gedrückt, welcher den Dienst unter stehenden Heeren so leicht verleidet. Sie sind deßhalb allenthalben zu gebrauchen; ihre Brauchbarkeit hängt nicht von solchen Bedingungen ab, als bei den stehenden Heeren eintreten. Ein zweiter natürlicher Vortheil ist: sie können sich leichter und schneller rekrutiren; denn da, wo sie errichtet sind, ist auch die große Masse der Bürger zum Dienst verpflichtet. Aber der dritte und unstreitig größte Vorzug ist der, daß sie für eine Sache zu kämpfen pflegen, oder wenigstens nur dafür kämpfen sollten, die ihre eigene ist. Allerdings können daher Bürgergarden nicht in dem Maaße zu Maschinen gemacht werden, wie wir bei stehenden Truppen dieß gesehen haben. Aber dafür wirken hier moralische Motive in ihrer ganzen Kraft. Und der bleibt endlich Sieger, der am entschlossensten ist, Sieger bleiben zu wollen.

Die große Umwandlung des jetzigen Europas (insofern wir sie blos aus dem militärischen Gesichtspunkt betrachten), wovon ging sie aus? Als das Dekret des Nationalkonvents (28. Juli 1791) den Nationalgarden ihre Einrichtung gegeben hatte, so war damit auch dem bisherigen Institut der stehenden Armee die Auflösung bereitet. Es bedurfte nur einer kurzen Zwischenzeit. Schon anderthalb Jahr nachher (26. Februar 1793) konnte man es wagen, durch ein neues Dekret zu verordnen, daß zwischen Linientruppen und Nationalgarden gar kein Unterschied statt finden solle. Von selbst

verloren sich nun die erstern unter der so viel größern Masse der letztern. Die Basis des neuen Militärsystems war nun gelegt. Alle nachmaligen Einrichtungen bis zu dem vollendeten Gesetz über die Conscription (5. September 1798) waren nur weitere Ausbildung jenes Systems. Was daraus hervorgegangen ist, weiß jeder; die Folgen aber, die daraus erwachsen mußten, zu berechnen, schien leider! denjenigen am wenigsten gegeben zu seyn, die es am nächsten anging.

Wir, durch die Erfahrung jetzt klüger geworden, sind durch sie in den Stand gesetzt, jenes große Institut der stehenden Heere, das so lange die Stütze des Staatensystems von Europa war, mit freiem und unbefangenem Blicke zu würdigen. Auch an ihm bestätigt sich die ewige Wahrheit, daß alle menschliche Einrichtungen nur für gewisse Zeiten und Verhältnisse passen. Sie noch fort bestehen zu lassen, wenn jene sich geändert haben, heißt, sie sich selbst überleben machen. Aber den richtigen Zeitpunkt wahrzunehmen, wo auch sie der Abänderung bedürfen, dieß ist das Werk des tiefblickenden Geistes, der sein Zeitalter durchschaut; diese Veränderung aber auszuführen, die Aufgabe für den praktischen Staatsmann, die noch unendlich schwerer zu lösen, als das Bedürfniß der Veränderung einzusehen ist.

Das Obige ward im Jahr 1811 geschrieben. Welchen Commentar dazu haben zwei Jahre später unsere Landwehren gegeben!

V.

Inhalt

der

in der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften

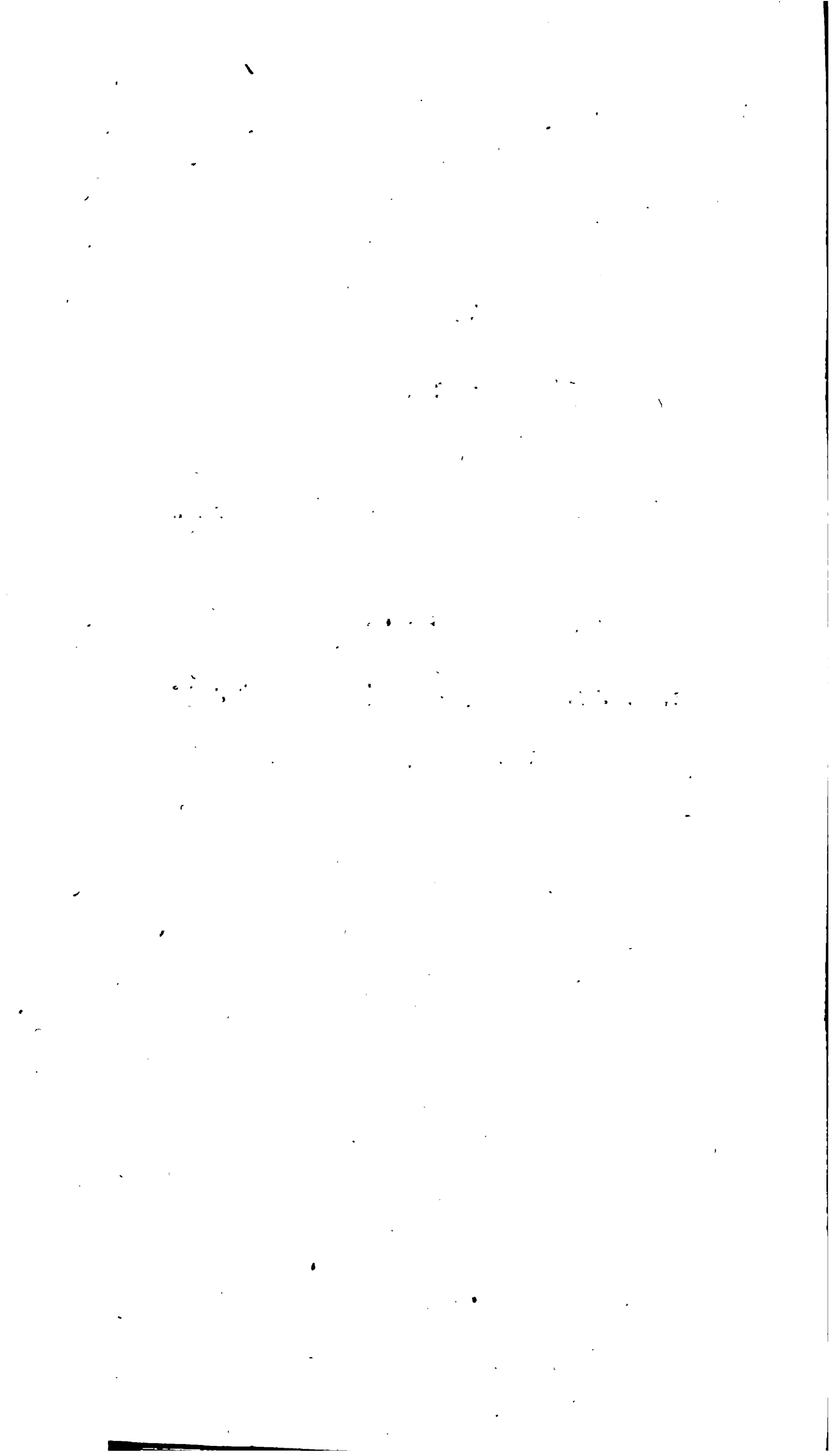
von

dem Verfasser

gehaltenen Vorlesungen;

aus den Göttingischen gelehrten Anzeigen

abgedruckt.



[Wenn gleich die, von dem Verfasser in der königl. Gesellschaft der Wissenschaften gehaltenen, Vorlesungen zufolge S. VI. der Vorrede zu Th. I. von dieser Sammlung ausgeschlossen bleiben, so scheint es doch sehr zweckmäßig, die jedesmal in den hiesigen gelehrten Anzeigen davon gegebenen Uebersichten hier zusammen zu stellen. Nicht nur beziehen sich diese sämmtlichen Vorlesungen auf alte Geschichte und Geographie, und machen einen nicht unbeträchtlichen Theil der historischen Studien des Verfassers aus; sondern wir dürfen auch hoffen, daß diese Uebersicht den Lesern desto angenehmer seyn werde, da die Commentationen der Societät nur Wenigen zur Hand seyn möchten. Die Abhandlungen finden sich in Commentationes Soc. Reg. Scient. Gotting. Vol. X—XVI.; und Commentationes recentiores Vol. I—V. Es versteht sich, daß hier nur die Inhaltsanzeigen des Gedruckten gegeben; nicht aber die etwa seitdem gemachten Fortschritte bemerklich gemacht werden können. Die Ausführung, so wie die Beweisstellen, muß man in den Abhandlungen selbst nachsehen.].

Erste Abhandlung.
De India Graecis cognita.

(Vorgelegt 16. Jan. 1790. Commentationes Vol. X. Cl. Hist. p. 121.)

Die erste Vorlesung des Verf. handelte: von der Kunde der Griechen von Indien, und ihrem Handel dahin; wovon er dießmal nur den ersten, historisch-geographischen Theil, de India Graecis cognita, abhandelte. Die Untersuchung, wie Indien entdeckt wurde, welche Theile desselben in den verschiedenen Zeitaltern den Griechen bekannt waren, und was man sich für Vorstellungen von der Gestalt und dem Umfange desselben machte, ist nicht blos deßhalb wichtig, weil diese Ideen so manche Abänderungen litten, sondern weil es auch bei der Würdigung der Nachrichten, die Griechische Schriftsteller über dieß Land geben, immer auf die Frage ankommt, ob die Länder, von denen sie reden, schon von Griechen besucht waren oder nicht? Ob ihre Nachrichten also sich auf die Aussage von Augenzeugen, oder auf bloßes Hörensagen stützen? Denn so unzuverlässig sie im

letzten Falle sind, und seyn mußten, so richtig und zuverlässig sind sie fast durchgehends im ersten. Die gegenwärtige Untersuchung, bei der durchgängig die Rennelschen Charten und Nachrichten benutzt sind, geht von den frühern Zeiten bis auf das Zeitalter des Strabo und Augustus; denn das Römische Ostindien, das in eben dem Maaße sich erweiterte, wie der Handel dahin sich vermehrte, lag noch für jetzt außerhalb dem Kreise derselben. Die nächste Abhandlung wird die Geschichte des Griechisch-Ostindischen Handels, besonders unter den Ptolemäern, enthalten. Zuerst die frühern Nachrichten von Indien, vor dem Zuge Alexander's, der den Griechen selbst den Weg dahin öffnete. — Die erste genauere Nachricht von Indien verdankten die Griechen den Persern und den Persischen Kriegen. Vorher kannten sie blos den Namen, und begriffen darunter alle südliche und östliche Länder, die an den südlichen Ocean (Mare Erythraeum) grenzen. Von den Persern ward Indien unter Darius Hystaspis entdeckt, der durch den Scylax von Caryanda den Indus beschiffen ließ, und seine Eroberungen bis an diesen Fluß ausdehnte. Aus seinen Reisenachrichten, und den Erzählungen der Inder, die nach Susa kamen, ihre Tribute zu entrichten, scheint Herodot seine Nachrichten geschöpft zu haben. Herodots Indien begreift daher auch nur die Grenzen dieser Länder. Von der Figur und dem Umfange desselben hatte er keinen bestimmten Begriff; von den Flüssen Indiens kennt er blos den Indus; und läßt diesen nicht gegen Süden, sondern gegen Osten

fließen. Er unterscheidet sorgfältig die Bewohner des südlichen und des nördlichen Indiens. Die erstern sind durchgehends rohe und uncultivirte Nationen. Zuerst ein Volk unmittelbar am Indus, das sich von Fischen nährt; östlich von diesen die Indi Padaei, ein Nomadenvolk, und die Poëphagi, gleichfalls ein rohes Volk, das von Kräutern lebte. Diese Völker müssen daher östlich vom Indus, in der Provinz Sinde, gesucht werden. Die Indi Calatiae, deren Herodot an ein paar andern Stellen erwähnt, sind nach allen Kennzeichen, die er angiebt, einerlei mit diesen; und bezeichnen überhaupt Bewohner des südlichen Indiens. Gegen Osten von diesen Völkern sind große Sandwüsten; nämlich die, noch gegenwärtig sehr wenig bekannte, Wüste in der Provinz Multan; die sich von 30° N. B. bis beinahe ans Meer erstreckt. — Herodot's nördliches Indien, das von cultivirtern Völkern bewohnt wird, fängt an von der Stadt Caspatyrus. Der Verf. sucht zu beweisen, daß dieß das jetzige Cashmir sey; und sonach würden die Gegenden zwischen dem Indus und Chelumflusse die Wohnsitze der nördlichen Inder Herodot's seyn. — Ueber Ctesias Indien. Er kannte die nördlichen Grenzen von Indien genauer als Herodot; aber weniger die südlichen Gegenden; wahrscheinlich weil er die Nachrichten des Scylax nicht gebrauchte, aus denen Herodot schöpfte. Die Größe Indiens schätzt er dem übrigen Asien gleich; kennt aber von den Flüssen Indiens blos den Indus, und einen fabelhaften Fluß Hypobaris. Der Ganges sowohl, als die übrigen großen Flüsse des nördlichen

Indiens, sind ihm, wie dem Herodot, unbekannt. Unter den Indischen Völkerschaften beschreibt er am ausführlichsten die Bergbewohner, von dem Indus östlich bis an die Grenzen von Klein-Tibet; Indi Calystrii oder Cynocephali, wahrscheinlich so genannt, weil sie, gleich andern Völkern Asiens, den Kopf durch frühes Zusammendrücken eine monströse Form zu geben suchten. Ein rauhes, von den Persern unabhängiges Volk, das großentheils in Höhlen lebte. Nördlich von diesen noch ein anderes, an den Quellen des Indus. — Die Völker des innern Indiens, die Ctesias kennt, sind theils fabelhaft, wie die Pygmäen (wahrscheinlich Affen, deren Vertraulichkeit mit den Bewohnern des nördlichen Indiens, so wie ihre Anzahl auch nach neuern Reisebeschreibungen unglaublich groß ist); und die Cynamolgen, ein rohes Volk am Indus, das sich der Hunde nicht blos zur Jagd, sondern auch ihrer Milch zur Nahrung bediente; theils so unbestimmt, daß sich über ihre Wohnsitze nichts entscheiden läßt. Ctesias kennt indeß ein Indisches Königreich, oder einen König der Inder, wovon Herodot noch nichts weiß. Ueberhaupt bestätigt sich aber durch beide Schriftsteller die Bemerkung, daß, da die Griechen Indien zuerst durch die Perser kennen lernten, auch die Gegenden desselben zuerst in ihre Bekanntschaft kamen, die zunächst an das Persische Reich stießen, oder gar den Persern unterworfen waren.

Die genauere Kenntniß des innern Indiens fängt sich indeß erst mit dem Indischen Feldzuge Alexanders

der's d. G. an. Die Schriftsteller, die, von Ctesias bis auf diese Zeiten, Indiens erwähnen, haben sich zwar verloren; es scheint aber nicht, daß die Kenntniß Indiens bis dahin große Fortschritte gemacht habe; da Alexander, als er seinen Zug antrat, noch so sehr unbekannt mit dem Lande war. Mit diesem Zeitpunkt fängt der Verf. daher auch die zweite Periode in der Geschichte der Indischen Geographie an, die, ob sie gleich kürzer ist, dennoch natürlich die wichtigere seyn muß, da sie die Zeiten umfaßt, wo die Griechen selber Indien besuchten. Er theilt diesen zweiten Haupttheil seiner Abhandlung in zwei Abschnitte ab; in dem ersten zeigt er, wie Indien entdeckt wurde; und giebt deßwegen eine genauere Nachricht von den Zügen und Entdeckungsreisen zu Wasser und zu Lande, welche die Griechen nach Indien unternahmen; in dem zweiten erläutert er die Systeme der alten Geographen über den Umfang, die Form, die Haupttheile von Indien, bis auf den Strabo. — Zuerst über den Zug Alexander's nach den Nachrichten der glaubwürdigern Schriftsteller unter den Alten, in Vergleichung mit den neuesten Rennelschen Charten. Alexander ging über den Indus in der Gegend von Attock, und drang gegen Osten vor bis an den Fluß Beyah, durch das Land Lahore; der Beyah ist der Hyphasis der Alten. Er hatte, aus Unkunde des Climas, die Regenmonate zu seinem Einfall gewählt. Der Aufstand unter seinen Truppen zwang ihn endlich umzukehren; und sein Rückzug geschah größtentheils zu Wasser, den Hy-

draotes

draotes (Rauwee) und Acesines (Chenaub), und nachher den Indus hinunter bis ans Meer. Seine Absicht, bis an den Ganges, nämlich bis Palibothra durchzudringen, ward also vereitelt; wozu auch die Wüsten des nördlichen Multan vieles beitragen mochten, die er auf diesem Zuge vor sich hatte. Hätte der Zug Alexander's also keine bleibenden Folgen gehabt, so würde die Kenntniß Indiens dabei noch sehr beschränkt geblieben seyn. Die Hoffnungen seines Heers wurden bei diesem Zuge sehr getäuscht; die goldreichen Länder, die man nach den Erzählungen der Perser erwartete, fand man nicht; und die man sah, waren oft überschwemmt. Also auch von den Gegenden, in die man kam, konnten die Gefährten Alexander's nur sehr unvollständige Nachrichten liefern; und es ist kein Wunder, wenn spätere Reisende, die dieselben Gegenden, in andern Jahrszeiten, oder unter andern Umständen sahen, so oft mit ihnen im Widerspruch standen. Alexander selber veränderte während dem Zuge seine Eroberungsprojekte in Handelsprojekte; er gab die eroberten Länder jenseit des Indus auf; aber angelegte Colonieen sollten die Griechen und Inder bekannter machen; und ein neu etablirter Seehandel vom Indus nach seiner neu angelegten Stadt Alexandrien die östlichsten und westlichsten Provinzen seines Reichs mit einander verbinden. Alexander's frühzeitiger Tod konnte diese Pläne zwar zum Theil, aber nicht gänzlich, vereiteln. Der Weg nach Indien war einmal geöffnet; und Griechen waren dort ansässig. Zwar gingen nach dem Tode Ale-

xander's hier große Veränderungen vor; Indien suchte sich der Macedonischen Oberherrschaft völlig zu entziehen; unter einem Sandrokottus bildete sich ein mächtiges Reich; und vielleicht noch mehrere kleine Staaten. Aber wenn auch die Nachfolger Alexander's alle Verbindung mit Indien hätten aufheben wollen, so hätte die neue Art Krieg zu führen, und die daraus entstehenden Bedürfnisse es nicht erlaubt. Die Macedonischen Heerführer bedurften zu ihren Kriegen jetzt der Elephanten; und diese fanden die Asiatischen Könige, denen der Weg nach Aethiopien versperrt war, nur in Indien. Dieß Bedürfniß hauptsächlich führte einen Seleukus Nicator (so wie in der Folge Antiochus III.) nach Indien; und durch den Zug des erstern, der Ol. 119, 2. oder 24 Jahre nach dem Zuge Alexander's geschah, ward das innere Indien am Ganges den Griechen bekannt, und eine dauernde Verbindung mit demselben errichtet. Glücklicherweise hat sich beym Plinius eine genaue geographische Beschreibung des Zugs, mit dem Weitenmaaß, nach den Angaben des Diognetus und Baeton, erhalten; die daher von dem Verf. in Vergleichung mit den Rennelschen Charten genauer erläutert wird. Seleukus ging über den Hypasis (Beyah), da wo Alexander umgekehrt war. Er marschirte gerade auf den Ganges, und setzte über den Hesydrus (Setledge) und Jomanes (Jumna). Er erreichte den Ganges etwa unter dem 29° N. B. Jetzt wandte er sich südlich, und ging durch das jetzige Agra und Delhi, bis zum Zusammenfluß des Jumna und

Ganges. Er ging hier zum zweitenmal über den Jumna, und erreichte nach einem Marsch von 425 R. Meilen Palibothra, die Hauptstadt des innern Indiens, die von jenen Zeiten an so berühmt geblieben ist. D'Anville hat die Lage derselben unrecht angegeben; er setzt sie beim Zusammenfluß des Jumna und Ganges. Der Verf. zeigt dagegen zuerst aus Zeugnissen der Alten, daß sie nicht hier, sondern weiter östlich da zu suchen sey, wo der Soane (Sonus) und Ganges sich vereinigen. Die Untersuchungen des H. Rennel bestätigen dieses; er fand hier die Ruinen einer großen Stadt, die noch jetzt den Namen zu tragen scheint, den sie einst hatte; sie heißt Patel-poot-her; (*Bayer* Hist. Regni Bactriani p. 16. übersetzte so schon den Namen Palibothra ins Indische). Der Erannoboas, an dem Palibothra nach Arrian lag, und den d'Anville für einerlei mit dem Jumna hält, war vielleicht ein Arm des Sonus, der, nach Rennel, jetzt vertrocknet ist. Von Palibothra ging Seleukus bis zur Mündung des Ganges. — Dieser Zug des Seleukus nun machte die Griechen nicht nur zuerst mit dem Ganges und den benachbarten Ländern bekannt, sondern er veranlaßte auch eine bleibende Verbindung zwischen den Syrischen und Indischen Königen. Seleucus schloß ein Bündniß mit Sandrokottus, und verschwägerte sich mit ihm. Von der Zeit an dauerte die Communication fort. Vom Indus bis nach Palibothra lief eine große Heerstraße, nach Persischer Weise angelegt, und nach Persischen Meilenmaaßen gemessen;

und von Zeit zu Zeit wurden von den Seleuciden Gesandte nach Palibothra geschickt, denen die Griechen zuerst die genauere Kunde des innern Indiens verdankten. Der erste und vornehmste war Megasthenes, der von Seleukus als Gesandter an Sandrokottus geschickt wurde, sich bei diesem in Palibothra aufhielt, und in seiner Reisebeschreibung jene Gegenden als Statistiker und Geograph beschrieb. Die Ueberbleibsel seines Werks, die sich bei Strabo und Arrian erhalten haben, zeigen deutlich, wie unrecht der letztere hatte, wenn er ihn blos in die Klasse der Fabelschreiber setzt. In seine Fußstapfen traten Daimachus und Dionysius; der erste als Gesandter des Seleukus an den Nachfolger des Sandrokottus, Allotrachides; der letzte als Gesandter des Ptolemäus Philadelphus, noch an den Sandrokottus geschickt. Beide beschrieben ihre Reisen, und die Länder, die sie sahen; doch scheinen ihre Werke weniger wichtig als das des Megasthenes gewesen zu seyn.

Auf diese genauere Bekanntschaft mit Indien am Ganges folgte bald die Bekriegung und Unterwerfung desselben. Als Bactrien sich von dem Syrischen Reiche getrennt hatte, und eigene Könige erhielt, brachen diese in Indien ein; und unter der Herrschaft der Eukratiden blühte ein neues Griechisches Reich am Ganges empor, dessen genauere Geschichte Bayer in seiner Historia regni Bactriani beschrieben hat. Ohne Zweifel würde dadurch die Kenntniß Indiens sich sehr vermehrt haben, wenn nicht die Parthische Herrschaft die Verbindung wieder gestört hätte.

Viel langsamer und unbeträchtlicher waren die Entdeckungen, die man von der Seeseite her in Indien machte. In den Zeiten von Herodot bis Alexander hatte die Kenntniß des Indischen Oceans mehr ab= als zugenommen; eine Folge der ausgebreiteten Herrschaft der Perser, die so wenig Neigung zur Schifffahrt hatten, daß sie selbst die Schifffahrt des Tigris hinderten, um vor Ueberfällen von dieser Seite her gedeckt zu seyn; und lieber den Bewohnern von Gerra und dem glücklichen Arabien den Indischen Handel überließen, als daß sie selber Nutzen davon zogen. Als Alexander Indien eroberte, mußte der Weg zur See erst neu erforscht werden; sein Plan war, eine Communication von der Mündung des Indus aus, wo Pattala lag, theils mit Babylon über den Euphrat, theils mit Alexandrien über den Arabischen Meerbusen zu eröffnen. Das erste gelang durch die Schifffahrt des Nearch und Onesikritus; allein die Versuche, die man zu dem letztern machte, liefen vergeblich ab; wie Nearch in seinem Periplus ausdrücklich erzählt.

Die übrigen berühmten Schifffahrten nach Indien, deren Geschichte der Verf. jetzt genauer untersucht, sind die des Jambulus, Eudoxus und Patrocles. Die beiden ersten scheinen beide romanhaft zu seyn; und die letzte hält der Verf. für völlig erdichtet. Die des Jambulus findet sich ausführlich erzählt bei *Diod.* L. II. a. E. und ist besonders merkwürdig, weil durch sie die so berühmte Insel Taprobane soll entdeckt worden seyn. Daß Taprobane nicht Su=

matra, sondern Ceylon sey, hat schon d'Anville bewiesen; nur muß man nicht schon in frühern Zeiten hier Alles auf richtige geographische Begriffe bringen wollen. Taprobane ward eigentlich erst den Römern bekannt; die Griechen hatten nie eine regelmäßige Schifffahrt dorthin; wenigstens nicht von Aegypten aus; und wenn die Erzählung von der Schifffahrt des Jambulus wahr ist, so war er vielleicht der einzige, der von dieser Seite hin kam. Seine Abenteuer tragen freilich zu sehr das Gepräge der Erdichtung an der Stirn; aber die Nachrichten, die er von dem Lande giebt, scheinen doch zu beweisen, daß er da gewesen sey. Der Name Taprobane war schon vor Alexander den Griechen bekannt, aber eben so unbestimmt, als der von Indien selbst. Nearch und Onesikritus, Alexander's Seebefehlshaber, gaben Nachricht, daß es eine Insel sey. Die wirkliche Entdeckung aber scheint von Palibothra her, und von der Mündung des Ganges gemacht zu seyn. Man holte von dort aus Elephanten daher, weil man diese nirgend so groß fand; diese wurden nach Palibothra gebracht, und von dort weiter verführt. Daher bestimmen die ältern Schriftsteller, die Plinius anführt, die Lage mehr nach der Entfernung vom Ganges, als vom Indus. Auch Jambulus reiste über Palibothra zurück; und es wird daher wahrscheinlich, daß eine solche Handelsreise bei seiner Erzählung zum Grunde liege; von der die ganze erste Hälfte, seine Abenteuer unter den Arabern und Ethiopiern, und seine Fahrt durch das offene Meer, erdichtet seyn mögen. Die verschiedene

Größe aber, die Taprobane beigelegt wird, muß man sich daher erklären, daß häufig die Halbinsel des diesseitigen Indiens mit der Insel selbst verwechselt wird.

Die Schifffahrt des Eudoxus, die uns Strabo II. p. 98. erzählt, ist nicht weniger abenteuerlich. Der Verf. wagt indessen nicht, sie für ganz erdichtet zu erklären, da sie von einem glaubwürdigen, und fast gleichzeitigen Schriftsteller erzählt wird, von Posidonius. Auf allen Fall scheint sie für die Entdeckung von Indien keine weitere Folgen gehabt zu haben. Nur die Bemerkung dringt sich von selbst auf: wie unbekannt muß man noch unter den spätern Ptolemäern (die Reise des Eudoxus fällt unter Evergetes II.) mit dem Seewege nach Indien gewesen seyn, da eine Reise dahin als einzig in ihrer Art, und als eine fast unglaubliche Unternehmung angesehen wurde.

Die Reise des Patrokles endlich ist höchst wahrscheinlich eine Erdichtung. Nur Plinius erwähnt ihrer, und läßt ihn mit der Flotte des Antiochus und des Seleukus Asien umschiffen, und im Caspischen Meer anlangen. Strabo hingegen, der so viel auf Patrokles hält, sagt wohl, daß er Statthalter des innern Asiens gewesen, und eine sehr zuverlässige Beschreibung jener Länder geliefert habe, aber nirgends, daß er selber eine Entdeckungsreise zur See gemacht habe. Er hatte nur, nach Strabo, die Vermuthung geäußert, daß das Caspische Meer ein Busen des Oceans seyn möge; diese Vermuthung

ward nun auch nachher nicht allein angenommen, sondern man ließ ihn sogar eine Entdeckungsreise dahin machen, deren Unmöglichkeit von selbst in die Augen fällt.

Nach diesen Bemerkungen erläutert der Verf. die geographischen Angaben über die Größe und Figur von Indien, die sich bis auf Strabo's Zeitalter bei den Griechischen Schriftstellern finden, wovon wir hier nur kurz die Resultate angeben können. Die Begleiter Alexander's gaben nur blos allgemeine Bestimmungen an, und konnten nicht mehr geben. Erst durch das Werk des Megasthenes erhielt man genauere Angaben, die aber nachher unrichtig befunden wurden. Nur die Vorstellung ward und blieb jetzt herrschend, daß Indien ein längliches verschobenes Viereck ausmache, von dem man sich die südliche Seite abgeschnitten dachte, weil die Halbinsel des diesseitigen Indiens meist unbekannt blieb. Auch die östliche Seite ward nur nach Muthmaßungen bestimmt, da man von den Ländern jenseit des Ganges blos einige Namen kannte. Die Länge der Seiten ward nun aber verschieden angegeben. Megasthenes und Daimachus schätzten die Länge von Norden nach Süden auf 14,000, die Breite von Westen nach Osten auf 20 bis 30,000 Stadien; und diesen folgt Diodor. Eratosthenes hingegen setzte die Länge auf 10,000, die Breite auf 16,000 Stadien. — Ihm folgt Strabo, der selber gesteht, daß er in der Geographie von Indien nicht viel Neues sagen könne. Gleich nach seinem

Zeitalter aber, da der Indische Handel so sehr empor kam, erhielt die Geographie von Indien durch die Römer die beträchtlichsten Erweiterungen, indem nicht nur die südlichen Gegenden, sondern auch die Länder jenseits des Ganges (India extra Gangem) bekannter wurden. Die weitern Nachrichten hierüber sind für eine andere Abhandlung bestimmt.

Zweite Abhandlung.

De India Graecis cognita.

(Vorgelegt 8. Jan. 1791. Commentationes Vol. XI. Cl. Hist. p. 63.)

Die zweite Abhandlung des Verf. über das Griechische Indien handelte von dem Handel der Griechen nach Indien; de ratione et viis mercaturae Indiae apud Graecos; und umfaßte denselben Zeitraum wie die vorige, bis auf Pompejus und Augustus, wo der *Handel in die Hände* der Römer fiel. Bis auf Alexander konnten die Griechen nicht unmittelbar Theil daran nehmen; dennoch finden sich schon früher Indische Waaren in Griechenland, zwar noch nicht bei Homer, der noch keine Gewürze und Räuchwerke kennt (das Elfenbein, dessen er erwähnt, kam wahrscheinlich aus Aethiopien), aber schon bei Herodot und in den folgenden Zeiten. Der Gang des Indischen Handels in dieser Periode ward daher von dem Verf. vorläufig beschrieben. Er hing jetzt, so wie in den Zeiten nach Alexander, weit mehr von dem politischen Zustande des innern

Asiens, als von der Schifffahrt ab; denn allem Ansehen nach war bis auf die Zeiten von August der Landhandel nach Indien immer stärker als der Seehandel. Ob die Phönicier unmittelbar nach Indien schifften, kann man bezweifeln. Sie hatten die Indischen Waaren näher, theils über den Persischen Meerbusen, theils über das glückliche Arabien. Während des Babylonisch-Chaldäischen Reichs scheint der Indische Handel über den Persischen Meerbusen und Babylon sehr lebhaft gewesen zu seyn. Nach der Errichtung des Persischen Reichs hörte der Seehandel, auf den früher gewöhnlichen Wegen, ganz auf. Die Perser machten, wahrscheinlich aus Eifersucht auf Babylon, die Schifffahrt auf dem Euphrat und Tigris unzugänglich. Der Indische Handel zog sich nun nach Gerra, einer Chaldäischen Colonie am Persischen Meerbusen, und ward von dort aus über Arabien weiter geführt. Gerra ward in dieser Periode eine der reichsten und blühendsten Städte. Nach der Zertrümmerung des Persischen Reichs ward durch Alexander's Zug den Griechen der Weg zuerst nach Indien gebahnt; Alexander selbst hatte große Handelsentwürfe, und mußte sie haben, da Handel das einzige Band war, seine neu eroberten Staaten unter einander zu verbinden. Er wollte zuerst den Weg über den Persischen Meerbusen wieder herstellen; ließ diesen durch seine Flotte ausforschen; und eröffnete selbst wieder die unwegsamen Oeffnungen des Euphrats und Tigris. Er ließ außerdem die Umschiffung von Arabien versuchen, um sich auf dieser Seite

den Weg nach Alexandrien zu eröffnen. Babylon, fast in der Mitte zwischen dem Nil und dem Indus, wäre auf diese Weise nicht blos seinem Entwurfe gemäß die Hauptstadt des neuen Reichs, sondern auch der Mittelpunkt des See- und Landhandels geworden, da es durch eine Kette von Pflanzstädten, die er zwischen Persien und Indien angelegt hatte, sich auch zu Lande eine beständige Communication mit diesen Ländern eröffnete. Allein sein Tod hinderte die Ausführung dieser Pläne; und unter seinen Nachfolgern erlitten sie manche Abänderungen und Erweiterungen. Den Gang des Indischen Handels bestimmte vorzüglich Seleukus Nicator, und nächst ihm Ptolemäus Philadelphus. — Der Verf. fängt hier den zweiten Theil seiner Abhandlung an; indem er zuerst die Art und Einrichtung des Handels in Indien selber schildert; und dann die verschiedenen Wege beschreibt, auf denen die Indischen Waaren nach Europa gebracht wurden. Der Hauptsitz des Indischen Handels blieb noch immer das nördliche Indien; da das südliche noch wenig bekannt war. Hier wurden bald nach Alexander die großen Städte am Ganges, vorzüglich Palibothra, die Hauptmärkte des Indischen Handels. Die verschiedenen Völker Indiens, selbst die von Taprobane (Ceylon), brachten dahin ihre Waaren; und in Palibothra selbst waren mehrere auf den Handel abzweckende Polizeianstalten gemacht. Von da führte eine gemachte Heerstraße bis an den Indus; von wo die Waaren weiter, entweder zu Lande durch das Innere von Asien, oder über Pat-

tala, in der Mündung des Indus, zur See verführt wurden. Die verschiedenen Wege, die hier bei alten Schriftstellern vorkommen, sind folgende: der erste, ganz zu Lande über Babylon oder Seleucia, bis an die Ufer des Mittelmeers. Er ging über die Städte, die Alexander zwischen dem Indus und Babylon angelegt hatte; ward aber bald nicht mehr gebraucht, da der zweite Weg, vom Indus über den Persischen Meerbusen nach Babylon und Seleucia, wieder in Gang kam. Von da gingen die Caravanen durch Mesopotamien; passirten bei Anthemusia den Euphrat, und kamen durch Syrien zu den Ufern des Mittelmeers. Der dritte Weg über das Caspische Meer. Er war doppelt, indem die Waaren entweder ganz zu Lande bis ans Caspische Meer gebracht wurden; oder auch von dem Indus bis an den Oxus, dann den Fluß hinunter bis queer über das Caspische Meer in den Curfluß, so weit dieser schiffbar war. Von da gingen sie zu Lande bis an den Fluß Phasis, und über diesen nach dem schwarzen Meer und den an demselben gelegenen Griechischen Häfen. Der Verf. hat vorzüglich gesucht, diesen merkwürdigen Weg genauer zu beschreiben, und die Zeit zu bestimmen, wo er gebraucht wurde. Er glaubt bewiesen zu haben, daß dieß um die Zeiten und auf Veranstaltung des Seleukus Nicator geschah. Die genauere Bekanntschaft, die die Griechen mit dem innern Asien und den großen Strömen desselben machten, waren eine natürliche Veranlassung dazu. — Der vierte Weg über Arabien, theils über den Persischen Meerbusen

und Gerra, theils über das glückliche Arabien. Der Verf. untersucht besonders diesen letzten Weg, in Beziehung auf die Behauptungen von Bruce. Die Wege durch das Innere von Arabien werden gleichfalls genauer beschrieben. — Zuletzt spricht der Verf. über den Seehandel nach Indien über den Arabischen Meerbusen unter den Ptolemäern. Er glaubt gezeigt zu haben, daß dieser vor den Zeiten der Römer nie sehr beträchtlich war; selbst unter Ptolemäus Philadelphus nicht, unter dem er anfing; dessen Absichten aber weit mehr auf Aethiopien gingen, als auf Indien. Unter seinen Nachfolgern gewiß noch weniger; und nie kam er gegen den Landhandel in Betracht, als erst nach den Zeiten des Augustus.

Dritte Abhandlung.

De India Romanis cognita.

(Vorgelegt 4. Aug. 1792. Commentationes S. So. G. Vol. XI. Cl. Hist. p. 91.)

Der Verf. hatte in den beiden vorhergehenden Vorlesungen sich mit den Griechen beschäfftigt, und theils ihre Indische Länderkunde, theils ihren Handel nach Indien zu erläutern gesucht. Nach eben dem Plane handelt er auch jetzt von den Römern. Allerdings ist von den Zeiten August's an, wo ihr Handel nach Indien durch die Einnahme Aegyptens anfing, die Kenntniß Indiens erweitert worden; allein zur Erforschung des innern Indiens haben die Römischen Kaufleute (und andere kamen nicht dahin) wenig beigetragen. Sie besuchten blos die Häfen, und sahen nur auf ihren Gewinn. Aus dem hier abgehandelten Zeitraum haben sich folgende Schriftsteller über Indien erhalten: Mela, Plinius, der Verfasser des Periplus Maris Erythraei, und Ptolemäus. Von jedem dieser Schriftsteller handelt der Verf. besonders. Mela ist in seinen Beschreibungen zwar

kurz, doch kennt er die Völker des östlichen Asiens und ihre Sitze schon etwas genauer als Strabo. Er setzt hier die Scythen (die nomadischen Mongolen), die Seres (bei ihm ein unbestimmter Name für alle die Völker südlich von der Wüste Cobi an, bis herunter nach Indien), und die Inder. Seine Vorstellungen von der südlichen Küste Asiens sind noch eben so unrichtig als bei seinen Vorgängern. — Plinius Beschreibung von Indien (Hist. Nat. VI, 20 sq.) ist ein Gemisch aus den Nachrichten früherer und späterer Schriftsteller, und den Erzählungen der Kaufleute, ohne Kritik und ohne Ordnung. Die vielen Namen Indischer Völker, die wir bei ihm finden, scheint er aus Seneka's Beschreibung von Indien entlehnt zu haben. Seine Nachrichten über Serica sind offenbar aus den mündlichen Berichten von Kaufleuten geschöpft; diese und andere werden von dem Verf. erläutert. — Aeußerst wichtig ist der Periplus Maris Erythraei, den man dem Arrian beizulegen pflegt. Er ist offenbar von einem Reisenden, vermuthlich von einem Kaufmann aus Alexandrien, der selber Indien besuchte. Außer den speciellen Handelsnachrichten, die er enthält, giebt er die erste genaue und richtige Beschreibung von der diesseitigen Halbinsel, besonders von der Malabarischen Küste; denn die östliche scheint der Reisende nicht selber besucht zu haben. Die Vergleichung mit der großen Rennelschen Charte setzte den Verf. in den Stand, die Lage beinahe von allen dort angeführten Oertern zu bestimmen, und das zu berichtigen, wo der frühere

fleißige

fleißige Herausgeber, Stuck, und nachher D'Anville, aus Mangel genauer Charten geirrt hatten. Das Detail davon muß man in der Abhandlung selbst nachsehen. — Ueber das Indien des Ptolemäus haben wir schon die Erklärungen von d'Anville. Ueber sein Serica, so wie über India intra Gangem, läßt sich nach diesem berühmten Geographen nicht viel mehr sagen. Der Verf. blieb daher hier auch blos im Allgemeinen stehen. Allein über die Indischen Länder jenseit des Ganges pflichtet er der von Hrn. Gosselin neulich aufgestellten Meinung bei, nach der die Chersonesus aurea nicht in Malacca, und die Sinae nicht in Cochinchina, wie d'Anville behauptet, sondern jene in Pegu, und diese in Siam, so wie ihre Hauptstadt Thinae metropolis in Tanasserim zu suchen ist. Der Verf. vergleicht und untersucht beide Meinungen, und entscheidet für die letztere. Die Resultate, die er für die Römische Länderkunde des östlichen und südlichen Asiens aus seiner ganzen Untersuchung zieht, sind folgende: Das nordöstliche Asien erklären die Geographen jener Zeiten selbst für eine Terra incognita. Ihre bestimmtere Kenntniß fängt an mit der Wüste Cobi oder Cham-ho, die Serica oder das Reich Tongut an der Nordwestseite von China umgiebt, und durch welche ihre Kaufleute zum Theil reisen mußten, wenn sie von Balk nach Serica zogen. Serica also ist in Tongut zu suchen, allein die östlichen und südlichen Grenzen desselben waren nicht genau bestimmt; Ptolemäus setzt nach beiden Seiten terra

incognita; Mela und Plinius erwähnen ein Vorgebirge Tabis, welches vielleicht Corea seyn kann. Doch sind Spuren vorhanden, daß die Römischen Kaufleute auch von Serica aus weiter in das jetzige Chinesische Reich vorgedrungen sind. Die Attacori sind vielleicht die Bewohner von Tibet. — Von India intra Gangem kannten die Römer außer den schon vorher bekannten Ländern zwischen dem Indus und Ganges sehr genau die Malabarische Küste; weniger die Küste Coromandel. Ihre Geographen indeß geben der südlichen Küste noch immer eine falsche Gestalt. Ihre Kunde endlich von den Ländern jenseit des Ganges schränkte sich auf das östliche Ufer des Golfs von Bengalen ein. Man kannte hier sehr gut, und besuchte Pegu, die Chersonesus aurea, und Siam, die terra Sinarum. Malacca dagegen und Sumatra gehörten schon zu der terra australis incognita. Denn daß man jemals Malacca umschifft, und zu Wasser bis Cochinchina oder gar bis China vorgedrungen wäre, ist völlig unerwiesen. —

(Die Untersuchung über den Römischen Handel nach Indien bleibt der Fortsetzung der Ideen rc. aufbewahrt.)

Vierte Abhandlung.

De militum Aegyptiorum in Aethiopiam migratione, et coloniis ibi conditis.

(Vorgelegt 9. Febr. 1794. Commentat. S. Sc. G. Vol. XII. Cl. Hist. p. 48.)

Untersuchungen über das Colonieenwesen des Alterthums gehören in mehr als einer Rücksicht zu den wichtigsten und interessantesten, denn sie sind von gleicher Erheblichkeit für die politische Geschichte, so wie für die Geschichte der Cultur des menschlichen Geschlechts. Wäre nicht die Sitte, Colonieen zu stiften, bei den vornehmsten Völkern der Vorwelt so allgemein gewesen, so hätten sie sich nie zu einem solchen Grade der Bildung erheben können, so wie man umgekehrt findet, daß diejenigen Völker, die am meisten sich durch Colonieen verbreiteten, Phönicier und Griechen, auch bei weitem die gebildetsten geworden sind. Denn, wie viel auch immer die Colonie von dem Mutterstaat adoptiren mag, so liegt es doch schon in der Natur der Dinge, daß da, wo Alles einen neuen Anfang nimmt (auch die Localverhältnisse

abgerechnet), vieles anders werden muß, als da, wo alles schon durch die Länge der Zeit in seine Fugen gehörig eingepaßt war. Hat nicht namentlich die Gesetzgebungskunst ihre eigentliche Bildung bei den Griechen in den Colonieen erhalten? so wie überhaupt die erste Blüthe der Cultur nicht in Griechenland selbst, sondern in Jonien sich zeigte. Gleichwohl gehört diese ganze Materie noch zu den am wenigsten untersuchten, und könnte vielleicht um so viel wichtiger werden, da die gegenwärtigen Zeitumstände uns sehr wahrscheinlich zu jener Gewohnheit der frühern Zeiten zurückführen werden; denn die Anlage von Colonieen ist eine gewöhnliche Folge von Bürgerkriegen und politischen Revolutionen, wenn die schwächere Partei ihr Vaterland verlassen muß. — Die Aegyptische Colonie, von der in dieser Vorlesung die Rede ist, hat, von mehreren Seiten betrachtet, ihr eigenes Interesse. Sie ward veranlaßt durch eine Auswanderung einer der höhern Aegyptischen Casten, die Caste der Soldaten (wenn man will, des Aegyptischen Adels), der, durch politische Verhältnisse mißvergnügt gemacht, noch in größerer Anzahl als vor kurzem der Französische, sein Vaterland verließ, um in entfernten Gegenden sich Wohnsitze zu suchen, wohin er Cultur brachte, und sich mehrere Jahrhunderte als eigener Völkerstamm erhielt. — Die Abhandlung zerfällt in vier Abschnitte. In dem ersten sammelt der Verf. alle Stellen der Alten, des Herodot, Diodor, Strabo, Plinius, und einiger Grammatiker, die von dieser Begebenheit reden. In dem zweiten

wird die Zeit, Veranlassung und Art, der Auswanderung beschrieben. Sie geschah unter der Regierung des Königs Psammetich, zwischen 640 und 630 vor Chr., und war dadurch veranlaßt, daß man die Auswandernden ihrer Privilegien beraubt hatte. Es waren ihrer 240,000 an der Zahl, blos Männer; denn ihre Weiber und Kinder scheinen sie zurückgelassen zu haben. Sie zogen in voller Rüstung ab, weil sie besorgten, mit Gewalt zurückgehalten zu werden, und begaben sich, indem sie dem Laufe des Nils folgten, nach Aethiopien, mit dem Aegypten von jeher in engen und mannichfaltigen Verbindungen stand. Auch die verschiedenen Griechischen, Lateinischen, Aegyptischen und Aethiopischen Namen, unter denen sie bei den Alten vorkommen, Exsules, Profugi, Αυτομόλοι, Asmach, Sebritae u. s. w. werden hier angeführt, und nach Möglichkeit erläutert. Der dritte Abschnitt enthält eine Untersuchung über die Wohnsitze, die sie bei ihrer Ankunft in Aethiopien einnahmen. Sie ergaben sich freiwillig dem Könige der Aethiopier, d. i. dem Könige von Meroë, oder Atbar, der ihnen eine Insel so wie Meroë, d. i. ein von Flüssen umgebenes Land, aus dem sie die unruhigen Einwohner vertreiben mußten, zu ihrer Niederlassung anwies. Der Verf. zeigt, daß dieß kein anderes, als die gegenwärtige Provinz Gojam, bei den Quellen des Nils zwischen 10 und 8° nördl. Br., gewesen sey. Der letzte Abschnitt verfolgt die Spuren ihrer weitern Geschichte in Aethiopien. Es ist klar, daß sie dort als eigener Völkerstamm sich

mehrere Jahrhunderte bis tief in das Zeitalter der Ptolemäer nicht nur behauptet, sondern auch weiter verbreitet haben. Denn sie wurden die Erbauer mehrerer Städte, theils längs den Ufern des Nils, bis nach Sennaar herauf, theils nach Osten, oder dem Arabischen Meerbusen zu, mit dem sie sich eine Communication eröffnet zu haben scheinen. Die Namen derselben werden angeführt, Esar, Daron, Sais ꝛc. und ihre Lage untersucht. Ihr Hauptland, Gojam, scheint immer eine Provinz von Meroë geblieben zu seyn, auch als hier eine weibliche Regierung eingeführt war; in den einzelnen Städten aber findet man auch eigene Beherrscher oder vielmehr Beherrscherinnen erwähnt. Uebrigens trieben sie, so wie in Aegypten, auch hier den Ackerbau, und milderten dadurch, schon nach Herodot's Bericht, die Sitten der barbarischen Stämme der Eingebornen. Ihre blühende Periode fällt in das Zeitalter der Ptolemäer; nachmals werden sie von keinem Schriftsteller mehr erwähnt, als nur von denen, die, wie Plinius und Andere, aus frühern schöpfen, und deren Nachrichten wiederholen. Sie haben sich also wohl wahrscheinlich nach und nach durch die Vermischung mit den Eingebornen verloren, und mögen wohl mit zu den, so sehr gemischten, Stammvätern der spätern Abyssinier gehören.

Fünfte Abhandlung.

De linguarum Asiaticarum in antiquo Persarum imperio cognatione et varietate.

(Vorgelegt 14. Febr. 1795. Commentationes Vol. XIII. Cl. Hist. p. 25.)

Wie viel, und doch auf der andern Seite wie wenig, über die Sprachen des alten Asiens geschrieben sey, ist den Kennern der alten Geschichte nicht unbekannt. Da unsere orientalische Sprachkenntniß nicht nur vom Hebräischen ausging, sondern auch immer an dasselbe geknüpft blieb, so war es unvermeidlich, daß das Sprachstudium des Orients dadurch ein ganz eigenes Ansehen erhalten mußte. Man betrachtete den Dialekt eines Volks, das an Macht und Cultur den herrschenden Völkern Asiens so weit nachstand, als Hauptsprache. Indessen führte dieß doch auf die Cultur der Semitischen Dialekte, besonders des Arabischen und Chaldäischen; und dieß erweiterte bereits den Gesichtskreis. Neue Fortschritte geschahen durch die Bekanntschaft mit dem Armenischen, wozu Schröder den Weg bahnte. Ein noch größeres Feld für

Untersuchungen aber öffnete sich, seitdem Anquetil du Perron die noch vorhandenen heiligen Schriften der Parsen dem Occident schenkte, und durch seine Bekanntschaft mit den Grundsprachen große Aufschlüsse über die Alt-Persischen Mundarten gab. Auch die neuern Untersuchungen der Britten in Indien geben Hoffnung zu neuen Kenntnissen, wenn man dort erst so weit wird gekommen seyn, den Weg der Hypothese zu verlassen, und nur von sichern Factis auszugehen. Ueber die Sprachen hingegen, die in andern Theilen des alten Asiens, besonders dem uns am nächsten liegenden Vorderasien und den anstoßenden Ländern, herrschten, war noch so gut wie nichts ausgemacht. Bei dieser Lage des orientalischen Studiums hielt der Verf. es nicht für überflüssig, wenn er theils das bereits Ausgemachte über die Natur und Verwandtschaft der Alt-Asiatischen Hauptsprachen zusammenstellte, theils da, wo er noch Lücken fand, sie auszufüllen suchte. Er schränkte sich aber blos auf den Theil von Asien ein, welcher der Persischen Herrschaft unterworfen war; weil wir von dem übrigen zu wenig wissen, und der Stoff auch zu weitläuftig für eine Abhandlung geworden seyn würde. Die Vorlesung zerfiel in vier Abschnitte. Der erste: Sprachen der Völker in Vorderasien; der zweite: Sprachen der Völker von Semitischem Stamm, zwischen dem Halys und Tigris; der dritte: Sprachen der Taurischen Völker von Pontus bis Armenien; der vierte: Sprachen der Völker von Iran, vom Tigris bis Indus und Oxus (Gihon). Wir können begreiflich hier blos die

Resultate der Untersuchungen mittheilen. Vorderasien enthielt eine große Mannigfaltigkeit von Sprachen. Herodot zählt in demselben dreißig Völkerschaften; der Verf. aber zeigt, daß man von diesen nicht sogleich auf die Anzahl der Sprachen zurückschließen dürfe. Er fängt von Westen an, und geht zuerst bis zum Fluß Halys, der nicht nur in der politischen, sondern auch in der Sprachengeographie, Grenze macht. Längs der Küste herrschte Griechische Sprache, in mancherlei Mundarten, die Herodot genauer angiebt. Fast jede Stadt hatte ihre eigene. Nach diesen unterscheidet er zuerst die Sprachen von Carischer Abkunft; die in den drei westlichen Hauptländern, Lydien, Mysien, und Carien selbst, herrschend waren. Daß diese drei Sprachen nur Dialekte Einer Hauptsprache, der Carischen, waren, läßt sich hinreichend erweisen. Ueberhaupt hatte dieß Volk zur Zeit seiner einstigen Herrschaft seine Sprache stark verbreitet; so daß auch Stämme, die nicht zu ihm gehörten, sie angenommen hatten. Bei der Verbreitung indeß und dem Verkehr mit Fremden hatten sich Dialekte bilden müssen; so war das Mysische stark mit Phrygischem, das Lydische mit Griechischem versetzt. — Gänzlich von diesen Sprachen verschieden war das Alt-Phrygische, das in dem Innern von Vorderasien herrschte. Höchst dürftig sind die Nachrichten, die über diese Sprache bei den Alten sich finden; die glaubwürdigste darunter macht das Phrygische zu einer Schwester des Armenischen. — In den Nordländern der Halbinsel

herrschten in Bithynien Thracische Dialekte, weil dieses Land gänzlich mit eingewanderten Stämmen dieses Volks besetzt war; aber ganz verschieden davon war wiederum das Paphlagonische, welches als eigene Sprache nicht nur öfters angeführt wird, sondern woraus sich auch manche Worte erhalten haben. Wohl aber könnte es seyn, und mehrere Spuren machen dieß wahrscheinlich, daß das Paphlagonische nichts weiter, als ein bloßer Dialekt des Phrygischen war. Von den Mundarten endlich in den Südländern der Halbinsel, Lycien, Cilicien und Pisidien, wissen wir am wenigsten. In diesen Gebirgländern saßen manche Ueberreste von Völkern; daher darf man hier keine weit ausgedehnten Sprachen erwarten. Die Lycier redeten vielleicht auch einen Carischen Dialekt; aber das Pisidische wird ausdrücklich davon unterschieden. Von der Sprache der Cilicier findet sich nicht die mindeste bestimmte Nachricht; es bleibt bloße Vermuthung, wenn man sie für Syrisch hält, weil die Nation selber nach Einigen Syrischen Ursprungs gewesen seyn soll. Es mag freilich befremdend scheinen, daß wir von Sprachen, die in Ländern herrschten, welche den Griechen so sehr bekannt waren, so dürftige Nachrichten besitzen; allein durch die Revolution Alexander's fingen diese Sprachen an, sich zu verlieren; von der Alt-Lydischen z. B. war zu Strabo's Zeiten gar keine Spur mehr übrig; die Griechische Mundart trat auch unter den niedern Volksklassen an ihre Stelle, wenigstens in den größern Städten, in welche ohne-

hin fast durchgehends Griechische Colonieen geführt wurden. Und wenn sich auch auf dem platten Lande oder in abgelegenen Oertern die alte Mundart erhielt, was kümmerte sich der Grieche um diesen barbarischen Jargon? — Im Ganzen aber sieht man nun doch bei den alten Sprachen Vorderasiens so viel: Im Innern der Halbinsel herrschte die Phrygische Sprache; die älteste dortige Landessprache, von der wir etwas wissen; wenn auch vielleicht die Phryger selbst in Zeiten, die über die Geschichte hinaufgehen, von da oder dort her eingewandert seyn sollten. Um sie herum wohnten an den Küsten später eingewanderte Völker, deren mancherlei Mundarten sich mehrentheils auf drei Hauptsprachen, Carisch, Thracisch und Griechisch, zurückbringen lassen. Vom Pelasgischen findet sich im Persischen Zeitalter in Vorderasien gar keine Spur mehr.

Der zweite Abschnitt ist den Semitischen Sprachen gewidmet, die in der unermeßlichen Ebene vom Taurus bis zur Grenze Persiens herrschten, und in denen man nach den vorhandenen Ueberbleibseln sehr leicht Zweige Eines Hauptstamms erkennt. Der Verf. zeigt zuerst, daß sie sogleich an der Ostseite des Halys, d. i. in Cappadocien, und dem nachmals sogenannten Pontus, das aber im Persischen Zeitalter auch Cappadocien hieß, anfingen. Denn die Cappadocier waren nach den deutlichsten Zeugnissen Syrer, und sprachen Syrisch, obgleich ihre Mundart einen eigenen Dialekt bildete, der in den nördlichen Gegenden stark mit dem benach-

barten Paphlagonischen gemischt war. Nach dieser westlichen Grenzbestimmung des Semitischen Sprachgebiets geht der Verf. die einzelnen Theile desselben durch. Zuerst von der Hauptprovinz und Hauptstadt Babylon. Die hier herrschende Sprache nennen wir die Chaldäische. Es ist aber gewiß dieselbe, die bei Herodot stets die Assyrische heißt; denn die rohern Chaldäer hatten dieselbe erst nach ihrer Eroberung von den cultivirten Einwohnern angenommen, wie die Mandschu die Chinesische Sprache. Nun zeigt der Verf., daß das Babylonische oder Chaldäische die gebildetste der damaligen Semitischen Mundarten war, deren sich die Perser in ihren Verordnungen, Denkmälern und Urkunden für den westlichen Theil ihres Reichs bedienten. — Das übrige Mesopotamien, insofern es Steppe ist, war mit Arabischen Nomaden angefüllt, und heißt häufig Arabien; also herrschten hier Arabische Mundarten; allein in den Städten längs dem Euphrat, und in dem nördlichen Theile ward Syrisch gesprochen, aber gewiß in mancherlei Mundarten. Die Sprache der eigentlichen Assyrer, in Adiabene oder Churdistan (die Assyrer von Ninive bei Herodot), war gewiß Semitisch; Juden und Assyrer verstanden einander; aber wie weit sie von dem Babylonischen verschieden gewesen sey, läßt sich nicht bestimmen. Diesseit des Euphrats zuerst das eigentliche Syrische, das aber nach der Verfassung des Volks, das fast immer in eine Menge kleiner Staaten getheilt war, auch gewiß große Verschiedenheiten gehabt haben muß, wovon wir nichts

wissen, weil unsere Syrische Litteratur nicht bis zu jenen Zeiten hinaufreicht. Dann das Hebräische, nebst dem Samaritanischen, und das Phönicische. In den Phönicischen Städten herrschten verschiedene Dialekte, die wiederum durch die vielen ausgeführten Colonieen sich noch vermehren mußten. Sowohl durch diese, als durch den ausgebreiteten Handel, mußte das Phönicische, neben dem Babylonischen, die cultivirteste aller Semitischen Mundarten werden.

Im dritten Abschnitt handelt der Verf. von den Sprachen in den nördlichen Gebirgen des Taurus, besonders dem Armenischen. Das Alt-Armenische war zwar der Hauptsache nach dieselbe Sprache, wie das neuere; allein es war damals noch nicht zur Schriftsprache gebildet, und hat durch den beständigen Verkehr mit andern Völkern sehr große Veränderungen erlitten. Die Nachrichten der Alten darüber sind sehr dürftig. Es scheint sehr nahe mit dem damaligen Persischen verwandt gewesen zu seyn. Denn Xenophon auf seinem Rückzuge konnte sich in Armenien Persischer Dollmetscher bedienen; so daß sich also Perser und Armenier verstanden haben müssen. Dieß erinnert an die Verwandtschaft, die man in neuern Zeiten zwischen dem Zend und dem Armenischen gefunden hat. Ein anderer alter Schriftsteller, Eudoxus, fand eine große Aehnlichkeit zwischen dem Armenischen und Phrygischen. Die Sprachen der übrigen benachbarten Gebirgsvölker, der Carducher, Chaldäer, Chalyber und anderer, die zum Theil der Persischen Herr-

schaft unterworfen waren, zum Theil aber auch nicht, scheinen sowohl von dem Armenischen, als auch *unter* einander, verschieden gewesen zu seyn. **Xenophon** konnte auf seinem Durchmarsch mit seinen Persischen Dollmetschern nicht fortkommen; nur bei Einem dieser Völker konnte er sich verständlich machen, weil sich *zufällig* ein Sklave in der Armee fand, der hier zu Hause *gehörte* und Griechisch verstand. Diese Mannigfaltigkeit der Dialekte kann nicht in Verwunderung setzen, wenn man sich erinnert, daß diese Völkerschaften höchst wahrscheinlich einzelne, aus dem nördlichen Asien eingewanderte, Stämme waren.

Der letzte Abschnitt endlich *enthält eine gedrängte* Uebersicht von dem, was wir durch die neuern, seit der Bekanntmachung des Zendavesta angestellten, Untersuchungen von den alten Sprachen von Iran oder Persien wissen. Diese Untersuchungen führen zuerst auf das Resultat, daß in diesen Ländern zwischen dem Tigris und Indus von uralten Zeiten her eine weit ausgebreitete Hauptsprache geherrscht habe, die aber von den Semitischen Mundarten gänzlich verschieden war, und nur in den Grenzländern etwas von ihnen aufgenommen hatte. Sie zerfiel aber, so wie diese, in eine Menge Dialekte. Drei von diesen, das Zend, das Pehlvi oder Azvaresch, und das Parsi, welches nachmals Deri hieß, kennen wir aus schriftlichen Ueberbleibseln. Jenes erste war nach aller Wahrscheinlichkeit die Sprache des nördlichen Mediens; es mag dadurch, daß es zur Schriftsprache gemacht ward, allerdings mehr Bildung bekommen haben; aber es ist

nicht bloße Büchersprache, sondern es war einst lebende Sprache. Noch jetzt entdeckt man eine Verwandtschaft mit dem Armenischen und Georgianischen. Das zweite ward in den Provinzen geredet, die dem Tigris am nächsten lagen; eben daher hat es einen starken Zusatz vom Chaldäischen, der sich durch den beständigen Verkehr mit Babylon sehr leicht erklären läßt. Das dritte war in dem eigentlichen Persien (Fars, Farsistan) zu Hause, und blieb noch lange lebende Sprache, als Zend und Pehlvi schon zu Grunde gegangen waren. Wahrscheinlich war es die Herrschaft der Perser selbst, während der die Meder mit ihnen zu Einem Volk zusammenschmolzen, welche den Untergang jener alten Dialekte, des Zend und Pehlvi, verursacht hat. Von den Dialekten der östlichern Provinzen wissen wir gar nichts weiter, als blos, daß wir die Namen einiger Mundarten bei orientalischen Schriftstellern aufgezeichnet finden; wie des Herat in Aria, des Sogd in Sogdiana und andere. Wenn Anquetil diese Dialekte alle für Töchter des Zend hält, so scheint das eine eben so sonderbare Behauptung, als wenn man alle Semitische Mundarten vordem für Töchter des Hebräischen ausgab. Eine Verwandtschaft kann aber sehr wohl zwischen ihnen Statt gefunden haben; und dieß wird selbst wahrscheinlich dadurch, daß diese Länder unter der allgemeinen Benennung von Iran schon von den frühesten Zeiten her bekannt, und auch mehrentheils Provinzen Eines Reichs gewesen sind. — Nimmt man alles Bisherige zusammen, so scheint es also, man könnte füglich das Persische Reich in Asien

in drei Sprachgebiete abtheilen, das Phrygische, das Semitische und das Armenisch-Persische oder Medische. In jedem derselben herrschte eine Hauptsprache; aber diese zerfielen nicht nur in mancherlei Dialekte, sondern die vielen eingewanderten Völkerschaften, besonders in den Grenz- und Küstenländern, hatten ihre eigenen Sprachen mit sich gebracht, die sie auch in der Folge beibehielten. — Daß durch fortgesetzte Untersuchungen sich hier noch Vieles wird weiter aufklären lassen, ist keinem Zweifel unterworfen: aber der Verf. wollte auch nur Stoff zu solchen Untersuchungen liefern, und *bescheidet sich* gern, daß besonders die Kenner des *orientalischen* Sprachstudiums hier noch Manches werden verbessern und hinzusetzen können.

Sechste

Sechste Abhandlung.

De prisca sinus Persici facie, maxime secundum Nearchi, classis Alexandri M. ducis, descriptionem.

(Vorgelegt 10. Sept. 1796. Commentationes Vol. XIII. Cl. Hist. p. 138.)

Der Verf. handelte in dieser Vorlesung einen Abschnitt aus der alten Geographie ab, indem er die vormalige Gestalt des Persischen Meerbusens erläuterte. Er legte dabei die Beschreibung von Nearch, dem Admiral Alexander's des Großen (welche uns Arrian in seinen Indicis erhalten hat), dem einzigen unter den Geographen des Alterthums, der als Augenzeuge spricht, zum Grunde; und nahm daher absichtlich, so weit als dessen Nachrichten reichen, d. i. an der Nord- und Ostküste, auf die übrigen alten Erdbeschreiber, die sich oft widersprechen, und nicht immer zu vereinigen sind, gar keine Rücksicht. Dagegen verglich er Nearch's Beschreibung desto genauer mit den besten neuern Charten und Beschreibungen, der von Delisle und der

von Niebuhr. Bei dieser Verfahrungsart, da er sich nicht durch Berichte Anderer stören ließ, konnte er dem Nearch ungehindert Schritt vor Schritt folgen, und sah sich in den Stand gesetzt, jede seiner Angaben so zu bestätigen, daß sehr wenig zurückgeblieben ist, was noch zweifelhaft scheinen könnte. Denn nicht genug, daß die Messungen des Nearch's mit der Wahrheit übereintreffen, so erkennt man auch fast durchgehends die alten Namen wieder, sobald man ihnen nur ihre Griechische Form nimmt. Doch muß man mehr die Persischen als die Arabischen Namen vor Augen haben; denn die Griechen führen gewöhnlich die erstern an. Die *Abhandlung zerfällt* in drei Abschnitte; der erste erläutert das östliche Ufer; der zweite das nördliche; der dritte das westliche. An jedem dieser Ufer sind theils die Oerter, theils die Flüsse, theils, und zwar vorzüglich, die Inseln verglichen und erläutert. Da wir uns hier in keine Wiederholung des *Details* einlassen können, so wollen wir uns nur auf *einige allgemeine* Bemerkungen beschränken. Die östliche Seite des Persischen Meerbusens war im Alterthum, so wie jetzt, die bekannteste. Der Lauf, den Nearch nahm, ist gerade derselbe, den noch jetzt die Engländer nehmen, so wie ihn Niebuhr beschrieben hat (Beschreibung von Arabien S. 334.). Der Name Ormus (Ἁρμόζια) kommt schon, und zwar zuerst, bei Nearch vor; aber nicht als Name der Insel, auf der nachmals die berühmte Handelsstadt Ormus erbaut ward, sondern der gegenüber liegenden Gegend.

Diese östliche Küste ist fast ganz mit Inseln bedeckt, deren Namen sich fast alle erhalten haben. Die größte darunter ist Darakta, gegenwärtig Brokt. Auch die kleinern lassen sich größten Theils leicht erkennen. Die Perlfischereien sind dort noch an derselben Stelle, wo sie zu Nearch's Zeiten waren. Wenn man auch in der Bestimmung der Oerter im Einzelnen fehlen sollte, so kann man doch nicht viel fehlen, weil gleich die nächsten wieder gewiß sind. Die Ostküste geht hinauf bis zu dem Flusse Arefas, jetzt Nefain, der die Grenze zwischen Persis (Farsistan) und Susiana (Chusistan) macht. So ähnlich sich die Ostküste geblieben ist, so große Veränderungen scheint die Nordküste erfahren zu haben, deren Beschreibung nach Nearch der zweite Abschnitt gewidmet ist. Zu Alexander's Zeiten ergossen sich hier in den Persischen Meerbusen fünf Ströme, jeder mit einer eigenen Mündung; nämlich der Euphrat, der Tigris, der Eulaeus (oder Choaspes), der Pasitigris und der vorher erwähnte Arefas. — Jetzt hat der Tigris das Wasser sowohl von dem Euphrat, als auch wahrscheinlich von dem Eulaeus an sich gezogen; von dem Pasitigris (den man nicht mit dem Dsjat el Arab oder dem Pasitigris der Neuern verwechseln muß) wissen wir nichts. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Persische Meerbusen sich jetzt nördlich tiefer ins Land erstreckt, als vormals; wenigstens scheinen dieß die Angaben der Entfernungen von der Mündung des Euphrats bis nach Babylon zu beweisen. Wie aber die

alte Gestalt war, läßt sich mit Genauigkeit nicht bestimmen. Die Westküste, welcher der dritte Abschnitt gewidmet ist, war immer die unbekannteste. Sie ist fast der ganzen Länge nach mit Untiefen bedeckt, die zwar durch ihre reichen Perlfischereien berühmt sind, aber die Schifffahrt daselbst sehr erschweren. Die größte Merkwürdigkeit sind hier ein Paar Inseln, welche die Alten Tyrus oder auch Tylos, und Aradus nennen, und welche Phönicische Colonieen enthalten haben sollen. Der Verf. zeigt zuerst, daß es ein vergebliches Unternehmen ist, die Aussagen der Alten über die Lage dieser Inseln vereinigen zu wollen, da sie einige im Norden, andere in der Mitte, und noch andere im Süden des Persischen Meerbusens suchen. Die richtigste und bestimmteste Angabe hat Plinius; und dieser zufolge können sie keine andere, als die jetzigen Baharein-Inseln seyn. Die kleinere heißt auch noch auf Niebuhr's Charte Arad. Der Name der größern ist bei Deslisle Derqon, welcher, wie bereits Michaelis gezeigt hat, der Syrische Name für das Hebräische Daden ist. Also ist auch dieß Daden, von dem bereits Ezechiel bemerkt, daß es eine Niederlage der Arabisch-Indischen Waaren für die Phönicier gewesen sey, eine der Baharein-Inseln. — Diesen Inseln gerade gegenüber lag in einer Entfernung von einigen Meilen die berühmte Handelsstadt Gerra. Man sieht also leicht, daß diese Gegend für die Geschichte der Schifffahrt und des Handels von großer Wichtigkeit ist. Die Nachrichten über diesen letzten

Gegenstand hat der Verf. bereits in dem zweiten Theile seiner Ideen ꝛc. erläutert; sie erforderten aber eine, auf eine gelehrte Untersuchung gegründete, Beschreibung des Lokals, wofür dorten nicht Platz war; die aber nirgend schicklicher, als hier, angestellt werden konnte.

Siebente Abhandlung.

De fontibus et auctoritate Justini, *Pompeji* Trogi Epitomatoris, Commentatio prior.

(Vorgelegt 11. Jan. 1800. Commentat. Soc. Scient. Vol. XV. Cl. Hist. p. 138.)

Der Verf. beginnt mit dieser Abhandlung seine Untersuchungen über die Quellen der vorzüglichsten alten Geschichtschreiber und Geographen, die er in der Folge weiter fortzusetzen denkt. Justin gehört zu den wegen ihrer Unzuverlässigkeit *am meisten verrufenen* Schriftstellern: indessen bleibt sein Werk doch *eine* wichtige Quelle für alte Geschichte, weil es oft die einzige ist. Eine genauere Würdigung seiner Autorität, worüber noch bisher von keinem Schriftsteller eine kritische Untersuchung angestellt ist, war also schon deßhalb zu wünschen; ohnedem sieht man auch leicht, daß ein solcher Vorwurf von Unzuverlässigkeit schon an sich sehr unbestimmt ist. Justin's Werk ist nichts weiter, als ein Auszug aus dem verlornen größern Werke des Pompejus Trogus. Es frägt sich also: hat diese Unzuverlässigkeit blos in dem

nachlässigen Excerpiren des Justin's ihren Grund? Oder muß schon dem Werke des Trogus dieser Vorwurf gemacht werden? Ferner, wenn dieß letztere der Fall war, lag der Grund in der ganzen Behandlung des Schriftstellers, oder in der Auswahl der Quellen, aus denen er schöpfte? Wie auch die Antworten auf diese Fragen ausfallen mögen, so fällt es in die Augen, daß man Justin's Werk nicht würdigen kann, ohne das des Trogus genauer zu kennen; und die Untersuchung des Verf. mußte also sich vor allem auf dieses letztere erstrecken. Also zuerst von diesem Schriftsteller selbst. Alles, was wir von ihm wissen, ist, daß seine nächsten Vorfahren in den Bürgerkriegen gedient hatten; und daß er selber, ein Zeitgenosse von August, in Rom lebte; also zu einer Zeit, wo die Römische Litteratur ihre höchste Ausbildung erhielt, und an einem Orte, wo alle Hülfsmittel ihm zu Gebote standen. Der Verf. macht es wahrscheinlich, daß er rhetorische Studien trieb. Das Werk des Trogus ist zwar verloren; allein wir besitzen zwei Hülfsmittel, nach denen wir es mit ziemlicher Zuverlässigkeit übersehen und beurtheilen können. Das Eine sind die Excerpte des Justin's (die aber nach dem Plan desselben keineswegs ein eigentlicher Auszug aus dem Ganzen, sondern mehr eine Auswahl des Wichtigsten und Interessantesten seyn sollten); das andere, nicht minder wichtige, die Argumente der einzelnen Bücher, oder sogenannten Prologi, die wir dem Fleiße irgend eines Grammatikers verdanken, und die sich, so wie

die aus dem Livius, erhalten haben. Beide verbindet nun der Verf., um den vollständigen Plan des ganzen Werks nach den vierundvierzig Büchern, die es enthielt, darzulegen, ehe er zur Untersuchung über die Quellen im Einzelnen fortgeht. Das Werk des Trogus führte den Titel: Historiae Philippicae et totius mundi origines et Terrae situs. Der Ausdruck Historiae Philippicae ist, wie der Verf. zeigt, so viel, als Macedonicae, und war von dem Werke des Theopompus entlehnt, das gleichfalls Philippica hieß. Von Theopomp aber, dem bekannten Schüler des Isokrates, hätte Trogus nicht blos den Titel entlehnt, vielmehr war dieser Grieche das eigentliche Muster, das er, besonders in Rücksicht auf Plan und Anlage seines Werks, nachahmte. Leider! besitzen wir noch keine Sammlung der zahlreichen Fragmente des Theopomp's, selbst noch keine kritische Untersuchung über seinen Werth als Historiker, die irgend Genüge leisten könnte; ein schöner Stoff für einen künftigen Geschichtscheiber der historischen Kunst unter den Griechen! Indeß sah der Verf. bald ein, daß ohne eine genauere Kenntniß von dem Werke des Theopomp's sich das des Trogus nicht mit Zuverlässigkeit beurtheilen ließe; und er hat selber deßhalb die Mühe nicht gescheut, die noch übrigen Fragmente davon wenigstens aus den Hauptschriftstellern zu sammeln. Theopomp's Philippica enthielten die Zeitgeschichte von Philipp von Macedonien, und scheinen sich an seine Hellenica angeschlossen zu haben; allein er hatte

eine Manier in diesem Werke befolgt, wodurch dasselbe einen viel größern Umfang erhielt. Allenthalben war sein Werk mit Episoden durchwebt, die aus der ältern Geschichte eingeflochten, und oft so an einander geknüpft waren, daß man den Faden der Erzählung darüber verlor. Ohne Zweifel war Herodot die Veranlassung zu dieser Methode, die unläugbar ihr Gutes hat, aber auch eben so leicht übertrieben werden kann. Trogus trat in dieser Rücksicht in die Fußtapfen des Theopomp's, jedoch mit weit mehr Beurtheilungskraft und größerer historischer Kunst. Er wählte sich einen Stoff, der auf der einen Seite Einheit, und doch auf der andern einen erstaunlichen Umfang und Reichthum hatte, und zur Anwendung jener Methode recht eigentlich aufzufordern schien. Der eigentliche Gegenstand von den Philippicis des Trogus war nämlich die Geschichte der Macedonischen Monarchie in ihrem ganzen Umfange; d. i. die Geschichte ihres Ursprungs und Wachsthums unter Philipp und Alexander; und die Geschichte aller der einzelnen Staaten, die aus ihrer Zerstückelung entstanden, bis zu ihrem Untergange durch die Eroberungen der Römer. Dieß ist daher der Hauptfaden, an dem die ganze Erzählung fortläuft; damit verband er jedoch den zweiten Zweck, die Geschichte der übrigen bekannten Völker und Staaten episodisch einzuschalten; wozu es ihm nicht an schicklichen Veranlassungen fehlen konnte, da es nicht leicht ein einziges derselben gab, mit dem die Mace-

donier nicht in Verbindung gekommen wären. So erklärt es sich also auch, warum er sein Werk zugleich totius mundi origines et terrae situs nennen konnte; welches anfangs etwas Widersprechendes mit dem Titel Philippica zu seyn scheint. Es ist ein falscher Gesichtspunkt, wenn man das Werk des Trogus für eine eigentliche Universalhistorie hält, in der kein weiterer Faden, als die Zeitordnung, und keine Einheit des Stoffs gewesen wäre. Er verband vielmehr Einheit mit Mannigfaltigkeit; es wurde durch seine Anordnung ein Werk der historischen Kunst; und war gewiß in dieser Rücksicht eins der größten und vollendetsten Werke der historischen Kunst, die das Alterthum aufzuweisen hat; denn Trogus hatte in demselben das schwere Problem aufgelößt, daß er, ungeachtet der vielen Episoden, und ungeachtet der großen Zerstückelung der Monarchie, doch dem Strom der Begebenheiten im Ganzen folgte, und ohne die einzelnen Theile zu sehr zu isoliren, die Uebersicht über das Ganze erhielt. Der Verf. macht dieses nun durch genauere Vorlegung des Plans deutlich, wovon wir hier nur Folgendes ausheben können. Die ersten sechs Bücher dienen statt einer Einleitung. Sie enthalten eine Uebersicht der frühern Geschichte der Länder, die nachmals die Macedonische Monarchie ausmachten. Es ist falsch, wenn man glaubt, der Schriftsteller habe hier allgemeine Urgeschichte, etwa wie Diodor in seinen ersten Büchern, liefern wollen. Er beschränkt sich nur auf die oben erwähnten Länder, Asien, Aegypten, Griechenland und Macedonien; und

sagt daher nichts von den westlichen Ländern, deren älteste Schicksale er erst in den letzten Büchern seines Werks episodisch einflocht. Nun folgt in den nächsten sechs Büchern (VII—XII.) die Geschichte von Philipp und Alexander, bis zur Zertrümmerung der Monarchie nach dessen Tode, jedoch mit mehreren Digressionen. Ueber den weitern Plan, der nicht wohl einen Auszug leidet, können wir hier nur blos Etwas im Allgemeinen sagen. Bis zum Untergange des eigentlichen Macedonischen Reichs bleibt die Geschichte von diesem der Hauptfaden, an den das Uebrige angereiht ist, B. XIII—XXXIII; wie viele Kunst dieß aber erforderte, da hier von einer Menge von Staaten die Rede war, wird Jeder leicht einsehen, der mit der Geschichte nicht ganz unbekannt ist. Dazu kommen nun noch die vielen eingeflochtenen Episoden, unter denen die über die Geschichte von Carthago und Syrakus, bei Gelegenheit der Kriege des Pyrrhus, B. XVIII—XXIII., die längste ist. Erst da kommt Trogus auf Pyrrhus zurück, und verfolgt seinen Faden wiederum. Die Einmischung der Römischen Politik in das Macedonische Staatensystem, wodurch die Auflösung und der Fall desselben herbei geführt wurde, scheint von Trogus mit besonderer Sorgfalt behandelt zu seyn; ein Vorwurf dagegen, den man ihm nicht ohne Grund machen zu können scheint, ist der, daß er die Geschichte des Aegyptischen Reichs unter den drei ersten Ptolemäern ein wenig vernachlässigt habe. Seit der Unterjochung von Macedonien und Griechenland war der Kreis

seiner Erzählung etwas verengt, wiewohl auch noch so des Stoffs genug übrig war. Trogus reihete die folgenden Begebenheiten nun vorzüglich an die Syrische und Aegyptische Geschichte, bis zu dem Untergang von diesen Reichen, wiewohl stets mit Episoden durchmischt, B. XXXIV—XL.; und ging dann zur Geschichte des Parthischen und Bactrischen Reichs über, die als abgerissene Stücke der Macedonischen Monarchie recht eigentlich in seinen Plan gehörten, B. XLI. XLII. Er schloß sein Werk in den beiden letzten Büchern mit einigen Nachrichten über die Römer, und die Völker des westlichen Europas; die er, da sie am entferntesten von seinem Hauptgegenstande waren, aber doch nach dem seinem Werke einmal gegebenen Umfange nicht gänzlich mit Stillschweigen übergangen werden durften, sehr schicklich bis dahin verspart hatte. Dieser künstlichen Anlage des Plans scheint auch die Ausführung in ästhetischer Rücksicht entsprochen zu haben. Trogus machte *nicht sowohl* Ansprüche darauf, gelehrter Schriftsteller, als schöner Schriftsteller zu seyn; und er schrieb in einem Zeitalter, wo das Mittelmäßige in dieser Art am wenigsten aufkommen konnte. Seine Manier scheint viel von dem damals herrschenden rhetorischen Geschmack gehabt zu haben; aber den Mann von Geist wird Niemand in ihm verkennen. Mit allem diesem aber ist die Frage über seine kritische Zuverlässigkeit noch unbeantwortet. Diese hängt zunächst von seinen Quellen ab, die bei den verschiedenen Theilen seines Werks auch verschieden seyn mußten; und der Verf.

glaubte daher, diese Untersuchung nicht besser zu einem gewissen Ziele führen zu können, als wenn er der Ordnung der Bücher im Einzelnen folgte. Es fehlt indeß dabei nicht an Schwierigkeiten, da wir theils, nach dem Verlust des Trogus, hier blos nach den Excerpten des Justin's urtheilen müssen, theils Justin, und höchst wahrscheinlich auch Trogus selber, ihre Quellen niemals nannten. Die gegenwärtige erste Abhandlung umfaßt noch die sechs ersten Bücher, als die Einleitung, bis auf Philipp von Macedonien; die folgende wird das Werk selber umfassen. In Rücksicht auf das Detail der Untersuchung müssen wir auf die Abhandlung verweisen; wir bemerken hier im Allgemeinen nur Folgendes. Man muß Theopomp als den Schriftsteller betrachten, den Trogus immer zuerst zu Rathe zog; allein schon der viel größere Umfang seines Werks zeigt, daß er aus ihm nicht Alles nehmen konnte. Was im Theopomp stehen und nicht stehen konnte, ist nach der episodischen Form seines Werks schwer zu beurtheilen; und dazu eben muß eine Sammlung seiner Fragmente hülfreiche Hand leisten. Eine Bekanntschaft mit Herodot, Ctesias und andern Hauptschriftstellern, leuchtet aus Justin allerdings hervor; er folgt ihnen aber nicht immer, und wo er ihnen folgt, nicht ängstlich. Aber ehe man ihm einen Vorwurf darüber macht, muß man die Frage beantworten, ob er unmittelbar aus ihnen schöpfte, oder nicht vielmehr aus Andern, die sie schon genutzt, und Manches zugleich anders erzählt hatten? — Ein anderer, wichtigerer, Vorwurf

bei diesen sechs ersten Büchern ist der, daß offenbar einige Erzählungen aus Dichtern geschöpft sind. Es sind das indeß nur solche, die an sich mehr Gegenstand der Mythologie, als der kritischen Geschichte waren, wie z. B. von den Amazonen. Bei diesen blieben Dichter doch immer die letzten *Quellen*, und höchst wahrscheinlich nahm sie der Schriftsteller *auch nicht* unmittelbar aus diesen, sondern aus Mythographen, die ihm darin vorgearbeitet hatten. Die allgemeinen Resultate über die Glaubwürdigkeit des Trogus und Justin's lassen sich natürlich erst am Ende der folgenden Abhandlung ziehen; so *wie auch was* auf Rechnung der Nachlässigkeit des Excerptors Justin gesetzt werden muß; daß indeß strenge Critik nicht der Hauptzweck des Trogus war, scheint schon aus dem Bisherigen zu erhellen.

Achte Abhandlung.

De fontibus et auctoritate Trogi Pompeji, ejusque epitomatoris Justini; Commentatio altera.

(Vorgelegt 5. März 1802. Commentat. S. S. Vol. XV. Cl. Hist. p. 207.)

Der Zweck dieser ganzen Untersuchung, mehreren nicht unerheblichen Abschnitten der alten Geschichte, in denen Justinus bald einzige, bald Hauptquelle ist, durch Prüfung seiner Glaubwürdigkeit und Quellen einen festern Grund zu geben, ward bereits bei der Anzeige der ersten Vorlesung angegeben. In dieser hatte der Verf. den allgemeinen Theil abgehandelt, und besonders den Plan des großen Werks des Trojus Pompejus, welches eine Geschichte der Macedonischen Monarchie in ihrem ganzen Umfange, bis zu ihrem Untergange durch die Eroberungen der Römer, enthielt, dargelegt. In der gegenwärtigen geht er nun ins Einzelne, indem er die vierundvierzig Bücher des Trogus nach den Auszügen des Justinus der Reihe nach durchgeht, und die jedes-

maligen Quellen der Erzählung auszumitteln sucht. Voraus einige Erinnerungen über das, was man erwarten und fordern darf. Es ist von einem Werke die Rede, das wir nicht mehr ganz, sondern nur in dürftigen Auszügen besitzen. Weder Justin, noch auch vermuthlich Trogus, hat seine Quellen auch nur ein einziges Mal genannt, oder auch nur die mindeste direkte Anweisung darüber gegeben. Es waren dieses fast durchaus Schriftsteller, deren Werke jetzt bis auf einzelne, zerstreute, Bruchstücke verloren sind. Es blieb also nichts anderes übrig, als vorläufig diese Bruchstücke zu sammeln, und mit diesen den Justin zu vergleichen. Daß diese Vorarbeit ihre großen Schwierigkeiten hatte, übersieht man leicht; indeß lohnte sie sich auf vielfache Weise. Wer wissen will, was historische Kunst unter den Griechen war und ward, muß die unermeßlichen Trümmer so vieler verlornen Werke studiren, mit denen das Feld der alten Geschichte bedeckt ist; die Kenntniß von den ganz oder halb erhaltenen Monumenten auf demselben kann davon keine Idee geben. Allein auch nach dieser Vorarbeit wird man doch nicht erwarten, daß im Justin sich allenthalben die Quellen mit Gewißheit nachweisen lassen. Vieles läßt sich gar nicht, Manches nur mit Wahrscheinlichkeit, aber auch Manches mit Gewißheit, angeben, und im Ganzen hofft der Verf., seinen Zweck nicht verfehlt zu haben. Jetzt also zu dem Einzelnen, wovon wir hier die Resultate kurz angeben wollen. Die ersten sechs Bücher dienen statt einer Einleitung,

tung, welche die Geschichte der Asiatischen und Griechischen Völker, welche nachmals von den Macedoniern unterjocht wurden, bis nach Philipp's Zeitalter enthält. Bei allen diesen war Theopomp in seinen Philippicis und Hellenicis die Hauptquelle. Dieser gelehrte Geschichtschreiber machte es sich zum Gesetz, allenthalben die Urgeschichte der Staaten und Völker, die er erwähnt, episodisch einzuschalten; darin folgte ihm Trogus; und so weit das Werk des Theopomp reichte, darf man bei Trogus gewöhnlich darauf rechnen, daß seine vielen ähnlichen Excurse aus Theopomp entlehnt sind. Da dieser ganze Theil der Geschichte nun aber aus Mythen bestand, so kann man Trogus gar keinen Vorwurf daraus machen, daß er diese aufnahm; er war nicht der erste, sondern folgte darin großen Vorgängern; auch leidet die Glaubwürdigkeit seiner Geschichte in dem historischen Zeitraum dadurch nicht das mindeste. Mit dem siebenten Buche hebt die Geschichte Macedoniens selber an, die bis ans Ende des zehnten Buchs, bis zum Tode Philipp's, fortgeführt ist. Dieß war das Haupt-Subjekt von Theopomp; und daß Trogus ihm hier allein folgte, läßt sowohl aus der ganzen Darstellung, als mancherlei einzelnen Zügen, sich leicht zeigen. Dasselbe gilt auch von der eingeschalteten gleichzeitigen Persischen Geschichte. — B. 10. 11. Geschichte Alexander's. Wem Trogus hier folgte, ist ungewiß, aber auch gleichgültig, da seine Nachrichten blos das Bekannteste enthalten. — Allein nun folgen die Zeiten der Nachfolger Alexander's.

Durch die großen Begebenheiten jener Zeiten keimte gleichsam eine ganze Saat von Geschichtschreibern auf, die die Thaten dieser Fürsten und ihrer Nachkommen (τὰ τῶν διαδόχων καὶ ἐπιγόνων) schrieben. Die vornehmsten von diesen werden kurz charakterisirt, besonders in Rücksicht ihrer Parteilichkeit für oder gegen diesen oder jenen Fürsten, welches alsdann bei den Erzählungen des Justin das Haupt-Criterium an die Hand giebt, um auf die Quellen zurück zu schließen. Die Geschichte der nächsten fünfundzwanzig Jahre, bis auf den Tod Cassander's (323-298 vor Christo), ist B. 12-15. so kurz und *mangelhaft* erzählt, daß sich auf die Quelle nicht zurück schließen läßt. Die Episode über den Ursprung von Cyrene (XIII, 7.) ist vermuthlich von Theopomp; die von Indien (XV, 4.) aus Megasthenes. Die Digression über Heraclea (XVI, 4.) wieder aus Theopomp. — B. 17. Die Parteilichkeit des Verf. für den Seleukus gegen den Lysimachus beweist, daß er hier dem Hieronymus von Cardia folgte; der auch vermuthlich schon bisher in Vielem sein Führer gewesen war. Der Excursus über die ältere Geschichte von Epirus ist aber wieder aus Theopomp entlehnt. — B. 18-23. Bei Gelegenheit der Kriege des Pyrrhus in Italien schaltet Trogus hier eine lange Episode über die frühere Geschichte Carthagos (die wir aus ihm allein kennen), mehrerer Griechischen Städte in Italien, und die Geschichte von Syrakus seit Dionys ein. Dieß Alles ist aus Theopomp; nur daß Trogus da, wo dieser ihn verließ, sich an

Timäus hielt; so daß, was dem einen oder dem andern gehört, sich nicht immer genau bestimmen läßt. Gewiß aber ist nach Timäus die Geschichte von Agathocles B. 22. 23. erzählt, wie aus der schwarzen Schilderung dieses außerordentlichen Fürsten deutlich erhellt. — In der Geschichte des Pyrrhus war eben dieser Schriftsteller, und in den übrigen Begebenheiten, die von B. 24-29. erzählt werden, besonders den Händeln zwischen den Macedoniern, Achäern und Spartanern unter Cleomenes Phylarch sein Führer, wie aus der Parteilichkeit für Cleomenes erhellt. Die folgenden Bücher, 30-35., enthalten den von Polybius beschriebenen Zeitraum; und daß dieser Geschichtschreiber hier seine Quelle ward, ist keinem Zweifel unterworfen. Eine schwierigere, aber auch desto wichtigere, Frage ist es, aus welchen Quellen der Inhalt der folgenden Bücher 36-42. geflossen sey? Diese Bücher sind jetzt die Hauptquellen für mehrere der wichtigsten Abschnitte der alten Geschichte; namentlich für die letzten Perioden der Syrischen, zum Theil auch der Macedonischen und Aegyptischen, Geschichte; für die Geschichte Mithridat des Großen, und für die Parthische Geschichte. Durch die bei Athenäus in so großer Menge zerstreuten Bruchstücke der alten Historiker gelang es dem Verf., die allgemeine Quelle aufzufinden, aus der alles dieses geschöpft ist. Es ist diese das große Werk des Posidonius von Rhodus, des Freundes des Pompejus, als Weltweiser und Geschichtschreiber gleich berühmt, seine Fortsetzung des Polybius

(τὰ μετὰ τὸν Πολύβιον). In zweiundfunfzig Büchern enthielt dieses Werk die Begebenheiten eines der merkwürdigsten Abschnitte der Weltgeschichte von der Zerstörung Carthagos und des Achäischen Bundes bis auf den Fall von Mithridat dem Großen durch Pompejus, und seines und des Syrischen Reichs, 146–64 vor Christo. Wer sich der großen Revolutionen dieses Zeitraums erinnert, wird darnach den Umfang und die Reichhaltigkeit desselben abmessen können; und wer eine Probe von dem Geist zu haben wünscht, in dem der Hume seines Zeitalters geschrieben hatte, findet diese in einem *herrlichen*, *beim* Athenäus S. 211–214. *erhaltenen*, *Bruchstücke*, das recht eigentlich für unsere Zeiten geschrieben zu seyn scheint, worin Posidonius in der Geschichte des Philosophen Athenion, den Mithridat der Große als Gesandten nach Athen schickte, um es für sich zu gewinnen, und der aus einem Freiheitsprediger der Tyrann der Stadt wurde, *ein Beispiel aufgestellt* hat, was herauskommt, wenn die Sophisten *regieren*. — Was endlich die beiden letzten Bücher betrifft, 43 und 44., von denen das erste die Urgeschichten von Rom und von Massilia enthält, so beweist der Verf., daß diese aus dem Diocles von Peparethus, *einem* Schriftsteller aus den Zeiten des zweiten Punischen Kriegs, genommen seyen; die Quellen des letzten Buchs, über Spanien, aber lassen sich nicht mit Gewißheit nachweisen; der Verf. macht es nur wahrscheinlich, daß auch hier Posidonius möchte zum Grunde gelegt seyn. — Aus diesem Allem ergiebt

sich nun, aus was für wichtigen Schriftstellern, die jedoch Alle Griechen waren (denn Römer hat er gar nicht genutzt), Trogus geschöpft habe, und welchen Schatz wir besitzen würden, wenn wir noch sein Werk hätten. Die Auszüge des Justinus muß man für das annehmen, wofür er sie selber giebt, für eine Blumenlese aus dem Werke des Trogus von dem, was unterhaltend und belehrend schien; gar nicht für ein Compendium. Daher so manche ausführliche Erzählungen, die fast wörtlich aus dem Trogus abgeschrieben zu seyn scheinen; und wiederum dazwischen so dürftige Auszüge, die nur dazu bestimmt waren, den Zusammenhang der Theile zu erhalten. Sobald man diese Bestimmung vor Augen hat, wird man also auch leicht im Stande seyn, die Arbeit des Justinus gehörig zu würdigen.

Neunte Abhandlung.
Explicatio planiglobii Musei Borgiani Velitris.

(Vorgelegt 28. Jul. 1804. Commentat. S. So. Vol. XVI. Cl. Hist. p. 250.)

Den Stoff zu der folgenden Abhandlung gab ein, für die Geographie sehr interessantes, Denkmal aus dem Museo Seiner Eminenz des Hrn. Cardinals Borgia, wovon dem Verf. durch denselben ein Kupfer war zugeschickt worden; wobei er zugleich die Gelegenheit nutzte, seine Ideen über eine, so oft gewünschte, Geschichte der Landcharten darzulegen: Explicatio planiglobii, orbis terrarum faciem exhibentis, ante medium Saec. XV. summa arte confecti; agitantur simul de historia mapparum geographicarum recte instruenda consilia. — Eine zweckmäßige Geschichte der Landcharten wird in gleichem Grade nothwendiger, aber auch schwieriger, als die Zahl der Landcharten wächst. Die Zweckmäßigkeit wird aber von der Einrichtung abhängen, und deßhalb kann es nicht überflüssig seyn, wenn mehrere Gelehrte darüber ihre Meinung sagen. Eine

solche Geschichte darf, nach den Ideen des Verf., keinen bloßen Catalog der Landcharten enthalten, wenn gleich derselbe einen Haupttheil davon ausmachen muß. Um ein solches Verzeichniß mit Nutzen gebrauchen zu können, sind schon gewisse allgemeine Kenntnisse nöthig; und deßhalb verlangt der Verf., daß der künftige Geschichtschreiber des Landchartenwesens sein Werk in zwei Haupttheile, einen allgemeinen, und einen speciellen, zerlege. Der allgemeine Theil soll alle diejenigen Kenntnisse historisch darlegen, die zu der Beurtheilung von Landcharten erforderlich sind; und muß, da jede Landcharte dreierlei Arten von Kenntnissen und Geschicklichkeiten zu ihrer Verfertigung erfordert, historische, mathematische und technische, auch wieder in eben so viele Theile zerfallen. Der historische Theil muß auf die Erforschung der Erde selber und ihrer Haupttheile gegründet werden; weil alle Fortschritte in der richtigen Darstellung auf Charten doch zunächst auf die Fortschritte in der Kenntniß des dargestellten Gegenstandes sich bezogen; also die Schifffahrten, Kriege, Missionen u. s. w., durch welche die geographischen Kenntnisse am meisten erweitert wurden. Daraus werden sich schon von selbst die Perioden ergeben, nach denen die Geschichte der Landcharten abgetheilt werden müßte. Der Verf. nimmt deren fünf oder auch sechs an, je nachdem man die beiden ersten trennen oder auch vereinigen will. Die erste würde die Versuche zur Darstellung der Erde vor der Entdeckung Amerikas, besonders seit den Zeiten der

Kreuzzüge, enthalten (denn auf das Griechische und Römische Alterthum nimmt der Verf. hier keine Rücksicht). Die zweite, welche das sechzehnte Jahrhundert bis zu den Holländischen Schifffahrten umfaßt, würde die ältern Spanischen und Portugiesischen Charten begreifen. Da diese jedoch theils überhaupt so selten, thelis wenig oder gar nicht bekannt geworden sind, so könnte man die Charten beider Zeiträume unter der gemeinschaftlichen Benennung der geographischen Alterthümer begreifen. Denn die Geschichte des neuern Landchartenwesens, wozu Mercator und Ortelius den Grund legten, fängt erst mit dem Holländischen Welthandel, und ihren Schifffahrten nach Indien, oder zur Entdeckung von Indien, an. Diese dritte Periode, welche die erste Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts umfaßt, trägt daher auch mit Recht den Beinamen der Holländischen. Aus den Officinen der Blaeuws, Janssons, Vischers u. A. gingen damals die Charten hervor, welche auch bald außerhalb Holland den allgemeinsten Beifall erhielten. Die ersten Nacheiferer der Holländer wurden die Franzosen; und die zweite Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, das Zeitalter von Ludwig XIV., bildet die vierte Periode, die mit Recht von dieser Nation den Namen trägt. Die Verdienste der damals gestifteten Akademie der Wissenschaften um die Geographie, die Charten der Sansons, de Fer, de l'Isle, versichern ihr diesen Ruhm. Die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, seitdem die Homannische Officin in Nürn-

berg aufblühte, bezeichnet der Verf. durch den Namen des Deutschen Zeitraums. Die letzte Hälfte hingegen, oder der sechste Zeitraum, der allein vielleicht mehr Charten hervorgebracht hat, als alle übrigen zusammengenommen, läßt sich, wie ausgezeichnet auch die Verdienste der Engländer um dieselben sind, doch nicht wohl ohne Ungerechtigkeit nach einer einzelnen Nation benennen. Was die Geschichte des mathematischen und technischen Theils umfassen muß, ergiebt sich leicht von selbst. Auf diese Auseinandersetzungen wünscht der Verf. alsdann, als Schluß des allgemeinen Theils, eine Geschichte der einzelnen Haupt-Officinen, und eine kritische Uebersicht ihrer Hauptarbeiten, folgen zu sehen. Durch alles dieses würde alsdann dem speciellen Theile vorgearbeitet seyn; der die Landcharten der einzelnen Länder, chronologisch (so viel dieß möglich ist) und kritisch geordnet, enthalten müßte. Der Verf. lieferte zu einer solchen Geschichte dießmal einen kleinen Beitrag durch die Vorlegung und Erläuterung des oben bemerkten Monuments.

Dieses merkwürdige Denkmal ist keine mit der Feder gezeichnete Charte, sondern vielmehr eine runde Tafel, nach der erhaltenen Abbildung von etwa zwei Fuß im Durchmesser, auf welcher mit bunter Schmelzarbeit die damals bekannte Halbkugel der Erde, als runde Fläche, abgebildet ist. Die Länder und Oerter sind nur durch die Namen bezeichnet, ohne daß die erstern begrenzt wären; die Berge,

Flüsse, Völker und allerhand Merkwürdigkeiten, wie Thiere, Schlachten, Caravanen, Sklavenmärkte, Nomadenläger u. s. w. sind abgebildet, und durch beigesetzte Inschriften in Lateinischer Sprache, aber Deutscher Schrift, erklärt. Man sieht daraus zugleich, wie interessant, aber auch, wie kunstvoll dieß Denkmal ist, das schwerlich zum Gebrauch eines Privatmannes verfertigt wurde. Das Alter ist zwar nicht angegeben, läßt sich aber mit großer Zuverlässigkeit dahin bestimmen, daß es aus der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts seyn muß. Nämlich unter den darauf bemerkten Begebenheiten ist Timur's Sieg über Bajazeth 1402 die jüngste; dagegen nichts von der Eroberung von Constantinopel; und nicht die mindeste Spur von den Portugiesischen Entdeckungen. Von den bisher bekannten Weltcharten ist die einzige des Marino Sanuto aus dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts gewiß älter; hingegen ist die von Andreas Bianco von 1436, die Formaleoni bekannt gemacht hat, mit unserer ungefähr gleichzeitig. Eine allgemeine Quelle, aus der ihr Verfertiger geschöpft hätte, läßt sich nicht angeben. Ptolemäus ist gar nicht dabei zum Grunde gelegt worden; eher die Araber, besonders bei Afrika; von den Namen, die bei Marco Polo und den andern ältern Asiatischen Reisenden vorkommen, finden sich in diesem Welttheil nur einige wenige. Der Umfang von Europa ist um Vieles größer, als der von Afrika, und wenigstens so groß, als der von Asien. Wir können hier nur einige einzelne Merkwürdigkeiten anführen. Der Norden von

Europa ist sehr unvollkommen dargestellt; Schweden unter dem Namen Magna Gothia; Dänemark fehlt. In Preußen sind die Kriege des Deutschen Ordens und der Lithauer abgebildet (welche letztere noch Heiden heißen, ungeachtet das Christenthum damals doch schon ziemlich unter ihnen verbreitet war), mit der Inschrift: Hic sunt confinia paganorum et Christianorum, qui in Prusia adinvicem continuo bellant. Rußland erscheint unter der Herrschaft der Tataren; und neben dem Azowschen und Caspischen Meere sind die damaligen berühmten Sklavenmärkte abgebildet. — England und Schottland erscheinen noch so eben am Rande; aber für Irland war kein Platz mehr. — Afrika zeigt zwar noch nichts von den Portugiesischen Entdeckungen; allein die nördliche Hälfte ist doch dem Verfertiger bis Sudan bekannt. Er nennt nicht allein die Städte längs der Küste; sondern er weiß auch, daß die Bewohner der Atlas-Gebirge, die Berbers, mit den Saracenen im Kriege leben. In illis montanis (heißt es bei dieser Bergkette) habitant plures principes et reges, et habitant continuo in tentoriis, et praeliantur contra Saracenos et contra justa castra et civitates. — In Aegypten ist die Versammlung der großen Mekka-Caravane bemerkt; und nicht nur die Sandwüste, sondern auch die wichtigsten Handelsplätze jenseit derselben, wie Tagaza, Ganugia u. s. w. sind genannt. Das Reich des Priesters Johann erstreckt sich in Nubien ab ostio Gandis (Cap Gardefan?) usque ad fluvium auri. Auch Bianco setzt (1436) schon das Reich des Priesters

Johannes nach Afrika; es geschah das also nicht zuerst durch die Portugiesen. Asien bietet nicht weniger Merkwürdigkeiten dar. In Mittelasien sind die Läger der Tataren abgebildet: Tataria regio maxima, qua Tatari cum suis jumentis et bobus excurrunt, civitatem ex multis tentoriis et carutis situant. Indien wird getheilt in India superior, wo der Körper des heil. Thomas und viele christliche Reiche sind; und interior, in qua Cathai civitas et magni Canis imperatoris Tatarorum sedes. Also China; dessen Hauptstadt Cambalec (Cambalu, Peking) auch angeführt wird. An der Grenze der kleinen Bucharey Organti (Urganz). De Organti ad Cathagium vadunt Cameli in quatuor mensibus. Die nach Cathai hin und her ziehenden Caravanen sind abgebildet. An dem östlichen Rande findet sich das Land Gog und Magog; und endlich Locus deliciarum, oder das Paradies. — Wir haben hier nur einige dieser Merkwürdigkeiten andeuten können; es versteht sich, daß erst die genaue Erklärung des Einzelnen, die Vergleichung mit Arabischen Geographen, und andern, die ganze Wichtigkeit dieses Denkmals, das der Erdkunde und den damaligen Vorstellungen von derselben mehrere Bereicherungen giebt, darlegen kann.

Zehnte Abhandlung.

Conamina eruditorum, ad explicanda urbis Persepolis monumenta, censurae subjecta.

(Vorgelegt 19. Novemb. 1808.)

(Die folgende Abhandlung ward veranlaßt durch die Angriffe von Herder auf den Verf. in den Persepolitanischen Briefen, welche erst nach seinem Tode in dem ersten Theil seiner Werke erschienen. Da der Verf. es passender fand, seine Antwort an Herder in eine Beilage zum ersten Theil seiner Ideen über die Politik und den Handel der alten Völker der dritten Ausgabe zu verweisen, so ist die Abhandlung in die Commentationes nicht eingerückt. Der folgende Auszug betrifft hauptsächlich den nicht-polemischen Theil.)

Die Denkmäler von Persepolis sind seit sechzehn Jahren (so lange ist es, als Herder's erster Versuch erschien) so oft und in so verschiedener Rücksicht der Gegenstand der Untersuchung gewesen, und die Resultate derselben so verschieden ausgefallen, daß schon eine bloße historische Uebersicht davon ihren Nutzen

haben würde. Eine nähere Veranlassung für den Verfasser lag in den zweiten Untersuchungen von Herder, welche erst nach seinem Tode erschienen, und in der Sammlung seiner Schriften fast den ganzen ersten Theil anfüllen. Der bittere Ton, den Herder gegen seine Vorgänger, besonders aber gegen den Verfasser, annahm, machte es diesem zur Pflicht, sich darüber zu erklären; er that dieses auch schon vorläufig in der Hallischen Allgem. Litteratur-Zeitung 1806 Intell. Bl. S. 135. Eine weitere Beleuchtung des Gegenstandes war aber dort nicht an ihrem Platz. Sie schien es mehr in einer Vorlesung der Gesellschaft der Wissenschaften zu seyn. Indeß vergaß der Verf. auch hier nicht, daß eigentliches Polemisiren, wäre es ihm auch nicht überhaupt zuwider, hier eben so wenig hergehöre. Er faßte also seinen Gesichtskreis weiter; und indem er eine beurtheilende Uebersicht der neuern Versuche zur Aufklärung jener Denkmäler gab, um die Resultate und den Gewinn zu zeigen, der aus dem Ganzen hervorging, nutzte er die Gelegenheiten, welche sich darboten, um auch über die Herderschen Ideen seine Meinung zu sagen. Nach einer vorläufigen Uebersicht, was Reisende durch Beschreibungen und Zeichnungen zur Bekanntwerdung dieser Monumente geleistet hatten, — der Spanier Figueroa 1619, der Britte Thomas Herbert 1627, die Italiener della Valle 1630, und Gemelli Carreri 1695, der Franzose Chardin, der Holländer de Bruyn 1704, die Deutschen: Kämpfer und Niebuhr, unter denen, durch ihre Zeichnungen und Be-

schreibungen zugleich, Chardin, de Bruyn und Niebuhr hervorragen, — wurden die Versuche der Erklärer kurz aufgeführt, unter welchen Herder in seinem Persepolis, und dem ersten Theil seiner jetzt gesammelten Werke, und der Verfasser in seinen Ideen, die einzigen sind, welche eine Erklärung des Ganzen unternahmen. Aber desto eifriger wandten sich jetzt die Arbeiten der Forscher auf die Inschriften, welche jene Schriftsteller unberührt gelassen hatten. Der glückliche Versuch, den Hr. de Sacy zur Erklärung der Inschriften des nicht weit von Tschil-Minar entfernten Nakschi-Rustam machte, wenn gleich in späterer Sprache und Schrift, erweckte die Aufmerksamkeit auf die auf den Ruinen selber befindlichen Keilschriften. Versuche von Olaus Tychsen, von Münter; Erweiterung der ganzen Ansicht durch die Bekanntwerdung ähnlicher Denkmäler aus Babylon, aus Aegypten, durch Millin und von England aus. Wie ließ sich bei einem so dunkeln Gegenstande auf einmal volles Licht erwarten? Erklärung von Lichtenstein (durch deren Bekanntmachung sich auch ein edler Fürst ein Denkmal stiftete), endlich die von Grotefend der königl. Societät vorgelegten Entzifferungen, durch welche der Schlüssel zu diesen Mysterien gefunden zu seyn scheint, wenn wir über die Zendsprache mehr Aufklärung werden erhalten haben. Dieß Alles als Einleitung. Die Untersuchung selber theilte der Verf. in drei Abschnitte: 1. Von den Denkmälern von Persepolis überhaupt. 2. Von den dortigen Wer-

ken der bildenden Kunst, und ihren Bedeutungen. 3. Von den Inschriften.

Den ersten Abschnitt begann der Verf. mit der Frage: wie weit kennen wir jene Denkmäler? Die Antwort war: noch immer unvollständig. Noch kein Reisender hielt sich mit der Muße dort auf, welche erforderlich war, Alles zu untersuchen. Die Ueberbleibsel der Gebäude, mit ihren Bildwerken, die Façaden der Grabmäler, sind gezeichnet; der Zusammenhang beider, die unterirdischen Anlagen, das Innere der Grabmäler, ist noch unerforscht. Dieß bleibt noch einem künftigen Reisenden aufbewahrt, der, wie Major Ouseley die Absicht hatte, sich *auf längere Zeit* und von den Verhältnissen begünstigt, dort aufhalten kann. — Wer waren die Urheber der Denkmäler? So weit ist die Untersuchung vorgedrungen, daß sie diese Frage jetzt mit Zuversicht beantworten kann. Man zweifelt nicht mehr, daß die *Altpersischen* Könige die Erbauer waren, zumal *seitdem man* die Namen von Darius und Xerres entziffert *hat; die* Meinungen über einen spätern Ursprung sind widerlegt. Mit dieser sicherern Zeitbestimmung ist schon viel gewonnen; sie muß immer die Basis der Untersuchung seyn. Wie viel weiter kämen wir mit der Erklärung der alten Denkmäler Aegyptens, hätten wir hier einen gleichen Vortheil? Der Verf. nutzte diese Gelegenheit, die Bemerkung durchzuführen, welche auch auf Persepolis paßt, daß die großen Denkmäler des Orients, insofern sie nicht etwa, wie die Pyramiden, bloße Massen, sondern mit Bildwerk verziert sind,

schwer-

schwerlich jemals das Werk Eines Erbauers und Einer Generation, sondern mehrerer, waren. Bei den Indischen Denkmälern, wie zu Salsette, lehrt dieß der Augenschein. Von den Haupttempeln Aegyptens läßt es sich, wie von dem Verf. an einer andern Stelle geschehen ist, historisch erweisen. Auch bei den Denkmälern von Persepolis haben schon die Reisenden die Bemerkung gemacht, sie seyen nicht auf einmal gebaut. Nur findet hier der Unterschied Statt, daß bei den Aegyptischen Tempeln, so wie man sie noch in der Thebais sieht, derselbe Plan, der von Anfang an gemacht war, unverrückt durchgeführt zu seyn scheint. Die große Aegyptische Baukunst erlaubte gar kein Flickwerk. Dieß ist anders bei Persepolis. Bei aller Größe und Pracht der Gebäude scheinen sie doch kein Ganzes nach Einem Plan gebildet zu haben; wenn gleich derselbe Styl der Baukunst in ihnen herrscht. Dieß führt von selbst auf den zweiten Punkt, die Bestimmung dieser Gebäude. Die Meinung des Verf. ist, daß, wenn sie auch ursprünglich (was sich nicht mit Gewißheit beweisen läßt) zur Residenz bestimmt waren, sie dieß doch nachmals nicht blieben, sondern vielmehr nur bei außerordentlichen Gelegenheiten von den Königen besucht, ein National-Heiligthum, ein Reichsgebäude, zugleich aber als Begräbnißplatz der Könige, welche, nach Persischer Sitte, auch nach ihrem Tode ihren Hofstaat behielten, ihre Todten-Residenz wurden. Ist diese Vorstellung nicht dem gemäß, was wir noch sehen, und was wir aus dem Alterthum hören? Wenn wir noch sehen,

daß die Gräber der Könige hier vorhanden sind; wenn wir hören, daß die Könige in den andern Hauptstädten zu residiren pflegten, aber theils bei den Feierlichkeiten ihrer Krönung, theils zu andern Zeiten, wenn den väterlichen Gottheiten Opfer gebracht wurden, nach Persepolis zogen? Auch hiergegen hat sich Herder, sogar mit Bitterkeit, geäußert. Der Verf. hätte gewünscht, ihn widerlegen zu können, hätte nur Herder einen einzigen Gegenbeweis geführt. — Die letzte, in dem ersten Abschnitt zu beantwortende, Frage betrifft den Charakter dieser Baukunst. Ist sie original, oder ist sie von der anderer Völker copirt? Der Verf. trug von Anfang an kein Bedenken, sich für die erste Meinung zu erklären. Nicht in dem Sinne, daß die Perser selber ohne fremde Hülfe solche Werke sofort hätten aufführen können; sondern daß er weder irgend etwas Aegyptisches, noch irgend etwas Griechisches in dieser Baukunst erblickt. Er fand es wahrscheinlich, daß die Perser *ihre Baukunst* eben daher hatten, wo sie ihre religiöse Cultur *schöpften*, so wie das Ceremoniel ihres Hofes, ihren Luxus u. s. w., aus dem Medischen Reiche, besonders aber aus dem östlichen Theile, Bactrien und dem daran grenzenden Nordindien; wo, wie die Beschreibungen des Ctesias lehren, die Fabelthiere zu Hause sind, welche auf jenen Ruinen abgebildet erscheinen. Ob es Andern möglich seyn wird, in dem Styl der dortigen Baukunst theils Griechische, theils Aegyptische, dann wieder Indische und Babylonische Nachahmung zu finden (wie Herder), muß er ihrer Vergleichung über-

kissen; wie eine solche Zusammensetzung möglich seyn, wie daraus eine mit sich selbst in Harmonie stehende Architektur hätte hervorgehen können, bekennt er, nicht zu begreifen. Der Verf. nutzte aber diese Gelegenheit, über den Charakter von Süd-Asiatischer Baukunst, wie er bei großen Nomadenvölkern, die von ihren Gezelten die Muster ihrer Gebäude hernahmen, sich formen mußte, seine Meinung zu äußern. Daß er diesen Charakter bei den Völkern von Vorderasien bis zum östlichen Ocean wiederfindet, gesteht er ein; bekennt aber auch zugleich, daß er ihm das gerade Gegentheil von dem zu seyn scheint, der, wie bei den Aegyptischen Monumenten, nach Grotten und Höhlen sich formte. — Der zweite Abschnitt war den Werken der bildenden Kunst auf den Ruinen von Persepolis gewidmet. Nicht von der Erklärung des Einzelnen, sondern nur von den allgemeinen Grundsätzen, welche dabei befolgt wurden, konnte hier die Rede seyn. Können die Werke späterer Dichter und Annalisten aus dem eilften und den folgenden Jahrhunderten, wie ein Ferdusi, ein Mirkhond, hier die Quellen seyn, aus denen man schöpfen kann? Wie vollends, wenn diese Dichter, wie Herder selber es bemerkt, ihre Dichtungen zum Theil dem nachbildeten, was sie auf diesen Denkmälern erblickten: ist dann Erklärung derselben aus ihnen etwas Anderes, als ein Kreis, in dem man sich herumdreht? Fordert es nicht vielmehr eine gesunde Kritik, daß man bei der Erforschung des höhern Persischen Alterthums sich an eben die Schriftsteller hält, welche dem Per-

sischen Reiche gleichzeitig waren? Zu diesen gehört auch Ctesias, aus dessen Indicis der Verf. die Wunderthiere erklärte; aus dem einfachen Grunde, weil sie hier Zug vor Zug beschrieben sind. Wie kann Herder ihm dieß zum Vorwurf machen; wie noch von Ctesias als Mährchenerzähler sprechen? Freilich war er dieß in dem Sinn, daß er die Mährchen (Sagen) aufzeichnete, die von den Wundern Indiens (d. i. Nordindiens, des Paropamisus u. s. w.) bei den Persern herumgingen. Ist dieß ein Vorwurf, so trifft er jeden Mythographen; auch Ferdusi. — Ein anderer Punkt betrifft die Frage, *inwiefern sowohl bei* diesen Thieren, als bei den andern, *welche als von* dem Könige besiegt dargestellt werden, Allegorieen zum Grunde liegen. Der Verf. suchte die allegorische Deutung nur bei den erstern; bei den letztern stellt er die Vermuthung auf, daß dadurch der König nur als kühner Jäger dargestellt werden soll. Herder will das Gegentheil. Wir *glauben*, daß dieß nicht mit Gewißheit sich entscheiden läßt, und sind sehr weit entfernt, wie Herder, auf diese Anspruch zu machen, wo die Natur der Dinge nur Wahrscheinlichkeit erlaubt. Wer übrigens in die Erklärung der einzelnen Vorstellungen auf den Reliefs tiefer eingedrungen sey, ob Herder, oder der Verfasser, mag die Vergleichung beider entscheiden. Der Zusammenhang dieser bildlichen Vorstellungen mit der Magischen Religion führte den Verf. von selbst auf die Herdersche Hypothese, daß die Persische Mythologie, indem die Gottheiten und Genien gewisse Zeitabschnitte, denen

sie vorgesetzt waren, repräsentirten, den Kalender darstelle. Eben diese Idee ist schon früher bei der Aegyptischen Religion von unserm Hrn. Dornedden durchgeführt worden. Nach des Verf. Meinung hat eine solche Erklärung immer einen gewissen Grund; da jede Religion, deren äußerer Cultus an gewisse Feste, und nach genauer Zeitfolge zu beobachtende Ceremonieen geknüpft ist, eines Kalenders bedarf; zumal wo Astrologie herrschend ist. Nur scheint es ihm aber von dieser Wahrheit noch immer sehr weit zu der Behauptung zu seyn, daß eine Religion deßhalb nichts weiter, als eine Kalender-Religion sey; daß bei ihren Gottheiten oder Dämonen, wenn sie auch gewissen Zeitabschnitten vorgesetzt sind, darum keine andere religiöse Vorstellungen zum Grunde liegen können." — Der dritte Abschnitt endlich war den Inschriften gewidmet. Der Verf. glaubte es nicht nöthig zu haben, hier in die Prüfung der Versuche zu ihrer Erklärung hineinzugehen. Es können dabei nur die beiden Versuche, von Hrn. Dr. Lichtenstein, und von Hrn. Professor Grotefend, in Betracht kommen. Die Methode des erstern fällt aber von selbst, sobald es nicht bezweifelt werden kann (was aus der Abbrechung der Zeilen jetzt hinreichend erwiesen ist), daß die Keilschrift nicht, wie er es that, von der Rechten zur Linken, sondern umgekehrt, nach Grotefend's Methode, von der Linken zur Rechten gelesen werden muß. Die Richtigkeit der Methode des letztern wird so lange erwiesen bleiben, als keine bedeutende Gegengründe gegen sie aufgestellt werden

können; welches, so viel der Verf. weiß, noch von Niemand geschehen ist. Widerspruch ohne Gründe entscheidet nicht. Was darüber gesagt werden konnte, ist in dem Anhange zu der neuen Ausgabe der Ideen des Verf. Th. I. von ihrem Erfinder selber gesagt worden. Statt hierbei zu verweilen, bemühte sich der Verf. vielmehr, die Resultate zusammen zu stellen, welche, seines Erachtens, für die Geschichte der Schrift aus den bisherigen Untersuchungen gezogen werden können. Es sind folgende: 1. die Keilschrift ist in ihren Bestandtheilen so einfach, daß sie alle Kennzeichen einer Urschrift an sich trägt. Sie hat nicht mehr, als zwei Zeichen; mit weniger ist es unmöglich, eine Buchstabenschrift zu bilden. 2. Sie kann eben deswegen nicht aus Sylbenschrift (welche gleich bei ihrer Entstehung eine viel größere Mannigfaltigkeit voraussetzt, und wahrscheinlich nur bei Völkern entstehen kann, welche einsylbige Sprachen reden), noch viel weniger aber aus Hieroglyphen entstanden seyn, wovon sie auch nicht die mindesten Spuren trägt. Denn wollte man auch selbst annehmen, daß diese beiden Zeichen Bilder seyen: so ist doch ganz klar, daß man dabei gar nicht an Hieroglyphen denken kann. Wir sind also berechtigt, anzunehmen, daß Buchstabenschrift wenigstens einmal als solche erfunden ist. 3. Dieß leuchtet noch mehr ein, wenn man die dreierlei Schriftarten auf Persepolis (wenn gleich alle aus denselben Elementen bestehend) unter einander vergleicht. Die erste, bisher allein entzifferte, ist die einfachste, und deßhalb die

älteste. Hier steht offenbar jeder Buchstabe einzeln, ganz für sich. Ist die Vermuthung gegründet, daß die beiden andern, mehr oder weniger, eine Art Sylbenschrift sind, so ist diese aus jener (durch Abkürzungen), nicht die Buchstabenschrift aus der Sylbenschrift, entstanden. 4. Es ist offenbar, daß die Keilschrift nicht zum eigentlichen Schreiben erfunden ist (wozu sie höchst unbequem wäre), sondern zum Einhauen in Stein und auf öffentlichen Denkmälern. Deßhalb hat sie nur gerade Striche, und kennt gar keine Krümmungen. Sie verräth also ihren Ursprung bei einem Volke, welches schon Architektur und bildende Kunst hatte. 5. Die Erfindung dieser Schrift muß schon sehr weit über die Zeiten des Persischen Reichs, oder des Cyrus, hinausgehen, da wir auf den Mauern von Persepolis schon dreierlei Alphabete finden, welche aus diesen Zeichen gebildet sind, und wahrscheinlich für eben so vielerlei Sprachen gebraucht wurden. Da nun aber die Magische Religion Medisch-Bactrischen Ursprungs war; da die Zendsprache, bei der man nach den bisherigen Entzifferungen sich dieser Zeichen bediente, dort herstammte, — ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß auch der Ursprung dieser Schrift dort zu suchen sey? und daß sie überhaupt mit der alt-Magischen Religion in einer engern Beziehung stehe? Endlich 6. sollte man nun auch die bisherige Meinung, daß Buchstabenschrift entweder von Aegyptern, oder auch von Phöniciern erfunden sey, nicht aufgeben wollen: so würde doch daraus nur so viel fließen, daß

mehrere Völker, von einander unabhängig und vielleicht auf verschiedenen Wegen, zu dieser wichtigsten aller menschlichen Erfindungen gekommen seyen. Gewiß sind manche Erfindungen mehr als einmal gemacht; die entgegengesetzte Hypothese hat oft zu großen Fehlschlüssen Veranlassung gegeben.

Eilfte Abhandlung.

De fontibus et auctoritate vitarum parallelarum Plutarchi; Comment. I.

(Vorgelegt 10. Nov. 1810. Commentationes Recentiores Vol. I. Cl. Hist. p. 1.)

Plutarch's Biographieen gehören zu den Werken des Alterthums, die am stärksten und am wohlthätigsten gewirkt haben. Sie wurden das Handbuch großer Männer, die nach den hier aufgestellten Mustern sich bildeten; nicht selten durch sie entflammt wurden. Mit Recht wetteiferten daher die cultivirten Völker Europas, sie in ihre Sprachen zu übertragen, während sie auch in der Ursprache wiederholt bearbeitet wurden. Viel hat in diesen Rücksichten bereits die Kritik für sie geleistet; wenn auch noch Vieles übrig seyn mag. Aber eine andere Seite ist bisher noch gänzlich ununtersucht geblieben, ihre Glaubwürdigkeit. Diese hängt theils von den Quellen selber ab, aus denen ihr Urheber schöpfte; theils von der Art und Weise, wie er sie nutzte. Bei einem Schriftsteller, dessen Tendenz mehr praktisch ist, könnte eine

solche Untersuchung vielleicht undankbar scheinen; schmerzen müßte es, wenn sich zeigen sollte, daß Manches, worauf unser Urtheil über jene großen Männer des Alterthums gebauet ist, ohne historischen Grund sey. Allein nach dem Untergange so vieler andern Geschichtschreiber sind Plutarch's Biographieen nicht selten Hauptquelle geworden: es ist also Bedürfniß für das Studium der alten Geschichte, sie auch mit den Augen der Kritik, nicht blos in Beziehung auf die Sprache, sondern auch die Sachen, zu betrachten. Der Verf. wurde auf diesen Gegenstand durch seine frühern Untersuchungen: De fontibus et auctoritate Trogi Pompeji, ejusque epitomatoris Justini; Commentationes Soc. Goetting. Vol. XV. geleitet. Er gesteht gern, eine Vorliebe für diese Klasse von Forschungen gefaßt zu haben, da sie ihn selber zuerst zu einer festen kritischen Ansicht der alten Geschichte geführt haben; ohne welche der Historiker nie mit sich selber eins wird. Wenn sie auch nur für einen kleinen Theil Interesse haben mögen, so können sie doch schwerlich irgendwo mehr an ihrem Platze seyn, als in einer gelehrten Gesellschaft, die in Beziehung auf Geschichte sich eben die Kritik derselben zu ihrem Hauptzweck gemacht hat.

Wenn man indeß den Plutarch als Geschichtschreiber beurtheilen will, muß man sich zuerst ganz auf seinen eigenen Standpunkt stellen. Er war Geschichtschreiber, aber r ä s o n n i r e n d e r Geschichtschreiber. Wenn er auch die Facta aus frühern Quellen entlehnte, so blieb doch sein Räsonnement ganz sein Ei-

genthum. Dieß Räsonnement ist aber bei ihm so mit der Erzählung gleichsam durchwachsen, daß sich beides unmöglich ganz von einander trennen läßt. Man sieht immer den denkenden Kopf, der seinen Stoff zwar aus Andern schöpft, aber ihn immer selbst verarbeitet. Dazu kam: er schrieb die Leben einzelner Männer. Er konnte also auch dazu die Werke der großen Historiker, seiner Vorgänger, nicht unbedingt, sondern nur in Beziehung auf seine Zwecke, gebrauchen. Geht man von diesen Gesichtspunkten aus, so wird man leicht einsehen, daß in Plutarch's Biographieen sich nicht die Quellen allenthalben stellenweise nachweisen lassen, weil so oft sein eigener Kopf die Quelle war. Indeß hatte Plutarch eine unermeßliche Belesenheit; und muß, wenn er, wie man will, seine Biographieen erst in seinem Alter in Chäronea schrieb, im Besitze einer großen Bibliothek gewesen seyn. Er hat auch den Vorzug, daß er häufig die Schriftsteller nennt, die er vor Augen hatte, wodurch die Untersuchung erleichtert scheint. In der That aber scheint sie es mehr, als sie es ist; denn seine Hauptführer hat Plutarch gerade am seltensten genannt; gewiß nicht, um sie zu verbergen; sondern weil sein Plan es nicht mit sich brachte. Eine sehr merkwürdige Stelle über diesen findet sich im Nicias. "Wenn ich gleich die Thaten, welche Thucydides und Philistus erzählt haben, nicht mit Stillschweigen vorbeigehen kann, da sie den Geist und den Charakter des Nicias schildern, so werde ich sie doch, um nicht nachlässig zu scheinen, nur kurz, und so weit nöthig

ist, berühren; aber dagegen versuchen, das, was der Menge entging, indem es von Einzelnen nur zerstreut erzählt ist, oder auf ältern Weihgeschenken und in Volksschlüssen sich findet, zu sammeln." Wie Plutarch beim Nicias verfuhr, verfuhr er auch bei den Andern. Er nutzte also nicht blos Schriftsteller, und von diesen nicht blos die allgemein bekannten; sondern auch Denkmäler und öffentliche Acten. Darum aber vernachlässigte er die großen Historiker nicht; sondern man kann es auch als Regel annehmen, daß, wo er keinen nennt, einer von diesen die Hauptquelle war, die er aber freilich immer nur auf seine Weise, und nach seinen Zwecken nutzte. Nirgends zeigt sich dieß deutlicher, als im Lysander, wo Xenophon der Hauptführer ist, ohne auch nur ein einziges Mal genannt zu werden.

Der Verf. überzeugte sich indeß leicht, daß mit einem allgemeinen Räsonnement wenig gethan seyn würde; sondern daß es durchaus nothwendig sey, die Biographieen einzeln durchzugehen, und nach den angenommenen Grundsätzen ihre Quellen, so weit möglich, nachzuweisen. Er hat indessen geglaubt, sich dieses Geschäft sehr durch die Anordnung erleichtern zu können; schrieb doch Plutarch selber seine Biographieen gar nicht in der Ordnung, in der wir sie jetzt lesen! Er trennt daher zuerst gänzlich Griechen und Römer; und bei den Griechen wieder die vor, und seit den Macedonischen Zeiten. Die gegenwärtige erste Abhandlung umfaßt die Griechen vor den Macedonischen Zeiten. Der Verf. sondert

hier wieder ab 1. die vor den Perserkriegen, Theseus, Lykurg, Solon, die jeder einzeln behandelt werden. 2. Die seit den Perserkriegen; und zwar a. Athenienser: Themistokles, Aristides, Cimon, Perikles, Alcibiades, Nicias; b. Spartaner und Thebaner: Lysander, Agesilaus, Pelopidas; c. die beiden Syrakuser: Dion und Timoleon. Da bei den zu jeder dieser drei letzten Klassen gehörenden dieselben Quellen im Ganzen genutzt wurden: so mußten auch die darunter begriffenen gemeinschaftlich behandelt werden. Also 1. Theseus. Er gehört noch ganz dem mythischen Zeitalter an; und Mythographen, die aus Dichtern schöpften, sind daher hier auch die Hauptquelle. Eine Kritik nach unsern Ansichten darf man hier nicht erwarten. Das mythische Zeitalter als historisch zu betrachten, war einmal conventionell bei den Griechen; so hatten es Theopomp, und die andern Historiker alle, gemacht (blos Thucydides ausgenommen); und ihnen folgt also auch Plutarch. Indeß entlehnte er seinen Stoff nicht geradezu aus Dichtern, wenn er auch einmal eine Theseis anführt; sondern vorzüglich aus den Historikern, welche die Geschichte von Athen, oder die Atthides, geschrieben hatten. Die von ihm citirten werden einzeln durchgegangen: Philochorus, Demon, Clidemus, Ister. Zu diesen kommen die Mythographen Pherecydes, Hellanicus, Herodorus Ponticus. Außerdem war aber Theseus, da er den Staat der Athenienser zuerst geordnet haben soll, auch der Held der politischen

Schriftsteller. Bekanntlich hat Plutarch davon aus-
führlich gesprochen. Der Verf. findet es sehr wahr-
scheinlich, daß er hier hauptsächlich den Aristoteles
in seinem großen, verloren gegangenen, Werke: περὶ
πολιτειῶν, Kritik der Staatsverfassungen,
zum Führer gehabt habe. Gewiß hatte er dieß Werk
vor Augen. 2. Lycurg. Plutarch hat, wie Andere,
eine große Vorliebe für die Spartaner und ihre Ver-
fassung; die bei ihm freilich aus einer sehr edeln
Quelle, der Bewunderung ihrer Tugenden, floß; die
aber der Kritiker nicht übersehen darf. Es gab eine
ganze Reihe alter Schriftsteller, die über die Staats-
verfassung der Spartaner und Lykurg's Gesetze ge-
schrieben hatten. Wir besitzen davon noch die Schrift
des Xenophon, die Plutarch allerdings nutzte,
wenn er sie auch nicht nannte. Dagegen wird mehr-
mals Aristoteles erwähnt, dessen eben genanntes
Werk Plutarch auch hier genutzt zu haben scheint;
wenn gleich auch allerdings neben demselben die noch
vorhandenen Politica. Ferner Theophrast, in dem
Werke über die Gesetzgeber; Hermippus, Sphä-
rus, Dioskorides, Hippasus (wie wahrschein-
lich für Hippias gelesen werden muß), Sosibius,
Aristokrates; die sämmtlich über Sparta geschrie-
ben hatten, und deren Werke bemerklich gemacht wer-
den; andere, wie Philostephanus und Apollo-
themis, sind ungewiß. 3. Solon. Hier waren
die Hauptquellen die Werke des Mannes selbst. Plu-
tarch hatte die vollständige Sammlung seiner Gesetze,
aus denen er einzelne genau citirt; er nutzte aber

auch daneben Solon's Gedichte, die fast immer Beziehung auf seine persönlichen Verhältnisse hatten. Die andern hier benutzten Schriftsteller sind besonders politische. Zu diesen gehört Didymus der Grammatiker, Heraklides von Pontus, Demetrius Phalereus, Androtion, Polyzelus von Rhodus. Auch die Historiker anderer Städte hat Plutarch zuweilen genutzt; wie die von Megara, unter denen ein Hercas erwähnt wird. Nun folgen zweitens: die Heerführer seit den Persischen Kriegen. Unter diesen also 1. die Athenienser: Themistokles, Aristides, Cimon, Perikles, Alcibiades, Nicias. Wir müssen vor Allem an das oben Bemerkte erinnern, daß man nicht erwarten müsse, immer das Einzelne nachweisen zu können. Plutarch unterscheidet sehr gut die großen Geschichtschreiber, Herodot, Thucydides, Xenophon, Ephorus und Theopomp, die er mehrmals gemeinschaftlich mit dem Zusatze nennt: diese wissen nichts von diesem oder jenem Facto. Es ist also kein Zweifel, daß er sie stets vor Augen gehabt hat. Von diesen ist Herodot häufig bei den Perserkriegen genutzt worden. Aber ein vorzügliches Vertrauen setzte Plutarch in Thucydides. Ephorus hat beide gleichsam supplirt; Theopomp, durch seine Schmähsucht ihm verdächtig, gebraucht er nur mit Mißtrauen. Hierauf werden die andern von ihm citirten Schriftsteller durchgegangen. Diodorus Periegetes, Heraklides, Eratosthenes, Stesimbrotus, Phanodemus, Acestodorus, Neanthes von

Cyzicus, Ariston der Stoiker; die Geschichtschreiber Dinon und sein Sohn Clitarchus, Callisthenes, Phylarchus und Duris von Samos, so wie die Redner Andocides, Isokrates, Antiphon; die Philosophen Idomeneus von Lampsakus, Panaetius, Aeschines, Aristoxenus; und die Werke nachgewiesen, welche er von jedem vor Augen hatte. Hierauf kömmt der Verf. auf die Dichter. Es gehören hieher (außer dem Tragiker Jon, von dem Plutarch aber ein prosaisches Werk las, vermuthlich die Wanderungen, ἐπιδημίαι), die Komiker, und die Elegieendichter; *jene gewöhnlich* die Gegner, diese die Lobredner der *ausgezeichneten* Bürger. Plutarch braucht die ersten *nie als* eigentliche Quelle, sondern führt ihre Lästerungen (wie die eines Kratinus, Eupolis u. A.) nur als solche an. Zu den andern gehören, außer dem Melanthius und Archelaus, auch sogar Kritias, einer der dreißig Tyrannen, der das Lob des Cimon besungen hatte. — Nun folgen 3. die Spartaner und Thebaner, Lysander, Agesilaus und Pelopidas. Bei den beiden ersten hat sich Plutarch Xenophon, in den Hellenicis, zum Hauptführer gewählt; auch las er dessen Agesilaus. Nirgends läßt es sich besser nachweisen, wie Plutarch seine Hauptquellen nutzte, als hier. Er stimmt mit Xenophon in der Bewunderung der Spartaner überein; kein Wunder, wenn er ihm gern folgte! Anders ist es bei Pelopidas. Xenophon ist hier wenig genutzt; wahrscheinlich desto mehr Ephorus. Wir können hier

nur

nur sehr schwankend urtheilen, weil sich das Leben des Epaminondas, leider! verloren hat, zu dem das des Pelopidas gleichsam nur einen Anhang bildete. — Den Beschluß dieser Abhandlung machen 4. Dion und Timoleon, und die Kritik der Quellen der Syrakusischen Geschichte. Die nächste Abhandlung wird die Griechen im Macedonischen Zeitalter umfassen; auf diese werden die Römer folgen, denen der Verfasser gleichfalls zwei Abhandlungen zu widmen gedenkt.

Zwölfte Abhandlung.

De fontibus et auctoritate vitarum Parallelarum Plutarchi, Comment. II.

(Vorgelegt 21. Mai 1814. Commentat. recent. Vol. III. Cl. Hist. p. 57.)

Die erste Abhandlung umfaßte die Griechen vor den Macedonischen Zeiten; diese zweite beendigt die Untersuchung über die Quellen der Griechen; die beiden noch rückständigen werden den Römischen Heerführern gewidmet seyn. In der *gegenwärtigen* behandelt der Verf. zuerst Alexander, *Eumenes und Pyrrhus*. Dann die Peloponneser: Aratus, Philopoemen, Agis und Cleomenes; hierauf die Athenienser Demosthenes und Phocion; und endlich den Artaxerxes. Daß diese Zusammenstellung ihren Grund darin habe, weil von Plutarch bei jeder der erwähnten Klassen wenigstens zum Theil dieselben Quellen genutzt werden mußten, wird man leicht einsehen. Der Verf. erleichterte sich also dadurch die Untersuchung; wiewohl er darum nicht minder von jeder Biographie einzeln handelt. Im voraus wiederholte er die Be-

merkung, daß man bei einem Schriftsteller wie Plutarch, der seine Führer nur gelegentlich und im Allgemeinen nennt; der größtentheils verlorne Schriftsteller sich zu Führern wählt; der endlich, keinesweges bloßer Compilator, so viel von seinem Eigenen hinzuthut, und Alles mit seinem Räsonnement durchwebt, keinesweges erwarten dürfe, daß der Forscher seiner Quellen, Schritt vor Schritt ihm folgend, Alle im Einzelnen nachweisen könne; sondern daß man sich begnügen müsse, bei jeder Biographie die Hauptquellen anzugeben; und durch ihre Würdigung den Schriftsteller selber zu würdigen. Leicht kann es seyn, daß durch Auffindung einzelner Notizen man im Einzelnen weiter kommt, wie der Verf. Diejenigen aber, die im Allgemeinen ihre Forderungen höher spannen wollen, mögen es einmal bei einer einzelnen Biographie versuchen, wie weit hier vorzudringen steht. I. Alexander. Ueber keinen war so viel geschrieben; und so ist es nicht zu verwundern, wenn Plutarch hier so viele Schriftsteller genutzt hat. Es ist das eigenthümliche Verdienst Plutarch's, daß er des Königs Jugendgeschichte ausführlicher behandelt; und von seiner Erziehung und Bildung spricht. Man könnte vermuthen, diese Nachrichten seyen aus der Schrift genommen, welche dem Aristoteles über seinen Zögling beigelegt wird. Allein der Verf. zeigt, daß das ganze Daseyn dieser Schrift auf so ungewissen Zeugnissen beruht, daß es mehr als zweifelhaft wird. Plutarch erwähnt ihrer so wenig, als irgend ein anderer glaubwürdiger Schriftsteller. Dagegen las Plu-

tarch die Briefe Alexander's, von denen eine Sammlung vorhanden war, woraus er uns Mehreres erhalten hat. Waren diese Briefe sämmtlich echt (am ersten möchte man gerade bei dem an Aristoteles zweifeln), so erhellt daraus, daß der König ein sehr fleißiger Briefschreiber war; und nicht blos mit seinen Freunden in Macedonien, sondern auch mit seinen Begleitern, sobald sie abwesend waren, einen engen Briefwechsel unterhielt; wodurch er ihnen von allen sowohl öffentlichen als Privatvorfällen genaue Nachricht gab. Zu diesen kamen die königlichen Tagblätter (Ephemerides). Plutarch hat sie weniger benutzt, als man erwarten möchte; sie scheinen aber auch nur Privatvorfälle, welche die Person des Königs, und seine täglichen Beschäftigungen angingen, enthalten zu haben. Der Verf. gründet darauf die Vermuthung, daß sie eine Nachahmung oder Fortsetzung der Persischen Annalen gewesen seyen; welche auch vorzugsweise eine Geschichte des Hofs und des Königs waren. Von Schriftstellern, die er genutzt hatte, führt Plutarch selber folgende an: Aristobul, Onesikritus, Nearchus, Clitarchus, Callisthenes, sämmtlich Zeitgenossen nicht nur, sondern auch Begleiter Alexander's; ferner: Polykritus, Philipp von Chalcis, Chares, Philo von Theben; dann Antiklides, Antigenes, Hermippus, Duris, Sotion, Aristoxenus und Eratosthenes, von denen einzeln, jedoch mit Beziehung auf das, was bereits St. Croix gesagt hat, gehandelt wird. Man sieht, daß Plutarch gern Zeitgenossen und Begleiter des Königs benutzte. Aber

aus Plutarch's Biographie geht auch hervor, daß gerade durch sie die meisten Unwahrheiten verbreitet sind. Im Allgemeinen gebührt Plutarch das Lob, daß er ihre Berichte fleißig verglich; und dadurch dasjenige auszumitteln suchte, was als unwahr und fabelhaft verworfen werden mußte. II. Eumenes. Plutarch hat von seiner Biographie gar keine Quelle genannt; denn Duris wird nur einmal angeführt, um ihn zu widerlegen. Der Verf. nahm daher seine Zuflucht zur Vergleichung mit Diodor; und hier zeigte sich bald, daß beide demselben Hauptführer gefolgt seyen; nämlich dem Hieronymus von Cardia, dem Geschichtschreiber der Nachfolger Alexander's; und dem persönlichen Freunde des Eumenes. Dazu kamen aber noch die Briefe des Eumenes; von denen, wie von Alexander's Briefen, eine Sammlung vorhanden gewesen seyn muß. III. Pyrrhus. Auch hier bleibt Hieronymus Hauptquelle; den Plutarch auch mehrmals ausdrücklich citirt. Er hatte außerdem einen besondern Grund, ihm hier zu folgen. Er bemerkt nämlich selber, daß Hieronymus die königlichen Annalen benutzt habe, welche Pyrrhus, ohne Zweifel in Nachahmung Alexander's, von seinen Unternehmungen führen ließ. Indeß blieb Hieronymus darum keineswegs sein einziger Führer. Die Geschichte des Pyrrhus mußte von vielen Schriftstellern berührt werden; da sie nicht blos in die Griechische und Macedonische, sondern auch in die Römische und Sicilianische verflochten war. Daß er viele genutzt habe, bemerkt Plutarch selber; und erwähnt unter

diesen namentlich den Dionys von Halikarnaß, und außerdem den Philochorus. IV. Demetrius Poliorcetes. Man mag hier im voraus im Ganzen dieselben Quellen erwarten. Daß er viele genutzt habe, bemerkt Plutarch auch hier selber; aber ohne eine zu nennen. Auch hier mußte die Vergleichung mit Diodor aushelfen; und es zeigte sich bald, daß beide ungefähr dieselben Schriftsteller genutzt hatten. Bei Diodor steht aber Hieronymus von Cardia oben an; und daß auch Plutarch ihm gefolgt sey, wird man um so weniger bezweifeln wollen, da Plutarch selber bemerkt, daß Hieronymus ein Freund des Demetrius gewesen sey. Die andern, wie ein Philochorus, Duris u. s. w. lassen sich nur mit Wahrscheinlichkeit errathen. Namentlich angeführt wird noch ein gewisser Lynceus, ein Bruder des Duris, der, wie wir aus Athenäus wissen, die Mahlzeiten des Schwelgers Demetrius beschrieben hatte; denn auch das Macedonische Zeitalter hatte — wenn auch keinen Almanach der Gourmands, doch Gourmands, die Schriftsteller in ihrer Kunst waren. — Nun folgen die Peloponneser. V. Aratus. Die Hauptquelle ist hier nicht zweifelhaft. Aratus war selber Schriftsteller: und wir kennen den hohen Werth seiner Commentarien aus Polybius; der sein Werk da anfing, wo Aratus endet. Aratus war der Geschichtschreiber seiner Zeit, und größtentheils seiner eigenen Thaten; und war sein Werk gleich nach Plutarch's Urtheil nicht sehr elegant geschrieben, so gab es dafür durch die Wahrheit der Erzählung vollständigen Ersatz. Sehr wahrscheinlich

sind von Plutarch ganze Stellen des Aratus beinahe wörtlich aufgenommen; auch wo er ihn nicht ausdrücklich nennt. Denn der Verf. zeigt, daß mehreres erzählt wird, was außer Aratus selber Niemand wissen konnte. Doch nutzte Plutarch daneben den Polybius in seinen beiden ersten Büchern. Ferner den öfter erwähnten Phylarch; dann die Argolika des Dinias; und endlich die Schrift des Polemon über die Kunstwerke in Sicyon. Vielleicht auch noch mehrere von ihm nicht erwähnte Schriften. VI. Agis und Cleomenes. Je mehr Plutarch hier fast der einzige Schriftsteller ist, desto interessanter muß die Untersuchung über seine Quellen werden. Der Verf. zweifelt nicht, daß im Leben des Agis auch hier die Commentare des Aratus die Hauptquelle sind; die einmal im Agis, mehrmal im Cleomenes, erwähnt werden. Vorzüglich ist daraus alles, was auf die Streitigkeiten und Kriege der Achäer und Spartaner Bezug hat, geschöpft; die von Aratus ausführlich erzählt wären. Mit dem Aratus aber verglich Plutarch den Baton von Sinope; der eine eigene Schrift über Agis, und zwar unabhängig von Aratus, geschrieben hatte. Zu diesen kam wiederum Phylarch; aus dem höchst wahrscheinlich die Geschichte des tragischen Untergangs des Agis (denn in solchen Schilderungen gefiel sich dieser Schriftsteller) entlehnt ist. Eine, von Plutarch's Bericht gänzlich abweichende, Erzählung von dem Untergange des Agis, findet sich bei Pausanias L. VIII., der zu Folge er in einem Treffen gegen die Arkadier gefallen seyn soll; ein Widerspruch, den schon

Manso Geschichte von Sparta III, 2. S. 123. nicht zu heben wußte. Allerdings kann nur Einer Recht haben; und wir kennen die Autorität nicht, auf die sich Pausanias Aussage stützt. Wenn, wie kaum zu zweifeln steht, Plutarch dem Phylarch folgte; so scheint es um die Richtigkeit dieser schönen Erzählung etwas mißlich zu stehen; in der eine, durch die Phantasie des Geschichtschreibers ausgeschmückte, Volkssage kaum zu verkennen scheint. Im Cleomenes hat Plutarch im Ganzen dieselbe Quelle genutzt; nämlich außer dem Aratus und Polybius, vor allen den Phylarch. Doch folgte Plutarch diesem letztern mit Vorsicht, denn er selber tadelt ihn wegen seiner Parteilichkeit für den Cleomenes. Außerdem benutzte er den Sphärus aus Olbia; der, lange selber in Sparta gegenwärtig, ein Werk über die Spartanische Verfassung geschrieben hatte. VII. Philopömen. Aratus und Phylarch konnten hier nicht mehr genutzt werden, da ihre Schriften Philopömen's Geschichte nicht mehr enthielten. Nachrichten über diesen merkwürdigen Mann finden sich auch bei Pausanias; und die angestellte Vergleichung lehrt sofort, daß beide aus Einer Quelle schöpften. Diese Quelle, wenn gleich Plutarch sie nicht genau bezeichnet hat, läßt sich dennoch mit Sicherheit nachweisen. Er beruft sich öfter auf Polybius; indeß kommt doch Manches vor, von dem es kaum wahrscheinlich ist, daß es in dem großen Werke des Polybius an seinem Platz gewesen wäre. Aber unter den Bruchstücken aus dem zehnten Buch dieses Geschichtschreibers hat

sich glücklicher Weise die Notiz erhalten, daß Polybius selber ein Leben des Philopömen, seines Landsmanns (beide aus Megalopolis in Arkadien), geschrieben hatte; und neben der Notiz zugleich Nachrichten über dessen Inhalt. Die Vergleichung dieses Bruchstücks mit Plutarch läßt keinen Zweifel übrig, daß es dieses Leben des Philopömen von Polybius war, das Plutarch vor Augen hatte: und den Freunden der alten Litteratur wird es gewiß ein angenehmer Gedanke seyn, daß diese Schrift des großen Geschichtschreibers sich in Plutarch's Biographie, wenn auch nicht den Worten, doch gewiß der Sache nach, größtentheils erhalten hat; so jedoch, daß Plutarch daneben auch andere Schriftsteller, namentlich die Lakonika des Aristokrates, verglich. — Auf diese Peloponneser läßt der Verf. die beiden Athenienser folgen: VIII. Demosthenes. Viel war über Demosthenes Leben geschrieben, und das meiste hatte Plutarch vor sich; und außer den Schriften noch mancherlei mündliche Erzählungen. Unter den Schriftstellern steht oben an Theopomp, in den Philippicis. Der Verf. beruft sich, was das Werk betrifft, auf das, was er in seinen frühern Abhandlungen de fontibus et auctoritate Justini darüber gesagt hat; er macht hier nur bemerklich, was Plutarch hier daraus geschöpft habe. Nach ihm Hermippus, der ein eigenes Buch über den Demosthenes geschrieben zu haben scheint, so wie er über den Gorgias, Isokrates und Andere, geschrieben hatte. Ferner Eratosthenes und Demetrius Phalereus.

Der letztere ist besonders wichtig; da er noch persönlicher Bekannter des Demosthenes war. Von ihm muß man unterscheiden den Demetrius aus Magnesia, der in seinem Werk von gleichnamigen Schriftstellern, von Demosthenes gehandelt hatte. Duris und Idomeneus, und Aristobulus aus Cassandria, hatten in ihrer Geschichte von Demosthenes manches aufbewahrt. So auch Marsyas in seinen Macedonicis. Vorzüglich war der Tod des Demosthenes von Vielen erzählt. Zu diesen gehört auch Demochares, ein Verwandter des Redners, entweder in seinem großen historischen Werk, oder auch in einer eigenen Schrift. Gewiß hat Plutarch ihn benutzt. IX. Phocion. Blos Duris und Idomeneus werden als Quellen genannt; aber das Leben des Phocion ist besonders reich an Anekdoten. Es gab in dem Macedonischen Zeitalter der Anekdotenschreiber mehrere; dieß lag im Geist der Zeit. Offenbar hat Plutarch einen von jenen benutzt; aber wer es gewesen seyn mag, ist ungewiß. X. Die Abhandlung schließt mit Artaxerxes Mnemon; dem einzigen Perser, dessen Biographie Plutarch entwarf, die in mehreren Rücksichten wichtig ist. Die Hauptführer, denen er folgte, waren ohne Widerrede Dinon und Ctesias in ihren Persicis; die er selber oft erwähnt. Was den letztern betrifft, so muß man, um seine Glaubwürdigkeit zu bestimmen, seine Persica und Indica unterscheiden; diese sind nur eine Sammlung umhergehender Sagen von den Indischen Wunderdingen; die Persica enthalten keine Fabeln, wenn sie auch

möglicherweise Irrthümer enthalten; sie sind das, wofür Ctesias selber sie giebt, Auszüge aus den Persischen Reichsannalen. Dinon, der Vater von Clitarch, dem Begleiter und Geschichtschreiber Alexander's, hatte ein dickes Werk über die Persische Geschichte geschrieben. Außerdem hatte Plutarch auch andere Schriftsteller über Persische Geschichte benutzt, unter ihnen namentlich den Heraklides von Cuma, der in seinen Persicis besonders das Hofleben der Persischen Herrscher beschrieben zu haben scheint.

Dreizehnte Abhandlung.

De fontibus et auctoritate vitarum parallelarum Plutarchi Comment. III.

(Vorgelegt 13. Juli 1816. Commentat. recent. Vol. IV. Cl. Hist. p. 65.)

Die beiden ersten Abhandlungen, von denen zu seiner Zeit Rechenschaft gegeben ist, enthalten bekanntlich die Kritik der Griechischen Feldherren; eben so viele sind den Römern bestimmt, von denen dießmal die erste vorgelesen ward. Ihr Verf. ging von der Bemerkung aus, daß diese Kritik der Biographieen Plutarch's noch größern Schwierigkeiten unterworfen sey; theils weil er seine Führer seltener nennt; theils weil nicht nur ihre Schriften, sondern selbst ihre Namen, größtentheils verloren sind. Im voraus mußte freilich die Frage beantwortet werden: inwiefern Plutarch neben den Griechischen auch Lateinische Quellen benutzt habe? Der Verf. zeigt aus Plutarch selbst (nämlich aus einer Stelle im Leben des Demosthenes), daß ihm zwar allerdings die Lateinischen Schriftsteller bekannt gewesen; aber seine Kunde der Lateinischen Sprache

doch so beschränkt geblieben sey, daß er sie wohl habe einsehen und zu Rathe ziehen, aber nicht als Hauptquelle aus ihnen schöpfen können. Hauptquelle blieben ihm die Griechischen Schriftsteller, sowohl Griechen als Römer, die über Römische Geschichte Griechisch geschrieben hatten. Ueber beide glaubte daher der Verf. vorläufig etwas sagen zu müssen. Der erste Grieche, der Rom nicht blos erwähnte, sondern seine älteste Geschichte schrieb, war nach Plutarch Diokles von Peparethus; der älter als Fabius Pictor seyn mußte, weil dieser ihn benutzt haben soll. Mehr wissen wir nicht von seiner Person. Auffallend ist es, schon so früh einen Griechen damit beschäftigt zu finden. Aber erklärbar, wenn, wie man doch wohl annehmen muß, Diokles in Rom lebte. Zu den Griechischen Schriftstellern, die über Roms Geschichte schrieben, gehörten die, welche Ιταλικα hinterließen. Die Zahl von diesen ist schon beträchtlich; blos in der kleinen Schrift Plutarch's, den sogenannten Parallelis minoribus, werden deren funfzehn namhaft gemacht: Aristides, Aristokles (Strabo's Zeitgenosse), Alexander Polyhistor (zu Sulla's Zeiten), Aristobulus, Agesilaus, Alexarchus, Aristides von Milet, in vierzig Büchern, Chrysippus, Clitonymus, Dositheus, Dorotheus, Meryllus, Pythokles von Samos, Theophilus und Theotimus, von denen meistens die bloßen Namen bekannt sind. Eine andere Klasse, die hieher gehört, bildeten die Schriftsteller, welche *αἰτίας*, oder *περὶ αἰτιῶν* schrieben, d. i. Untersuchungen über den Ursprung Römischer Sitten und Gebräuche, zu denen

auch Plutarch durch seine Schrift Quaestiones Romanae gehört; er selbst citirt sie: περὶ τῶν αἰτιῶν. Diese Schriften wurden bald in Prosa, bald in Versen, besonders Elegischen Versen, abgefaßt, wie die Beispiele eines Butas und Simylus beweisen. Nahe verwandt mit diesen waren die, welche sich mit dem Sammeln und Ausschmücken der Römischen Familiengeschichten beschäftigten; wie es scheint ein Lieblingsgeschäft solcher Griechen, die in großen Römischen Familien eine Aufnahme gefunden hatten. Die Römer selbst schrieben ihre vaterländische Geschichte vielleicht öfter Griechisch als Römisch. Dieß scheint bereits früh angefangen zu haben, wenn Fabius Pictor, wie Dionys berichtet, außer seiner Lateinischen Geschichte auch eine andere Griechische schrieb. Noch mehr wurde es Sitte, als die Griechische Litteratur in Rom Mode-Litteratur der feinen Welt ward. Die Commentare eines Lucull, eines Sulla u. a. waren Griechisch geschrieben. Diese Klasse der Römischen Schriftsteller, die Griechisch schrieben, ist besonders wichtig bei der Untersuchung der Quellen des Plutarch; denn solcher Schriftsteller bediente er sich am liebsten, worüber auch Niemand ihn tadeln wird. Er wollte ja keine eigentliche Geschichte, sondern Leben schreiben; man kann billigerweise Kritik nur insofern von ihm fordern, daß er die bessern und glaubwürdigern Geschichtschreiber nutzte; nicht insofern, daß er mit kritischem Studium auf die Quellen zurückgegangen wäre, und unmittelbar aus diesen geschöpft hätte. Nach der Feststellung dieser allgemeinen Ansicht erleichtert der

Verf. sich die Untersuchung dadurch, daß er die in dieser Abhandlung behandelten eilf Leben wieder in vier Klassen theilt (jedoch so, daß er von jedem Leben besonders handelt); die erste begreift Romulus und Numa, also die Urgeschichte Roms; die zweite Poplicola, Coriolanus, Camillus, oder die ersten Zeiten der Republik; die dritte Marcellus, Cato, Fabius Maximus, Flaminius, oder die Zeiten der ersten Carthagischen und Macedonischen Kriege; die vierte Aemilius Paulus und die Gracchen; da sich leicht erachten ließ, daß der Schriftsteller bei den gleichzeitigen Männern auch größtentheils dieselben Quellen werde genutzt haben. Also 1. Romulus und Numa. Von welcher Menge von Schriftstellern die Urgeschichte Roms behandelt seyn muß, und die Plutarch vor Augen hatte, lehrt seine Biographie deutlich. Er folgte am meisten, nach seinem eigenen Geständniß, dem Diokles von Peparethus, der nur die Urgeschichte Roms behandelt zu haben scheint, da er blos im Romulus von Plutarch erwähnt wird. Indeß hat uns zugleich Plutarch die Meinungen und Ansichten mancher anderer Schriftsteller, wenn er sie auch nicht namentlich aufführt, erhalten; und man kann deßhalb nach ihm die Urgeschichte Roms weit besser beurtheilen, als nach Dionys und Livius. Es konnte nicht die Absicht des Verf. seyn, eine litterarische Kritik der Urquellen der Römischen Geschichte im Einzelnen anzustellen, da Plutarch diese selber nicht benutzte; er mußte sich begnügen, die Frage zu beantworten: von welcher Art sind diese Quellen, wenn wir Roms

Urgeschichte, so wie sie nun, hauptsächlich im Plutarch, vor uns liegt, betrachten? Das allgemeine Resultat dieser Untersuchung ist, daß diese Geschichte aus zweierlei ganz verschiedenartigen Elementen zusammengesetzt ist, nämlich theils den Poetisch-Mythischen, theils den Politischen. Die erstern lernen wir am besten aus Plutarch's Romulus kennen. Es geht daraus hervor, daß das Historische der Urgeschichte Roms von Dichtern behandelt war, die diese Mythen wieder gern in Verbindung mit andern, besonders Griechischen, Mythen setzten. Die Urgeschichte Roms unterschied sich hierin in gar nichts von der Urgeschichte anderer, besonders Griechischer, Städte; welche gleichfalls in diesem Sinne eine Dichtergeschichte, d. i. von Dichtern behandelte, Geschichte war. Eine solche Dichtergeschichte ist aber deßhalb keineswegs geradezu erdichtete Geschichte; denn diese Dichter thaten nichts anderes, als daß sie den Stoff, den ihnen die Sage überlieferte, dichterisch behandelten. Eine Grenz- und Scheidungslinie aber zwischen poetischer und mythischer Geschichte ziehen zu wollen, ist gänzlich verkehrt, weil eine solche in der ältesten Poesie gar nicht existirt. Daß aber Gedichte, und zwar viele Gedichte, mochten sie nun das Ganze oder, was wohl am häufigsten der Fall war, einzelne Theile des Ganzen behandeln, über die Urgeschichte Roms vorhanden gewesen sind, geht aus ihrer Natur so klar hervor, daß dieß nicht bezweifelt werden kann, wenn auch keine Litteratur derselben sich erhalten hat. Aber eben so klar ist es auch, daß neben dieser dichterischen

schen Quelle auch schon früh eine andere sich eröffnet hatte, die nicht poetischer, sondern politischer Art war. Wir verstehen darunter die Nachrichten über älteste Römische Verfassung, Sacra, häusliche Verhältnisse u. s. w. Dieß fällt in die Augen, wenn man in Plutarch das Leben des Numa mit dem des Romulus vergleicht. Beide tragen einen ganz verschiedenen Charakter; das des Romulus einen poetisch-mythischen, das des Numa einen rein politischen. Die Geschichte des Numa, so wie wir sie jetzt lesen, kann nicht aus Dichtern geflossen seyn, weil sie (etwa blos seinen Umgang mit der Nymphe Egeria abgerechnet,) durchaus nichts Poetisches enthält, sondern Nachrichten über staats- und gottesdienstliche Einrichtungen, so prosaisch wie möglich. Welches nun die Urquellen von diesen gewesen seyen, ob die libri pontificum oder andere, ist eine Frage, die hier nicht zu beantworten war, da Plutarch gewiß nicht aus dieser Urquelle, sondern aus den Schriften eines Juba, Dionysius u. A. geschöpft hat. Es wird also aus diesem Allen auch von selbst erhellen, weßhalb der Verf. nicht der neulich aufgestellten Hypothese beipflichten kann, welche die Urgeschichte von Rom uns nicht nur als Ein Epos, sondern auch als bloße Erdichtung darstellen will. — Jene Ansichten bestätigen sich nun auch bei den Biographieen der zweiten Klasse, aus den ersten Zeiten der Republik, wo aber die Untersuchung schwieriger wird, weil Plutarch fast gar keinen Schriftsteller namentlich angeführt hat. Zuerst hilft noch bei Valerius Poplikola und Coriolanus

einigermaßen die Vergleichung mit Dionys; aber schon bei Camillus hört nun auch diese auf. 3. Bei Valerius wird man nun bald wahrnehmen, daß die Geschichte zum Theil einen poetischen Charakter trägt, wie die Geschichte des Kriegs des Porsenna, die auch stückweise von verschiedenen Dichtern auf verschiedene Weise (wie die Erzählung von der Cloelia) behandelt seyn muß. Diese alten Sagen und Lieder scheinen dann wiederum von Griechen prosaisch erzählt zu seyn, zum Theil zur Unterhaltung für die gebildete Welt und für Frauen in August's Zeitalter; wie Athenodorus die Erzählung von Mucius Scävola für die Octavia behandelt hatte. Jene Sagen waren zum Theil aber an öffentliche Denkmäler geknüpft; wie z. B. die von der Cloelia. Endlich aber ist es auch nicht zu verkennen, daß Plutarch manches aus den oben erwähnten Schriftstellern de causis entlehnt habe. — 4. Die eben gemachte Bemerkung ist besonders für Coriolan wichtig, dessen Geschichte größtentheils an ein öffentliches Denkmal, den Tempel der Fortuna muliebris, geknüpft gewesen zu seyn scheint. Die Geschichte bot der rhetorischen Behandlung einen zu schönen Stoff dar, als daß die Griechischen Rhetoren nicht ihre Kräfte daran hätten versuchen sollen. — 5. Alle diese Quellen erkennt man auch im Camillus wieder, wobei der Verf. noch die Vermuthung äußert, daß hier einiges auch wohl aus Etruskischen Schriftstellern, die Griechen benutzten, abgeleitet seyn möge. — Bei der folgenden dritten Klasse, aus den Zeiten der Punischen Kriege, nimmt nun

offenbar die Römische Geschichte einen andern Charakter an. Das Mythische verschwindet, die Erzählung wird rein historisch. Aber den vier Biographieen dieses Zeitraums, dem Marcellus, Cato, Fabius Maximus und Flaminius ihre Quellen nachzuweisen, hat darum nicht minder Schwierigkeiten, weil die Schriftsteller so wenig genannt sind, und meist sich verloren haben. Daß Plutarch den Polybius nicht nur, sondern auch den Livius zur Hand gehabt, und letztern wenigstens fleißig eingesehen habe, ist zwar aus seinen Citaten klar; aber man würde sich irren, wenn man Alles, oder auch nur das Meiste, daraus ableiten wollte. 6. Im Fabius Maximus erwähnt Plutarch selber wiederholt "die ausführlichen Geschichtschreiber." Viel scheint hier Fabius Pictor bei ihm gegolten zu haben, weil er ein Verwandter des Feldherrn war. Daß über den Ursprung der Familie der Fabier Viele vieles gefabelt haben, bemerkt er selber. Wahrscheinlich hatte Fabius Maximus dieß in der Standrede auf seinen Sohn auseinander gesetzt, die Plutarch las. 7. Mehr Licht giebt die Biographie des Marcellus. Außer Polybius und Livius, die auch hier genannt werden, nutzte Plutarch besonders das große Werk des Posidonius, seine in wenigstens neunundvierzig Büchern geschriebene Geschichte. Daß in ihnen auch von Marcell gehandelt wurde, erhellt aus den, von Hrn. Bake gesammelten, Bruchstücken. Als eine Hauptquelle führt aber Plutarch noch besonders die Griechisch geschriebene Geschichte des Juba an; der Sohn des Juba, den Cäsar schlug, und der,

als Gefangener nach Rom geführt, sich hier den Studien widmete, nachmals aber von August einen Theil von Mauretanien erhielt. Sein Hauptwerk, seine Römische Geschichte, scheint von dem Ursprunge Roms angefangen zu haben; denn Plutarch citirt ihn schon wiederholt im Romulus und im Numa. Als Römische Schriftsteller, denen er sehr traute, nennt Plutarch ausdrücklich den Livius, Cornelius Nepos (in seinen verloren gegangenen Römischen Biographieen) und den Cäsar (nämlich Cäsar Augustus); auch Valerius Maximus wird erwähnt. 8. Anders ist es bei dem ältern Cato, dessen eigene Schriften für Plutarch die Hauptquelle waren; nämlich vor allen seine Annalen, dann die Geschichte seines Kriegs in Spanien, mehrere seiner Reden und Abhandlungen; auch die Schrift über den Ackerbau ward von ihm gelesen. 9. Ungewisser sind die Quellen bei T. Quintius Flaminius. Allerdings ward Polybius benutzt, aber neben ihm noch andere, und wenn gleich Livius und Valerius Antias genannt werden, so waren dieß doch sicher nicht die einzigen. — Es bleiben die beiden Biographieen des Aemilius Paulus und der Gracchen übrig. 10. Im Aemilius Paulus ist klar, daß Plutarch viele Schriftsteller, unter ihnen auch fleißig den Polybius, eingesehen habe. Aber in dem größern Theile ist doch gewiß, daß Plutarch zwei andere Schriften als Hauptquellen genutzt hat. Die eine ist das Leben des Perseus, von einem gewissen Posidonius, einem gleichzeitigen Schriftsteller und Augenzeugen, der also von dem Philosophen verschieden

ist, den wir aber weiter nicht kennen. Die andere ein Brief des Scipio Nasika an einen, nicht weiter bezeichneten, König, der also vermuthlich Griechisch geschrieben war, und eine genaue Erzählung des Kriegs und der folgenden Begebenheiten enthielt. Scipio Nasika war in dem Gefolge von Paulus Aemilius, und also gleichfalls Augenzeuge, aber auf Römischer Seite, so wie Posidonius auf Macedonischer. Gewiß haben wir also über Perseus und Paulus Aemilius hier so genaue und zuverlässige Nachrichten, wie sie nur gewünscht werden können. 11. Endlich die Gracchen. Der Verf. glaubte hier den Quellen um so mehr nachspüren zu müssen, da bei dem Verlust der andern Schriftsteller Plutarch selber Hauptquelle geworden ist. Daß er viele Schriftsteller dabei genutzt habe, bemerkt Plutarch selber. Der Verf. unterscheidet hier zuerst die eigenen Reden der Gracchen, die Plutarch las; so wie die Briefe der Cornelia an C. Gracchus. Ferner die von ihm erwähnten Lateinischen Schriftsteller: Fannius, einen persönlichen Freund der Gracchen, und Cornelius Nepos. Doch ist es wenig wahrscheinlich, daß Plutarch Lateinische Schriftsteller sollte als Hauptquellen genutzt haben. Der Verf. glaubt jedoch diese mit Zuverlässigkeit nachweisen zu können. Es ist das Griechisch geschriebene Werk des Rutilius Rufus, des Zeitgenossen des Marius, und ausgezeichneten Stoikers, der eine Geschichte seiner Zeit schrieb, welche auch die Gracchischen Händel umfaßte. Plutarch citirt diesen Geschichtschreiber zwar nicht in den Gracchen, aber in dem Marius, und

ertheilt ihm das Lob eines glaubwürdigen und aufrichtigen Schriftstellers, dem man nur vorwerfen könne, daß er gegen Marius parteiisch gewesen sey. Es ist also gewiß, daß er ihn in Händen hatte, und wie hätte er ihn bei den Gracchen ungenutzt lassen sollen? — So weit diese dritte Abhandlung. Die noch übrige vierte und letzte wird die zweite Hälfte der Römischen Feldherren umfassen, bei der sich die Quellen auch meist mit größerer Gewißheit als bei dieser frühern nachweisen lassen.

Vierzehnte Abhandlung.

De fontibus et auctoritate vitarum parallelarum Plutarchi; Comment. IV.

(Vorgelegt 6. Junius 1818. Commentat. recent. Vol. IV. Cl. Hist. p. 95.)

In der vorhergehenden Abhandlung waren die Quellen der eilf ersten Römischen Feldherren und Staatsmänner bis auf die Gracchen, diese mit eingeschlossen, untersucht; die gegenwärtige enthält nun die spätern, gleichfalls eilf an der Zahl; Marius, Sylla, Sertorius, und die um etwas jüngern, Lucullus, Crassus, Pompejus, Cato von Utika, Brutus, Antonius, Cicero und Cäsar; denen noch Galba und Otho angehängt sind. Jene lebten sämmtlich in dem Jahrhundert 123-31 v. Chr., das die glänzendsten Zeiten des Römischen Freistaats umfaßt; wo aber dennoch nach dem Verlust der meisten gleichzeitigen Geschichtschreiber Plutarch so oft die Hauptquelle, ja zuweilen so gut wie die einzige, wird. Mehr bedarf es nicht, um die Wichtigkeit des hier behandelten Gegenstandes für die ältere Geschichte zu

zeigen, die bisher, bei dem gänzlichen Mangel einer solchen Untersuchung, noch so oft ihrer eigentlichen Fundamente entbehrte. Der Verf. bringt zuerst die frühere Bemerkung wieder in Erinnerung, daß Plutarch zwar Lateinische Werke nicht unbeachtet ließ; aber bei seiner beschränkten, von ihm selbst eingestandenen, Sprachkenntniß, lieber Griechische, mochten sie von Griechen oder Römern geschrieben seyn (welches letztere fast so häufig als das erste der Fall war), gebrauchte. Da die hier behandelten Männer ganz oder beinahe gleichzeitig waren, so mußte Plutarch großentheils dieselben Werke benutzen; und um nicht zu *wiederholen*, hielt es der Verf. für zweckmäßig, ehe er zu den einzelnen Biographieen fortging, jene Hauptwerke genauer anzuzeigen. Zuerst die Griechischen. Zu diesen gehören besonders: die Geschichten des Posidonius von Rhodus, des Freundes von Pompejus, in mehr als neunundvierzig Büchern. Der Verf. zeigt, daß sie eine Fortsetzung des *Polybius* der *Hauptsache* nach waren, wenn auch als Einleitung oder *als Episode* zuweilen frühere Begebenheiten eingeflochten waren; und bis auf das Ende des letzten Mithridatischen Kriegs heruntergingen. Er ist nicht der Meinung des Hrn. Bake, in seiner sonst so schätzbaren vita Posidonii, daß das dem Posidonius von Alexandrien fälschlich von Suidas beigelegte Werk *τῶν μετὰ Πολύβιον* in zweiundfunfzig Büchern von dem unsrigen verschieden gewesen sey. Ferner Strabo. Nämlich seine, von ihm selbst erwähnten, Commentarii historici, gleichfalls eine Fortsetzung des Polybius, die wenig-

stens bis auf die Ermordung Cäsar's herunterging. Er zeigt auch hier, daß es nicht Zwei, sondern Ein Werk war, dem gleichfalls die ersten Bücher als Einleitung dienten. Dann das Werk des Juba, Sohns des von Cäsar besiegten Königs von Numidien, der als Gefangener nach Rom gebracht, hier ganz den Studien der Geschichte und Geographie sich widmete; eine Tochter der Cleopatra von Antonius heirathete; und von August einen Theil von Numidien wieder erhielt. Seine Römische Geschichte ging von dem Ursprunge der Stadt bis auf seine Zeit, und stand, wegen des Fleißes, womit sie geschrieben war, bei Plutarch in großem Credit. Endlich das große historische Werk des Nikolaus Damascenus, des Zeitgenossen und Freundes des August und des Königs Herodes des Großen, in hundert zweiundvierzig Büchern, die Plutarch zwar nur einmal ausdrücklich citirt, aber oft gebraucht zu haben scheint. — Hierauf die Römer. Es war die Zeit, wo in Rom Staatsmänner, Feldherren und selbst Kaiser, ihre Denkschriften schrieben: überhaupt, wo es Sitte war, die Geschichte der Zeit zu bearbeiten. Livius hat Plutarch nur einzeln verglichen. Wichtiger für ihn waren Sallustius, besonders seine verlornen Historiae in fünf Büchern; vom Tode des Sulla bis zum dritten Mithridatischen Kriege; wiewohl er auch den Jugurtha und Catilina gekannt zu haben scheint. Ferner die Annalen des Fenestella, die Biographieen des Cornelius Nepos, von denen er noch die verlornen der Römischen Feld-

herren las (auch Valerius Maximus sah er zuweilen ein); endlich die Denkschriften von Cäsar Augustus in dreizehn Büchern; aus denen sich wichtige Auszüge im Plutarch erhalten haben.

Nach dieser vorangegangenen allgemeinen Untersuchung folgt nun die über die einzelnen Leben. 1. C. Marius. In dem ersten Theil ist Hauptführer Posidonius; den Plutarch gleich anfangs nennt. Dieß gilt besonders auch von der so genau erzählten Geschichte des Cimbrischen Kriegs; Posidonius hatte zu dem Ende selber das Lokal bereist. In der Erzählung der Schlacht am Padus sind aber auch die Denkschriften des Sulla, und des Catulus, der neben Marius den Oberbefehl führte, benutzt. In dem zweiten Theile der Geschichte des Bundesgenossenkriegs ist Sulla Hauptquelle; daneben ward das Werk des Rutilius, dessen in den Gracchen Erwähnung geschah, und des Piso benutzt. Fortdauernd aber, besonders gegen das Ende, Posidonius; der damals von Rhodus als Gesandter nach Rom geschickt, noch den schon erkrankten Marius in seinen letzten Tagen sah. 2. L. Cornelius Sulla. Man sieht bald, daß die Denkwürdigkeiten des Sulla selbst hier die Hauptquellen sind, hätte Plutarch sie auch nicht wiederholt citirt. Plutarch's Leben ist ein Auszug daraus, allenthalben erkennt man den ruhmredigen und abergläubischen Mann, sie waren in zwei und zwanzig Büchern Griechisch geschrieben. Daneben sind Juba, Strabo, Livius und Fenestella benutzt; vielleicht noch mehrere, die wir nicht kennen, da

Plutarch selbst, hier wie oft, von einigen und vielen spricht. 3. Q. Sertorius. Hier ist Plutarch fast einzige Quelle. Er mußte hier aber mehr aus Römern als aus Griechen schöpfen, die wenig über Sertorius schrieben. In den ersten zehn Kapiteln ist Sulla noch Hauptführer; dann aber, wie aus der Vergleichung der noch übrigen Bruchstücke mit Plutarch dargethan wird, Sallust in den Historien. Diese waren auch ins Griechische übersetzt; vielleicht las sie Plutarch in der Uebersetzung. 4. Lucullus. Der erste Abschnitt ist nach den Commentarien des Sulla erzählt, die mehrmals erwähnt werden. Aber die wichtigste Frage ist, aus welchen Quellen die so genau und ausführlich erzählte Geschichte des Mithridatischen Kriegs geschöpft sey? Sallust und Cornelius Nepos, wenn sie auch citirt werden, waren dazu nicht ausführlich genug. Der Verf. sieht Strabo in seinen Geschichten, und Johann Damascenus als Hauptführer an; jener wird citirt; diesen nach der Vergleichung der Fragmente. 5. M. Crassus. Der erste Abschnitt, die Jugendgeschichte des Crassus, ist nach den Annalen des Fenestella gearbeitet; der auch citirt wird. Der zweite Abschnitt, die Geschichte des Fechter- und Sklavenkriegs, wahrscheinlich nach Sallust; wiewohl Plutarch noch mehrere nutzte. Aber der wichtigste ist der dritte, die Geschichte des Zugs gegen die Parther, der mit dem Untergange von Crassus und seinem Heer endete; mit einer Genauigkeit und Ausführlichkeit beschrieben (Plutarch wird hier für uns Hauptquelle), daß solche Nachrich-

ten nur von Augenzeugen kommen konnten. Der Verf. macht es wahrscheinlich, daß Strabo und Johannes Damascenus, die diese wohl einsammeln konnten (der erstere wird citirt, der andere nach der Vergleichung von Bruchstücken), die Hauptführer waren. Vielleicht schrieben darüber auch Griechen, deren mehrere am Parthischen Hofe lebten, wo selbst Griechische Trauerspiele aufgeführt wurden; und gewiß that es Artavasdes, König von Armenien, ein Sohn des Tigranes, dessen Schrift Plutarch bei der Beschreibung der Feste am Parthischen Hofe, nach Crassus Untergang, benutzte. 6. Cn. Pompejus. In der ersten Abtheilung liegt Sulla zum Grunde; wie aus dem Ton klar ist, in dem von den Anhängern des Marius, Cinna und Carbo gesprochen wird; aber auch Sallust ist benutzt, wie die Vergleichung der Bruchstücke lehrt. In den folgenden Abschnitten kann es nicht bezweifelt werden, daß Posidonius zur Hand war. Aber Hauptführer war ein Grieche Theophanes. Er war von Lesbos, der Freund, Vertraute, und Begleiter des Pompejus noch auf seiner letzten Flucht nach Aegypten, zu der er selber gerathen hatte. Schon bei Lebzeiten des Pompejus besang er seine Thaten; und ward zur Belohnung Römischer Bürger. Es ist aber auch gewiß, daß er auch sein Geschichtschreiber ward, und daß Plutarch das Meiste aus ihm genommen hat; wie die so genaue Erzählung des Todes des Pompejus. Außerdem sind Asinius Pollio, in seiner Geschichte des Bürgerkriegs zwischen

Cäsar und Pompejus; und auch Cäsar de bello civili benutzt. 7. M. Porcius Cato. Auch hier war wiederum die Schrift eines vertrauten Freundes, und fast unzertrennlichen Begleiters des Cato, nämlich des Munatius Rufus, die Hauptquelle. Er schrieb nicht blos, wie Vossius meint, die Geschichte der Gesandtschaft nach Cyprus, sondern das Leben des Cato. Seine Schrift ward wieder genutzt von Thraseas Pactus, dem edeln Weisen, den Nero umbringen ließ. Beide hatte Plutarch vor Augen. Außerdem findet es der Verf. aber höchst wahrscheinlich, daß einer der beiden Weltweisen, die zuletzt noch allein bei Cato waren, Apollonides der Stoiker, und Demetrius der Peripatetiker, vermuthlich der erstere, seine letzten Stunden beschrieben habe; weil so genaue Nachrichten von keinem andern kommen konnten. Uebrigens sind außer diesen Schriften der Freunde des Cato auch die der Gegner, der bekannte Anticato des Cäsar, und eine Schmähschrift des Scipio Metellus, Schwiegervaters des Pompejus, nicht unbeachtet geblieben. 8. M. Brutus. In seinem letzten Werke, der Iconographia Romana, hat Visconti den Plutarch beschuldigt, er habe Brutus nur nach der Schilderung seiner Freunde dargestellt; der ein Wucherer, und noch dazu ein harter Wucherer, gewesen sey. Aber kühner Republikanismus kann in einer aristokratischen Republik sehr wohl mit großen Fehlern des Privatlebens bestehen; wie die Polnische Geschichte zeigt. Neben den Schriften der Freunde des Brutus hat aber Plutarch zugleich die Geschichten

des Cäsar Augustus genutzt, der nicht sein Freund seyn konnte. Außerdem eine Briefsammlung des Brutus selber; wornach er am meisten das Urtheil über seinen Charakter bestimmt zu haben scheint. Die Schrift des Stiefsohns des Brutus, des Bibulus, scheint nicht sowohl ein Leben, als eine Sammlung von Denkwürdigkeiten gewesen zu seyn; *ἀπομνημονεύματα* heißt sie bei Plutarch selber. Hauptquellen waren aber die Schriften zweier Freunde des Brutus, des Volumnius, und des Messala Corvinus. Beide waren seine Vertrauten, und seine Begleiter bis an seinen Tod. Volumnius beschrieb sein Leben. Messala Corvinus, der Beschützer des Tibull's, und nachmals der Freund des Augustus, vorher aber nicht blos Anhänger, sondern auch Unterbefehlshaber des Brutus in der Schlacht bei Philippi, die Geschichte des Kriegs mit den Triumviren. So beruhen also jene interessanten Erzählungen von den Tagen bei Philippi, und dem Tode des letzten der Römer nicht auf ungewissen Sagen; es sind die Nachrichten der Theilnehmer und Augenzeugen. Volumnius sollte Brutus den letzten Dienst erzeigen; verweigerte es aber; Strato, der ihm das Schwerdt hinhielt, in das er sich stürzte, ward nachmals dem August von Corvinus Messala mit den Worten vorgestellt: "dieß ist der Mann, der meinem Brutus den letzten Dienst erwies;" und August nahm diese Aeußerungen nicht übel. — Die Geschichte der Verschwörung gegen Cäsar und ihrer Ausführung ist aus einer nicht weniger sichern Quelle. Nämlich aus

der Geschichte derselben von Empylus, einem Griechen und vertrauten Freunde des Brutus, der um Alles wußte. 9. M. Antonius. Eine der wichtigsten Biographieen, da Plutarch hier in mehreren der erheblichsten Erzählungen Hauptquelle ist. Den Zug des Antonius gegen die Parther, den Untergang des Hauses der Ptolemäer kennen wir beinahe nur aus ihm. Die Biographie zerfällt in die beiden Theile vor und nach der Ermordung Cäsar's, wo Antonius erst Hauptperson wird. In der ersten ist Mehreres aus der eigenen Schrift des Antonius, seinen Antiphilippicis oder Antworten auf die Angriffe des Cicero, genommen. Einiges noch aus den Commentarien Cäsar's. Der ungleich wichtigere ist der zweite Theil. Hier fällt es bald in die Augen, daß Plutarch Gegner des Antonius benutzte, der das gewöhnliche Schicksal unglücklicher Feldherren und Staatsmänner hatte, daß nach ihrem Fall ihre Geschichte entstellt wird. Welche Hauptquelle aber Plutarch benutzte, würde nicht zu verkennen seyn; hätte er sie auch nie genannt. Es sind die dreizehn Bücher der Geschichten des Cäsar Augustus, von denen ein großer Theil im Auszuge im Antonius uns erhalten ist. August schrieb sie, um die Schuld des Bürgerkriegs von sich auf Antonius zu wälzen; und darnach ist Alles gestellt. Die Vorliebe für seine Lieblingsschwester, die Octavia, der Haß gegen Antonius, sprechen sich auf jeder Seite aus. Freilich schrieb Cäsar Augustus sein Leben während der Römischen Staatsumwälzung; aber seit Cäsar's Ermor-

dung war dieses mit dem des Antonius so tief verschlungen, daß sie nicht zu trennen waren. Eine Ausnahme macht hier die Geschichte des Zugs gegen die Parther, die August schwerlich erzählen konnte. Diese Erzählung ist aber so genau und umständlich, daß jeder bald einräumen wird, daß sie nur von einem Theilnehmer und Augenzeugen herrühren kann. Es ist dieß nämlich ein gewisser Q. Dellius, einer der Lieblinge des Antonius, der jedoch nachmals von ihm und der Cleopatra zu dem Octavian überging; der bei jenem Feldzug selber ein Commando hatte; und nach Strabo (wo er, wie schon *Casaubonus* bemerkte, durch einen Schreibfehler *Adelphius* heißt:) die Geschichte desselben, auch noch einen Theil der nachmaligen Vorfälle an dem Hofe der Cleopatra, schrieb. Daß Plutarch aus ihm schöpfte, ist nicht zweifelhaft, da er ihn nennt. Vom dreiundfunfzigsten Kapitel an wird wieder *Cäsar* Augustus der Hauptführer; wie der *ganze Geist* der Erzählung auf das deutlichste zeigt; wenn auch *Einiges* noch aus Dellius und Andern entlehnt seyn mag. Ist doch sogar seine Unterredung mit Cleopatra darin aufgezeichnet! Ihm verdanken wir eigentlich die Geschichte des Untergangs des Antonius und des Hauses der Ptolemäer. Bei den letzten Schicksalen der Cleopatra ist aber noch eine Schrift ihres Arztes und Vertrauten, des Olympus, über ihre letzte Geschichte, zu Rathe gezogen; ihre eigentliche Todesart, ob sie wirklich an dem Biß einer Natter gestorben, konnte schon dieser nicht mit Gewißheit *angeben*;

ben; da nur zwei Sklavinnen dabei zugegen waren, die ihre Herrin nicht überleben wollten. 10. M. Tullius Cicero. Der Verf. zeigt, daß drei Hauptquellen hier benutzt sind. Erstlich die Schriften des freigelassenen Tiro, sowohl sein Leben des Cicero, als seine Sammlung der Facetien. Ferner die eigene, Griechische Schrift des Cicero, de consulatu suo. Nach ihr, nicht nach Sallust, ist die Geschichte der Vereitelung der Verschwörung des Catilina bearbeitet; wir haben diese Schrift des Cicero hier also im Auszuge. Endlich im letzten Abschnitt von der Errichtung des Triumvirats an, wieder die Denkschriften von Cäsar Augustus; wozu noch einige Nachrichten von Hausgenossen, die Hinrichtung betreffend, gekommen zu seyn scheinen. 11. Julius Cäsar. Plutarch las Cäsar's Commentarien, sowohl über den Gallischen, als den Bürgerkrieg. Besonders scheinen jedoch die Leben Cäsar's von seinen Freunden, Hirtius, Cornelius Balbus und C. Oppius benutzt zu seyn; auch Strabo in seinen Geschichten. Das Einzelne läßt aber nicht genau sich angeben, ist auch nicht nöthig. Daß die Geschichte der Verschwörung hauptsächlich auf der Autorität des Empylus, des Freundes des Brutus, beruhe, ist oben schon bemerkt. — Angehängt sind noch einige Bemerkungen über die Biographieen des Galba und Otho; die nicht mehr zu den Parallelen gehören, sondern aus einer Reihe der Biographieen der Cäsar's übrig zu seyn scheinen. Die Quellen lassen sich nicht genauer nachweisen, da Plutarch Niemand nennt; den Geheim-

schreiber des Otho Secundus ausgenommen; und mit den Schriften auch die Namen der Schriftsteller untergegangen sind. Tacitus und Sueton waren gewiß nicht die Führer; Plutarch hat sie schwerlich gekannt; auch hätte er sie wohl nicht verstanden. Mehreres beruht auch auf mündlichen Nachrichten.

Wenn gleich der Verf. am Schluß dieser Untersuchungen weit davon entfernt ist, sich selber Genüge geleistet zu haben, so hofft er doch, daß die Kritik der alten Geschichte wesentlich dadurch gewonnen hat; und daß die Gewißheit, manche der ersten verloren gegangenen Schriften des Alterthums in Plutarch's Biographieen im Auszug zu besitzen, ein angenehmes Resultat seyn werde. Auch über Plutarch als Geschichtschreiber wird sich nun ein sicheres Urtheil fällen lassen. Frägt man, inwiefern er Kritiker war? So war er es allerdings nicht in jenem Sinne, daß er durchweg aus den ersten Quellen als Forscher geschöpft hätte. Wie kann man dieses aber auch von dem Biographen verlangen, der selber erinnert, daß er Biographieen, aber keine Geschichte, schreibe? Er schöpfte aus Bearbeitern der Geschichte, aber in der Wahl von diesen war er sehr streng. Er wählt die ersten Schriftsteller, am liebsten gleichzeitige, wo dieses möglich war. Er hat diese, so viel wir urtheilen können, treu excerpirt. Aber er war bei seiner unermeßlichen Belesenheit gar nicht bloßer Compilator. Seine Erzählung ist gewöhnlich mit Räsonnement durchflochten, das sein Eigenthum ist. Ueber dieses bleibt jedem Leser sein Urtheil frei; auch wo es gegen

ihn ausfallen sollte, thut es seiner Wahrhaftigkeit als Erzähler keinen Eintrag. Den tiefen politischen Blick des Staatsmannes kann man allerdings ihm nicht beilegen. Aber er war ein durch Studien gebildeter, sehr wohldenkender, und für alles Schöne, Große und Edle, empfänglicher Mann. Dieser sein Charakter spiegelt sich in jeder seiner Biographieen; und eben dadurch haben sie so außerordentlich auf ähnliche edle Charaktere gewirkt. Zu welchen schiefen Ansichten der alten Geschichte eine oberflächliche Beurtheilung Plutarch's führt, davon hat Hr. Mitford in dem vierten Bande seiner Griechischen Geschichte durch seine wegwerfenden Urtheile über Plutarch neulich ein auffallendes Beispiel gegeben.

Funfzehnte Abhandlung.

De fontibus Geographicorum Strabonis, Commentat. I.

(Vorgelegt am 5. August 1820. Diese und die folgende Abhandlung werden in Commentat. rec. S. So. Vol. V. erscheinen.)

Auf die Untersuchungen über die Quellen des Plutarch, die in vier Abhandlungen vollendet ward, läßt der Verf. jetzt die über Strabo folgen; welche in zwei Vorlesungen vollendet seyn wird; wovon die jetzige erste die zehn ersten Bücher, also die *allgemeine* Geographie in den beiden ersten, und von der speciellen Europa, in den acht folgenden, umfaßte. Früher waren bekanntlich schon die Forschungen über die Quellen des Justin oder Trogus Pompejus vorausgegangen; denn der Verf. glaubt seine Thätigkeit bei der k. Societät nicht besser als auf dieses, noch so wenig bearbeitete, Feld verwenden zu können; wodurch so vielen der wichtigsten Abschnitte der alten Geschichte und Erdkunde ihr kritisches Fundament *erst* untergelegt wird. — Die Untersuchung über die

Quellen des Strabo ist weniger erschwert; weil der Schriftsteller seine Quellen mehr nennt, als Plutarch und Justin; man kann aber an den Kritiker nicht die Forderung machen, sie allenthalben nachzuweisen; weil Strabo großentheils nach eigener Ansicht, oder nach mündlicher Erzählung, schrieb; da er zunächst die Gegenwart schildern wollte. Die Untersuchung über seine Quellen muß sich also auf die schriftlichen Werke beschränken, die er zu Rathe zog; welches indeß allerdings auch mehr oder weniger bei den Ländern geschah, die er selbst bereist hatte. Nach seinem eigenen Bericht besuchte Strabo die Länder von Armenien bis nach Etrurien; und von dem schwarzen Meere bis zu der Aethiopischen Grenze; also Vorderasien, Griechenland, Macedonien, Syrien, Aegypten, Unter- und Mittel-Italien und die Inseln. Er scheint darin sich Polybius und Posidonius zu Vorbildern genommen zu haben. Er hinterließ zwei Hauptwerke; die Geschichten, eine Fortsetzung des Polybius bis auf August, oder Cäsar's Ermordung; die verloren sind; und die Geographie, die wir, wenn gleich nicht ohne Lücken, besitzen.

Buch I, II. enthält also die allgemeine Geographie. Homer ist ihm die erste Quelle. Der Verf. suchte also zu bestimmen, inwiefern er hierin Recht habe? Die Ansicht derselben Gegenden, die Homer so unübertrefflich wahr beschrieb, konnte ihn leicht zu einer uns übertrieben scheinenden Vorliebe verleiten. — Die folgenden Geographen theilt Strabo selber in die ältern und neuern; d. i. vor und aus

dem Macedonischen Zeitalter. Zu jenen gehören nach Strabo: Anaximander, der die erste Welttafel verfertigte; Hekataeus, der sie verbesserte, und eine Descriptio orbis schrieb; so wie Demokritus und Eudorus; in einem andern Sinne Dikaearchus, der seiner Beschreibung Griechenlands nur allgemeine Nachrichten beifügte; und Ephorus, der in sein großes historisches Werk geographische Abschnitte einschaltete. Zu den neuern, im obigen Sinne, zählt Strabo Eratosthenes, den Schöpfer der wissenschaftlichen Geographie in seinen Geographicis in drei Büchern, wovon das erste die physische, das zweite die mathematische, das dritte die historisch-politische Geographie nach den drei Welttheilen umfaßte. Gegen ihn schrieb Hipparch gleichfalls in drei Büchern; der es versuchte, die Geographie nach astronomischen Beobachtungen zu berichtigen. Endlich Polybius und Posidonius; die beide, so wie Ephorus, ihren großen historischen Werken geographische Abschnitte einfügten; wiewohl von Posidonius auch außerdem das Werk de Oceano von Strabo benutzt ward. Von diesen Allen handelte der Verf. zuerst litterarisch, um in der Folge sich darauf beziehen zu können; und sprach dann über Strabo's Beurtheilung derselben, seine Vergleichung des Eratosthenes und Hipparch, gegen welchen letztern er den erstern vertheidigt, und seine eigene Ansicht von der Größe, Umfang und Gestalt des Erdkörpers überhaupt; besonders der bewohnten Erde. — So viel über die zwei ersten Bücher.

Mit dem dritten Buche beginnt die Specialgeographie; dieß dritte Buch ist der Pyrenäischen Halbinsel, oder Spanien gewidmet. Strabo war hier nicht selbst; seine Beschreibung ist aus seinen Vorgängern geschöpft. Seine Hauptführer waren: Artemidorus von Ephesus, der Zeitgenoß von Ptolemäus Lathyrus. Er war selbst in Spanien. Seine Geographumena waren eine Küstenbeschreibung (Periplus) des Mittelmeers und des rothen Meers; Strabo benutzte sie hauptsächlich zur Bestimmung der Reisemaße, die darin sorgfältig angegeben waren. Wichtiger für ihn war Posidonius; auch ein Augenzeuge. Der Verf. zeigt, daß ein großer Theil des dritten Buchs theils aus seinem historischen Werk, theils aus dem über den Ocean, geschöpft ist. Ueberhaupt ist kein anderer Schriftsteller mehr von Strabo benutzt worden. Zu diesen kommt Polybius; auch er war in Spanien, und ist hauptsächlich in dem benutzt, was über die Völkerschaften Spaniens vorkommt. Außer diesen sind an einzelnen Stellen benutzt Timosthenes, Schiffshauptmann von Ptolemäus Philadelphus, in seinem Werk über die Häfen; und der Grammatiker Asklepiades von Myrlea, der in Spanien lehrte, und über die Alterthümer der Spanischen Völkerschaften schrieb. Auf Ephorus legt Strabo für Spanien wenig Gewicht.

Das vierte Buch; Gallien und Britannien. Keins von beiden sah Strabo selber; aber Gallien war schon völlig Römische Provinz und ziemlich romanisirt. Sichtbar ist hier das Meiste aus mündli-

chen Berichten genommen; woran es nicht fehlen konnte. Von Schriftstellern ward benutzt Cäsar in seinen Commentarien de bello Gallico, was Casaubonus vergeblich hat bezweifeln wollen. Außerdem die oben erwähnten Geschichtschreiber Posidonius und Polybius. Entweder aus *einem* von diesen, oder auch aus dem Werk des Aristoteles über die Staatsverfassungen, das Strabo anderwärts citirt, sind die Nachrichten über die Verfassung von Massilien geschöpft; aber in Verbindung mit mündlichen Berichten, über den damaligen Zustand. — Ephorus hat auch hier kein Gewicht; und *nur gelegentlich* ist ein gewisser Timagenes *benutzt*; *wahrscheinlich* der Freund des Pollio. Für Britannien hat Strabo keinen andern Schriftsteller als Cäsar benutzt; außerdem aber die mündlichen Erzählungen von Kaufleuten, die unter August *nicht* selten nach Britannien gingen. Von Hibernia gesteht er selbst, blos einige ungewisse *Sagen über die Wildheit* der Einwohner zu kennen, die Menschenfleisch, *und selbst* ihre verstorbenen Aeltern, essen sollen. Thule ist ihm blos die nördlichste der Inseln; und kann also nicht bestimmt gedeutet werden. Den Nachrichten des Pytheas über den Norden will er keinen Glauben beimessen; aber ein paar von ihm angeführte, über die Verfertigung des Getränks aus Getreide und Honig (Meth), und über das Dreschen des Getreides in eigends dazu errichteten Gebäuden, sind keinesweges fabelhaft. Von diesen Inseln kehrt Strabo wieder nach dem Continent zurück, um über die Al-

pen nach Italien zu gehen. Die Beschreibung der Alpen ist hauptsächlich nach Polybius im vier- unddreißigsten Buch seines Werks. Außerdem konnte es Strabo nicht an mündlichen Nachrichten fehlen.

Das fünfte und sechste Buch umfaßt Italien, und die dazu gehörigen Inseln. Das Meiste floß hier aus der Autopsie, oder, wie bei Gallia Cisalpina, aus mündlichen Erzählungen; was aus Schriften geschöpft ist, läßt sich meist auf zwei Gegenstände zurückbringen: Maaße und Alterthümer. Für die Maaße müssen wieder Polybius und Artemidorus, besonders der erstere, genannt werden; außerdem aber ein Schriftsteller, den Strabo öfter citirt, aber nie mit Namen nennt; sondern ihn nur durch den Chorographus bezeichnet. Von den vorher erwähnten wird er ausdrücklich unterschieden. Der Verf. zeigt zuerst, daß er ein Römer, kein Grieche sey; weil er die Maaße stets nach Millien (Millia passuum), nicht nach Stadien angiebt; und findet es wahrscheinlich, daß M. Agrippa, August's Schwiegersohn, darunter zu verstehen sey; der eine Abbildung und Beschreibung des Römischen Reichs, mit den Maaßen, hatte verfertigen lassen, wie aus Plinius, der sich mehrmals darauf beruft, klar ist. Der Verf. würde diese seine Meinung durch die Vergleichung mit Plinius für erwiesen halten, wenn nicht die Angaben in den Zahlen zuweilen von einander abwichen; welches aber auch in Schreibfehlern seinen Grund haben kann, wenigstens kennt der Verf. keine wahrscheinlichere Hypothese. — Die andere

Klasse der Gegenstände betrifft die Alterthümer der Städte und Völker Italiens, die oft in Excursen erläutert sind. Hier waren, wie bei den Excursen über die Etrusker und Pelasger, Ephorus, Timaeus, zum Theil auch die Verfasser der Atthides, bei andern, wie bei den über den Ursprung der Latini, auch Römische Schriftsteller, wie Fabius Pictor und Cäcilius, die Führer. Aber der wichtigste bleibt doch ein Grieche, Antiochus von Syrakus; der schon in die Periode von Dionys I., 400 v. Chr., gesetzt wird. Er hatte zwei Werke hinterlassen, die Italica und die Sicula, in denen die *Stiftung* und älteste Geschichte der Griechischen *Städte in Sicilien* und Italien, nach den vorhandenen Denkmälern, erörtert waren. Beide sind von Strabo benutzt worden; wie bei Elea, Croton, Tarent u. a. Aber auch Polybius, Posidonius, ja selbst auch wohl die Dichter, wie Pindar u. A., wurden zu Rathe gezogen.

Das siebente Buch enthält Germanien und den Norden von Europa. Ohne Zweifel ist dieß der am wenigsten befriedigende Theil seines Werks; aber auch das macht Strabo Ehre, daß er lieber seine Unwissenheit gesteht, als sie verdeckt. Weder eigene Ansicht, noch auch leicht Erzählungen seiner Zeitgenossen, konnten hier die Quellen seyn; nur schriftliche Nachrichten. Bei Germanien sind diese im Ganzen nicht zweifelhaft; aber wohl im Einzelnen. Es waren die Geschichtschreiber der Deutschen Kriege; denn nur so weit reicht bei ihm die Kunde

Germaniens, als die Waffen der Römer gereicht hatten. Ueber die Länder jenseit der Elbe bekennt Strabo ganz offen seine Unkunde. Aber welche Geschichtschreiber? Cäsar ist hier nicht genutzt; ohne Zweifel weil der Geograph reichere Quellen hatte. Der Verf. glaubt zwei Klassen unterscheiden zu müssen; die eine, die Schriftsteller über die Kriege zwischen Elbe und Rhein; besonders die Feldzüge des Tiber; die andere über die Geschichte des Markomannen-Königs Marboduus in Böhmen; deren Namen, so wie ihrer Nachbaren der Quaden u. a., Strabo nicht unbekannt sind. Aber die Namen der Schriftsteller sind meist mit ihren Werken untergegangen; und der Verf. giebt es nur als Vermuthung, daß der im zweiten Buch genannte Asinius, der den Rhein und die ihm anwohnenden Völker beschrieben hatte, dahin zu rechnen sey. — Ueber die nördlichen Länder, von der Elbe bis zum Eingang des Caspischen Meers (das Strabo für einen Busen des nördlichen Oceans hielt), gesteht er seine Unwissenheit; nie sey, so viel er wisse, die Küste befahren, oder das Land bereist. Doch gilt dieß nur von den nördlichern Ländern; die südlichern, längs der Donau und dem schwarzen Meer, bis zum Tanais kennt er, so wie die Völker die sie bewohnen, Cimbern, Geten, Scythen, bis zu den Roxolanen; was jenseit diesen liege, sey unbekannt. Die Quellen dieser Nachrichten sind nicht zweifelhaft; es sind die Geschichtschreiber der Cimbrischen und nachmals der Mithridatischen Kriege. Unter beiden ragt Posidonius hervor; dessen Werk die einen und die andern umfaßte; und

gewiß ist Er der Hauptführer. Aus ihm sind besonders die Nachrichten über die Cimbern und ihre Züge. An einzelnen Stellen sind Ephorus, Apollonides und Hypsikrates befragt, der den Caucasus gut beschrieben hatte. Endlich auch bei Illyricum ist Posidonius Hauptschriftsteller; andere, wie Theopomp und Eratosthenes, werden nur tadelnd erwähnt.

Die drei folgenden Bücher sind Griechenland, B. VIII. IX. dem festen Lande, B. X. den Inseln gewidmet. War bei jenen Mangel, so war hier Ueberfluß von Nachrichten; auch sprach hier Strabo aus eigener Ansicht; denn nicht nur den Continent, sondern auch die Inseln hatte er besucht. Wir können hier nur einige Hauptpunkte herausheben. Insofern von den Maaßen die Rede ist, sind Artemidorus und Polybius die Hauptführer. In Beziehung auf die Alterthümer erklärt Strabo selber den Ephorus für denjenigen, den er am meisten gebraucht habe. Aber auch die meisten andern berühmten Geschichtschreiber und Geographen, Eratosthenes, Hipparch, Thucydides, Theopomp, Antimachus, auch die Verfasser der Atthides, Philochorus u. a. sind benutzt, auch wohl die Dichter. Besonders muß bemerkt werden, daß das oben erwähnte Werk des Aristoteles περὶ πολιτειῶν fleißig gebraucht wurde. Dasselbe ist der Fall Buch X. bei den Inseln; auch hier steht Ephorus oben an; wo aber außerdem bei einzelnen auch noch Schriftsteller über solche benutzt wurden; wie Sosikrates bei Creta; und

einige andere weniger erhebliche. — Die sieben übrigen Bücher wird die nächste Abhandlung umfassen.

Schon aus dieser Untersuchung über Europa ergiebt sich, was die folgende über die beiden andern Welttheile noch mehr bestätigen wird, wie beschränkt die Weltkunde von Strabo in Vergleich mit der des Ptolemäus war. Hatte nun in dem Jahrhundert, das zwischen ihnen liegt, sich wirklich die Erdkunde so sehr erweitert, oder hatte, wie ein neuerer Schriftsteller es wahrscheinlich macht *), Ptolemäus Phönicische Quellen, die Strabo fehlten? — Diese, für die höhere Alterthumskunde so wichtige Frage wird wohl erst ein künftiger Bearbeiter der Geographie des Ptolemäus entscheiden können.

*) Noch vorhandene Ueberbleibsel einer Phönicischen Weltcharte, von D. Bredmer, in: Neue Allg. Geographische Ephemeriden B. VII. 1820. 3tes Stück.

Sechszehnte Abhandlung.

De fontibus Geographicorum Strabonis, Commentatio II.

(Vorzulegen im Juni 1822.)

Die zweite Abhandlung über die Quellen der Geographie des Strabo umfaßt die sieben letzten, noch rückständigen, Bücher XI-XVII., welche von Asien und Afrika handeln. Nach derselben Methode, welche in der ersten Abhandlung befolgt war, werden auch diese behandelt. Das eilfte Buch, womit die Untersuchung beginnt, ist eins der wichtigsten, indem es die Beschreibung der Caucasischen Länder, vom Tanais an gerechnet, der als Grenzfluß zwischen Europa und Asien angenommen wird, bis zu den Oxusländern an der Ostseite des Caspischen Meers umfaßt. Strabo zeigt auch in der Beschreibung dieser Länder eine große Belesenheit, und hat Schriftsteller aus den verschiedensten Zeiten vor Augen gehabt.

Nach seiner eigenen Aussage indeß, waren diese Länder erst durch die Mithridatischen Kriege bekannter geworden; da Alexander nicht in sie eingedrungen war, und seine Begleiter, so wie ihre nächsten Nachfolger, nicht viel Neues und Zuverlässiges darüber hatten sagen können. Doch wurden Eratosthenes, Timosthenes, Patrocles und einige Andere, zu Rathe gezogen. Aber die eigentlichen genauern Nachrichten verdankt der Geograph doch nach seiner eigenen Versicherung den Geschichtschreibern der Mithridatischen Kriege. Man muß sich erinnern, daß der Schauplatz dieser Kriege bis nach der Nordseite des Caucasus, bis nach der Taurischen Halbinsel, wohin Mithridat seine Zuflucht nahm, so wie bis nach Iberien und Albanien, wohin Pompejus vordrang, und durch das Bündniß des Mithridates mit dem Trigranes bis in das Herz von Armenien sich erstreckte. Daß nun unter diesen Schriftstellern Posidonius oben an steht, ist bereits bei andern Veranlassungen bemerkt. Strabo erwähnt ihn bei mehreren Gelegenheiten; wie denn auch besonders das, was von den Sitten und der Lebensart der Völker jener Gegenden erzählt wird, gewiß aus ihm genommen ist; nur in der Bestimmung der Maaße geht Strabo von ihm ab. Neben ihm muß besonders Theophanes aus Mitylene, der Geschichtschreiber der Thaten des Pompejus, erwähnt werden. Zwei andere Schriftsteller, Metrodorus aus

Scepsis, und Hypsikrates, werden als des dortigen Locals kundig erwähnt. Daß da, wo von ältern, selbst mythischen Gegenständen die Rede ist, wie in dem Excurse von den Amazonen (wo der Schriftsteller zwischen wahrer und mythischer Geschichte die Grenzlinie zu ziehen sucht), auch ältere Schriftsteller, wie Herodot, Ephorus, Theopomp und Andere benutzt werden, versteht sich von selbst. Bei den Ländern östlich vom Caspischen Meer mußte der Schriftsteller andere Quellen benutzen. Er bediente sich hier zum Theil der Begleiter Alexander's und ihrer *nächsten* Nachfolger, unter denen besonders Patrocles genannt werden muß. Durch diesen ist er auf seine Hypothese von dem Caspischen Meer, als einem Busen des Oceans, gekommen; welche Patrocles aufgestellt hatte, und die lange Zeit herrschend blieb. Aus ihm hatten sie nach Strabo Eratosthenes und Aristobul entlehnt. Indeß gab es doch auch unter den Geschichtschreibern dieser Zeit *einzelne*, die das Gegentheil behauptet hatten; unter denen Polycletus von Strabo namentlich angeführt wird; die aber dagegen in einen andern Irrthum verfallen waren, daß zwischen dem Caspischen Meer und der Palus Maeotis ein Zusammenhang statt finde. — Bei der Beschreibung der Länder östlich von dem Caspischen Meer waren indeß vorzüglich die Geschichtschreiber der Parthischen Kriege seine Führer. Unter diesen steht Apollodor aus

Arte-

Artemita bei ihm oben an. Aber auch Posidonius ward hier benutzt; überhaupt hatten die Begleiter und Geschichtschreiber von Pompejus auch von diesen Ländern und Völkern gesprochen; und besonders scheinen wir ihnen die Nachrichten über die Nomadenvölker schuldig zu seyn, welche das Bactrische Reich gestürzt hatten. Aber auch Alexander's Zug hatte schon ein Licht über jene Gegenden verbreitet, und auch Patrocles, Aristobul und Eratosthenes, konnten dabei benutzt werden. Bei dem nördlichen Medien oder Atropatene ward ein Schriftsteller Apollonides, und besonders der Begleiter des Antonius auf seinem Parthischen Feldzuge Adelphius oder Dellius benutzt. Das fernere Scythien sey unbekannt.

Das zwölfte, dreizehnte und vierzehnte Buch enthalten nun die ausführliche Geographie von Vorderasien, vom Euphrat bis zum Mittelmeer. Die Untersuchung über die Quellen wird hier jedoch fast überflüssig, da der Geograph hier durchgehends aus eigener Ansicht spricht. Gebürtig aus Amasea in Pontus, woselbst seine Familie, von der er uns mehrere Nachrichten giebt, zu den sehr angesehenen gehörte, war er hier zu Hause. Er bemerkt bei mehreren Gelegenheiten ausdrücklich, daß seine Absicht sey, den jetzigen Zustand zu schildern; und das Aeltere nur gelegentlich einzuschalten. Bei solchen Gelegenheiten werden die Schriftsteller, denen er folgte, gewöhnlich genannt; wel-

che einzeln aufzuzählen hier überflüssig seyn würde. Wir heben aus ihnen nur heraus den Artemidorus, dem er hauptsächlich in der Bestimmung der Maaße folgt; und den Demetrius von Skepsis, dem Zeitgenossen von Antiochus dem Großen, der neben dem Homer sein Hauptführer in der genauen Beschreibung von Troas ist.

Das funfzehnte Buch ist zunächst Indien, und demnächst den Persischen Ländern gewidmet. In Betreff Indiens gesteht Strabo selbst, daß seine Kunde beschränkt sey; weil wenige seiner Zeitgenossen dahin kämen, und auch die Kaufleute, die aus Alexandrien hingingen, selten bis zum Ganges gelangten. Die Quellen des Strabo sind also die Schriften der Begleiter Alexander's und seiner Nachfolger. Unter diesen steht oben an Megasthenes, der Gesandte des Seleucus Nicator, dessen Indica uns großentheils von Strabo erhalten sind. Nächst ihm Patrocles und Nearchus; weniger Credit hatten bei ihm Onesicritus und Daimachus, die doch neben fabelhaften Traditionen auch viel Wahres berichteten. Aus jenen Schriftstellern hatte Eratosthenes in seinem dritten Buche geschöpft; der also auch vorzüglich benutzt ward. Außerdem werden genannt: Artemidorus, der vom Ganges gesprochen hatte; Clitarchus, und ein gewisser Megillus. Erwähnt wird nur noch aus dem Nicolaus von Damascus die Erzählung von den Indischen Ge-

sandten an Augustus, die derselbe zu Antiochien sah. — Die eben erwähnten Schriftsteller blieben auch seine Führer bei Ariana, Carmania und Gedrosia; daß von diesen, außer dem, was Eratosthenes berichtet hatte, ihm nichts weiter bekannt sey, bemerkt er selbst. Die Nachrichten über die Religion und Sitten der Perser sind größtentheils von Herodot und Xenophon entlehnt, wenn er sie auch nicht nennt; zum Theil aber spricht auch Strabo als Augenzeuge; wie besonders bei dem Cultus der Feueranbeter in Cappadocien.

Das sechzehnte Buch umfaßt zuerst die Länder vom Tigris bis zum Mittelmeer; dann aber auch Arabien; den Persischen und Arabischen Meerbusen; und die Küsten des letztern. In der ersten Hälfte spricht Strabo großentheils als Augenzeuge; und nicht Alles ist hier aus frühern Quellen geschöpft. Allerdings indeß nimmt er zuweilen auch diese zu Hülfe, wo er von dem ältern Zustande der Länder und Städte spricht; wie den Ctesias und Herodot bei Babylon. Aber die Hauptquellen sind ihm dennoch theils Alexandrinische Schriftsteller, vor Allen Eratosthenes, theils aber, und vorzüglich, die schon erwähnten Geschichtschreiber der Mithridatischen und der Parthischen Kriege. Unter diesen steht wiederum Posidonius oben an. Aus ihm sind die Nachrichten über die Städte in Syrien und Phönicien; und der

Verf. trägt auch nicht den mindesten Zweifel, daß die Nachrichten über Moses und die Juden, welche dieß Buch enthält, aus eben der Quelle geschöpft sind. Nur das, was über Herodes d. G. und seine Familie gesagt wird, mag aus mündlichen Erzählungen, oder wahrscheinlicher aus dem Werk des Nicolaus Damascenus, des persönlichen Freundes des Herodes, den der Geograph bei anderer Gelegenheit citirte, genommen seyn. — Anders ist es nun bei der zweiten, so wichtigen, Hälfte dieses Buchs, welche Arabien, den Persischen Meerbusen, und die Westküste des Arabischen Meerbusens, die Wohnsitze der *Troglodyten* umfaßt. Bei dem Persischen Meerbusen sind Nearch, so wie Aristobul und Eratosthenes die Führer. Der letztere gleichfalls bei Arabien; wobei jedoch auch die mündlichen Nachrichten der Freunde des Strabo, des Philosophen Athenodorus, der in dem Handelsorte Petra, *im steinigten* Arabien, gewesen war, und des Aelius Gallus, der die vergebliche Unternehmung gegen das glückliche Arabien unter August befehligt hatte, wiewohl ohne große Erweiterung der geographischen Kunde, erwähnt werden müssen. Desto wichtiger aber sind die Nachrichten über die Westküste des Arabischen Meerbusens bis zu dem Zimmetlande. Ueber die Quellen derselben kann aber kein Zweifel seyn. Die Hauptquelle ist das Werk des Agatharchides über das rothe Meer, wie aus der Vergleichung

derselben mit den Excerpten im Photius und im Diodor klar ist; außerdem aber die Schriften des Artemidorus, von denen bereits in der vorigen Abhandlung die Rede war; und aus denen besonders die Maaße der Entfernungen auch hier genommen sind.

Das siebzehnte Buch endlich ist dem größern Theile nach der Beschreibung von Aegypten gewidmet. Wo Strabo hier Vorgänger benutzt, sind es Eratosthenes, und bei den Maaßen besonders wieder Artemidorus. Sonst kann von einer Erforschung der Quellen auch hier eigentlich nicht die Rede seyn; da Strabo, der ganz Aegypten bereiste, fast durchgehends als Augenzeuge spricht. — Die letzte kleinere Hälfte des Buchs ist zwar Libyen gewidmet; geht doch aber wenig über die an der Nordküste gelegenen Länder hinaus, wo wiederum Eratosthenes und Artemidorus, neben ihnen auch Posidonius, als Führer genannt werden; wiewohl sie gewiß nicht die einzigen waren. Außer ihnen werden ein Iphicrates und Timosthenes genannt. Der letzte ist der schon in der vorigen Abhandlung erwähnte Schiffshauptmann des Philadelphus; der einen Periplus, oder über die Häfen, geschrieben hatte. Der erste vielleicht der vom Athenäus erwähnte. Auffallend ist es, daß Strabo nirgends die Werke des Juba citirt, da er ihn doch selber wiederholt nennt. Daß übrigens seine Kunde des innern Li-

dyens nicht über Ammonium und die Dasen hinausgehe, bemerkt er selber. Es würde also vergeblich seyn, hier weitere Aufklärungen in ihm suchen zu wollen.

Register

zu Theil I — III. der vermischten historischen Schriften.

A.

H.

Heeren

O.

P.

T.

U.

V.

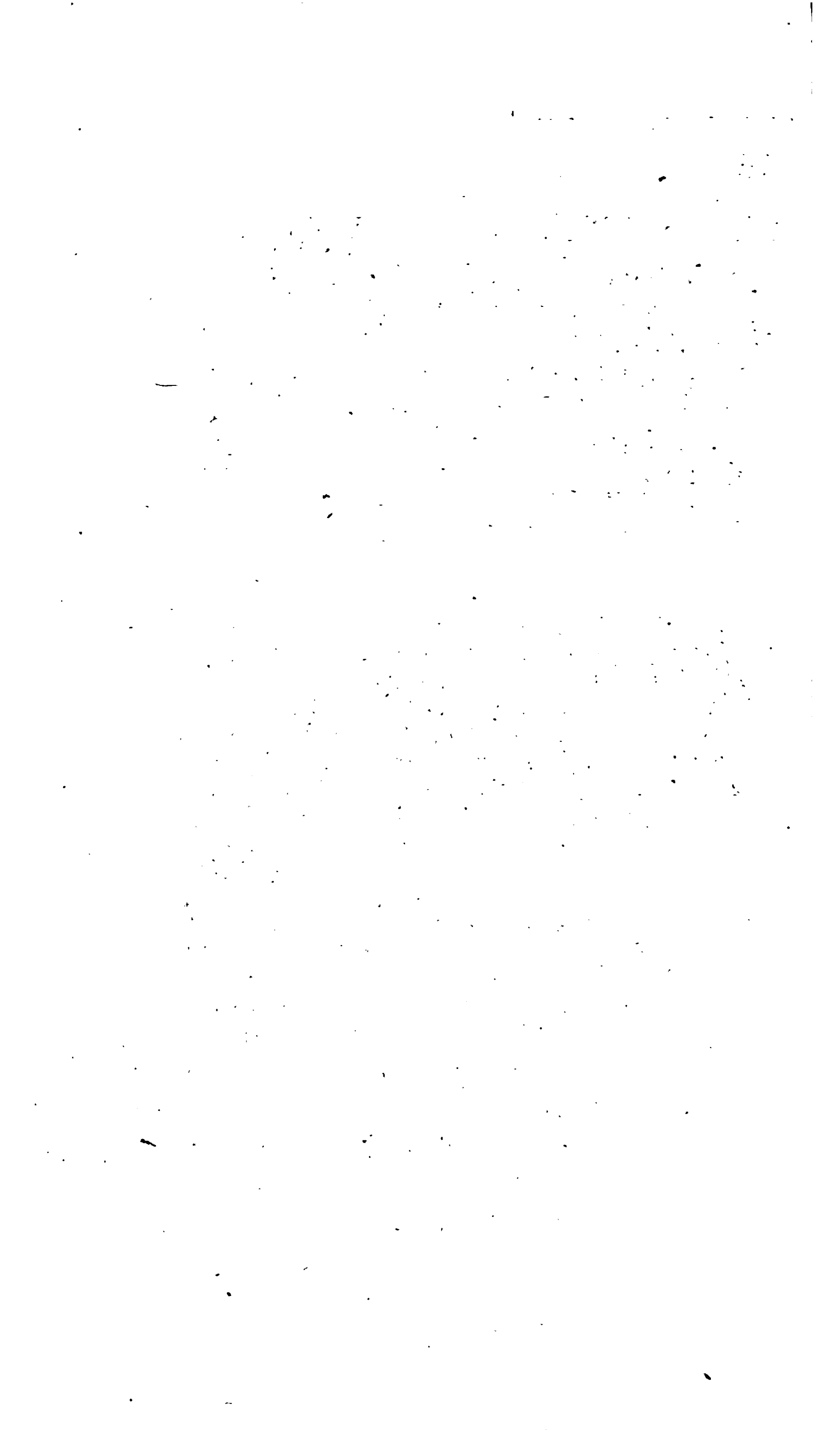
Tab. I.

... Long. 9 Alt. 2 $\frac{1}{2}$ palm.



ΘΑΡ ΗΦΑΙΣΤΟΝ ΚΑΙΜΗΠΡΟΣΑ
ΥΟΥ ΜΕΝΗΣΤΟΛΕΧΟΣΤΗΣΓΟΝ
ΙΑΤΩ ΕΠΙΤΗΝΓΗΝΠΕΣΟΥΣΗΣΕΠΙ
ΝΟΝΕΝ ΤΗΝΓΕΝΝΑΤΑΙΟΕΡΙΧΘΟΝΙΟΣ
ΑΝΟΝ ΠΡΟΤΗΣΕΡΙΔΟΣΑΘΗΝΑΣΠΡΟΣ
ΙΑΝΠΕ ΠΟΣΕΙΔΩΝΑΠΡΟΚΕΙΤΑΙΤΑΔΕ
ΤΕΡΟ
ΝΑΕΝ
ΜΑΧΙΑΣΟΥΧΗΝΤΕΛΕΣΙΣΟΜΗΘΥΜΝΑΙΟΣ
ΕΠΕΣΙΝ ΚΑΙΔΑΝΑΙΔΑΣ ΦΕΠΩΝ ΚΑΙΤΟΝ
ΗΝΟΙΔΙΠΟΔΕΙΑΝΤΗΝΥΠΟΚΙΝΑΙΘΩΝΟΣΤΟ
ΤΕΣΣΕΠΩΝΟΥΣΑΝ ΕΧΥΠΟΘΗΣΟΜΕΝΘΗΒΑΙΔΑ
ΝΤ ΝΜΙΛΗΣΙΟΝΛΕΓΟΥΣΙΝΕΠΩΝΟΝΤΑΘΡ
ΑΥΤΑΥΤΗΙΔΕ
ΝΑΥΚΑΟ

Fragmentum tabulae marmoreae
Operibus caelatis et inscriptionibus ornatae
ex Museo Borgiano Velitris.



1.

2.



